

ZWISCHEN
DENWELTEN



Band 3

Simone Bastian, Sabine Braunersreuther, Eckardt Buchholz-Schuster,
Barbara Fuchs, Peter Herz, Henning Hopf, Gerhard Knothe,
Mark Phillips, Ralf Reißing, Sandra Scalici, Elke Schwinger

Qualitäten

Herausgeber: Jürgen Krahl / Josef Löffl

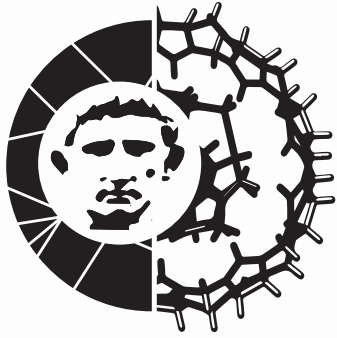


Cuvillier Verlag Göttingen



Zwischen den Welten
Band 3





ZWISCHEN DEN WELTEN

Band 3

Simone Bastian, Sabine Braunersreuther, Eckardt Buchholz-Schuster,
Barbara Fuchs, Peter Herz, Henning Hopf, Gerhard Knothe,
Mark Phillips, Ralf Reißing, Sandra Scalici, Elke Schwinger

Qualitäten

Herausgeber: Jürgen Krahl / Josef Löffl



Cuvillier Verlag Göttingen



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

1. Aufl. - Göttingen: Cuvillier, 2015

Gefördert durch Mittel der Oberfrankenstiftung



© CUVILLIER VERLAG, Göttingen 2015

Nonnenstieg 8, 37075 Göttingen

Telefon: 0551-54724-0

Telefax: 0551-54724-21

www.cuvillier.de

Alle Rechte vorbehalten. Ohne ausdrückliche Genehmigung des Verlages ist es nicht gestattet, das Buch oder Teile daraus auf fotomechanischem Weg (Fotokopie, Mikrokopie) zu vervielfältigen.

1. Auflage, 2015

Gedruckt auf umweltfreundlichem, säurefreiem Papier aus nachhaltiger Forstwirtschaft.

ISBN 978-3-7369-9140-8

eISBN 978-3-7369-9140-9



Inhalt

Vorwort	7
Danksagung	9
<i>Eckardt Buchholz-Schuster</i>	
Recht und Rechtsverwirklichung – zwei launische Forellen und ihre Qualitäten	11
<i>Barbara Fuchs</i>	
Von Außen und Innen: Die Qualitäten der Innenarchitektur	25
<i>Peter Herz</i>	
Die Besten. Moralische Kategorien in der politischen Diskussion der Antike	61
<i>Sandra Scalici & Mark Phillips</i>	
The Emotional Value of Brands	75
<i>Ralf Reißing</i>	
Softwarequalität	87
<i>Henning Hopf</i>	
Qualität durch Ranking?	109
<i>Gerhard Knothe</i>	
Messung wissenschaftlicher „Qualität“ mit dem Impact-Faktor? Ist der Impact-Faktor überhaupt relevant?	117
<i>Sabine Braunersreuther</i>	
Ein Paradigmenwechsel zugunsten der Qualitäten Älterer im Arbeitsmarkt – Ein Erfahrungsbericht	125
<i>Simone Bastian</i>	
Qualität im Journalismus – gibt es sie, und wie sieht sie aus? Eine subjektive Betrachtung	133
<i>Elke Schwinger</i>	
Vom Zusammenhang von Lebensqualität und Wirtschaftsbürger-Ethik	147
Kurzbiographien der Beiträgerinnen und Beiträger	159





Vorwort

Als Menschen brauchen wir Qualität. Sie ist gleichermaßen Garant und Innovations-treiber erster Güte. In der Wirtschaft werden Prozesse, Produkte und Dienstleistungen nach Maßgabe der Qualität kontinuierlich verbessert und miteinander verglichen. Die Diskussion um die Qualität hat zur recht auch die Hochschulen erreicht. Forschung wird nach Impactfaktoren gerankt und die Lehre nach Evaluationsergebnissen. Die Exzellenzinitiative des Bundes und der Länder zur Förderung von Wissenschaft und Forschung an deutschen Hochschulen orientiert sich ebenfalls an der Verbindung von Qualität und Innovationskraft.

Qualität ist eine wichtige Säule im Leitbild der Hochschule Coburg. Die Qualitätsentwicklung ist uns wichtig, aber nicht das Maß aller Dinge. Sie muss sukzessive und mit Rücksicht auf Gesundheit und Lebensqualität erfolgen. Für die Qualitätsentwicklung ist die Begrifflichkeit von großer Bedeutung. Im interdisziplinären Kontext muss geklärt werden, welche Betrachtungsweisen der Qualität die Unterschiede ausmachen und wo Gemeinsamkeiten zu unterstreichen sind. Der vorgelegte Band soll einen Beitrag dazu leisten.

Er betrachtet den Qualitätsbegriff sowohl aus der Fachlichkeit unterschiedlicher Disziplinen als auch vor dem Hintergrund der Hochschulentwicklung in Forschung und Lehre. Es wird schnell deutlich, dass Qualität kein Selbstzweck ist und wesentlich mehr beinhaltet, als die schnell formulierte Forderung nach Zuwachs und Anstieg. Qualität muss vielmehr mit Augenmaß, Sorgfalt und überfachlicher Reflexion verbunden werden.

In diesem Sinn wünschen wir unseren Leserinnen und Lesern viel Vergnügen und Muße beim Eintauchen in die unterschiedlichen Facetten des Qualitätsbegriffs, der hoffentlich auch auf die vorgelegte Anthologie anwendbar ist.

Ihre

Jürgen Krahl und Josef Löffl





Danksagung

Zur redaktionellen Qualitätssicherung haben neben den Autorinnen und Autoren folgende Personen beigetragen, denen wir an dieser Stelle ganz herzlich danken.

Dr. Margareta Bögelein

Prof. Dr. Philipp Epple

Dr. Regina Graßmann

Franziska Pfefferkorn

Madelaine Ruska

Dr. Claudia Schlager

Ein weiterer Dank richtet sich an Frau Franka Krüger und Herrn Professor Michael Heinrich für die Gestaltung des Umschlags.

Der Oberfrankenstiftung danken wir für die Förderung dieses Bandes und der gesamten der TAC-Buchreihe *Zwischen den Welten*.





Eckardt Buchholz-Schuster

Recht und Rechtsverwirklichung – zwei launische Forellen und ihre Qualitäten

Einführung

Spätestens seit den Zeiten *Heraklits* geht die Rechtsphilosophie sukzessive den qualitativ bedeutsamen Fragen auf den Grund, *was* als richtiges Recht anzusehen ist und *wie* dieses richtige Recht – etwa im Interesse seines Gerechtigkeitsgehalts und seiner Geltung – identifiziert und realisiert werden kann. Bedenklich indes erscheint, dass die Rechtsphilosophie als Zweig der Philosophie in Deutschland schon seit vielen Jahrzehnten recht fest in juristischer Hand ist. Der Rechtstheoretiker *Hubert Rottleuthner* hat diesen Umstand im Jahre 1970 auf sarkastische Weise qualitativ kommentiert:

„Die mangelnde Transparenz der Argumentationsmuster erlaubt die problemlose Verquickung unterschiedlichster Theoreme. Daraus resultiert das Rezeptive und Reprisenhafte eines Denkens, das mit Philosophieren so viel gemeinsam hat, wie eine Fischgräte mit dem Forellenquintett.“¹

Qualitativ vorzugswürdig wäre womöglich für manchen Leser ein sanfterer Einstieg in Form einer Frage? In diesem Sinne: Weist etwa ein gesetzlich verankertes Rechtsfahrgebot neben seinem (Rechts-)Sicherheit stiftenden Zweck auch eine darüber hinausreichende moralische Qualität auf, die sich dem alternativen Linksfahrgebot als überlegen erweist? Auch wenn dies auf den ersten Blick eher fernliegend erscheint, ist doch das Recht einschließlich seiner Verwirklichung – ob bewusst oder unbewusst – stets mit bestimmten Qualitäten verbunden. Diese Qualitäten sind nicht notwendiger Weise moralischer Natur. Bisweilen sind sie zudem auch nicht allgemeingültig verifizierbar, sondern entsprechen nur mehr oder weniger gut den formalen oder normativen Erwartungen unterschiedlicher beruflicher, gesellschaftlicher, politischer und/ oder wissenschaftlicher Gruppen; auch den jeweiligen Zeitgeist dürfen wir in diesem Kontext getrost einbeziehen. Die ehemalige Bürgerrechtlerin Bärbel Bohley hat dieses Phänomen unterschiedlicher qualitativer Wahrnehmungen im Rechtskontext mit der vielzitierten Formulierung „... die Gerechtigkeit gesucht und den Rechtsstaat bekommen“ lakonisch, vielleicht auch etwas resignierend auf den

¹ Nicht Rechts- sondern qualitativ verdächtige Juristenphilosophen am Werke sah *Hubert Rottleuthner* in seinem Beitrag, *Juristenphilosophie*, in: KJ 1970, 476 ff.



Punkt gebracht². Qualitative Erwartungen, de facto also subjektive Empirie, sind für die Zuschreibung oder Nichtzuschreibung oder auch für die Wahrnehmung bestimmter rechtlicher Qualitäten sehr entscheidend. Wie könnte es auch anders sein, wenn wir seit dem späten 18. Jahrhundert mit *Kant* getrost davon ausgehen dürfen, dass uns außerhalb der Naturwissenschaften „keine Erkenntnis a priori möglich (ist), als lediglich von Gegenständen möglicher Erfahrung“?³ Erfahrungsgespeiste rechtliche Qualitäten sind auf verschiedenen Ebenen zu schaffen, zu suchen und zu finden, so etwa:

- auf der *rechtsphilosophischen* Ebene, wenn wir die hochspannenden Fragen aufwerfen, ob ein als rechtsverbindlich anzusehendes Gesetz neben formalen auch moralische Qualitäten aufweisen sollte, wie diese ggf. zu beschreiben wären usf.
- auf der *rechtsmethodischen* Ebene, wenn zu klären und zu beschreiben ist, wie der Vorgang der Rechtsanwendung quasi qualitätssichernd auszugestaltet ist
- auf der *rechtspolitischen* Ebene, wenn es darum geht, Gesetze oder Urteile möglichst zweckmäßig zu verfassen – oder auch als unzweckmäßig zu kritisieren.

Um vor diesem Hintergrund einen kurzen Einblick in die Vielschichtigkeit rechtlicher Qualitäten zu geben, seien nachstehend zwei exemplarische Themenkomplexe skizziert, die summa summarum einen Einblick in Aspekte formaler, normativer und methodischer Rechtsqualität gestatten: Zum einen blicken wir auf die traditionsreiche rechtsphilosophische Naturrechts-Rechtspositivismus-Kontroverse, die u.a. die Relevanz moralischer Urteile über staatliches Recht zum Gegenstand hat, zum anderen wird die noch vergleichsweise junge, aber umso vehementer polarisierende Fragestellung der Verknüpfung methodischer Standards von Recht und Sozialer Arbeit vorgestellt. Während der erste Themenbereich die Gültigkeitsbedingungen von Rechtsnormen qualitativ hinterfragt, stehen bei der zweiten Fragestellung die Bedingungen gelungener Rechtsverwirklichung im Fokus, die wiederum nach rechtswissenschaftlicher Auffassung durch Rechtsnormen konditioniert wird.

Rechtsqualität in der Naturrechts-Rechtspositivismus-Kontroverse

Zu Beginn in diesem Zusammenhang ein Blick zurück: Über siebzig Jahre sind seit dem 8. Mai 1945 ins Land gegangen – jener „Stunde Null“, auch für die Frage „Wie war es möglich“. Thematisiert worden sind seither aus rechtshistorischer und rechts-

² Auch von vielen Juristen wurde die einprägsame Formulierung übernommen, vgl. etwa *Odersky*, Die Rolle des Strafrechts bei der Bewältigung politischen Unrechts, Karlsruhe 1992, 33.

³ *Kant*, Kritik der reinen Vernunft, Akademieausgabe, 128; URL: <http://korpora.zim.uni-duisburg-essen.de/kant/aa03/128.html#1> (Stand 10.8.2015)



philosophischer Perspektive auch immer wieder die Fragen nach der Mitschuld furchtbarer Juristen⁴, nach der Mitursächlichkeit staatlich gesetzten Unrechts⁵ und nach den diesbezüglichen methodischen Implikationen. Von den Nationalsozialisten als „Recht“ bezeichnetes Unrecht musste nicht nur faktisch und rechtshistorisch, sondern auch strafrechtlich und daher rechtsmethodisch und normativ aufgearbeitet werden; diesbezügliche Gerichtsentscheidungen – einhergehend mit qualitativen Grenzziehungen zwischen Recht und Unrecht – waren zu legitimieren. Der Jurist und Schriftsteller *Bernhard Schlink* hat u.a. dieser Thematik im Jahre 1995 in seinem Roman „Der Vorleser“ ein eindrucksvolles literarisches Denkmal gesetzt.

Nach dem Untergang der DDR ergab sich in einer Art „Geisterstunde“ für die bundesdeutsche Justiz unerwartet eine ähnliche methodische und normative Herausforderung⁶: Nicht nur die Todesstrafe für „Deserteure“ kurz vor oder gar noch kurz nach dem 8. Mai 1945, auch die Todesschüsse auf „Republikflüchtlinge“ an der innerdeutschen Grenze in den darauffolgenden Jahrzehnten, aber auch andere in staatlichem Auftrag begangene Schüsse und Taten, die nicht verhallen oder vergehen, hatten bisweilen auch eine gesetzliche oder verordnungsrechtliche Grundlage⁷ in vordemokratischer Zeit gehabt. Soweit vorhanden, waren diese Grundlagen nun von bundesdeutschen Gerichten im Rahmen strafrechtlicher Aufarbeitungen normativ zu

⁴ Vgl. hierzu z.B. *Müller*, Furchtbare Juristen. Die unbewältigte Vergangenheit unserer Justiz, München 1987; *Rüthers*, Entartetes Recht: Rechtslehren und Kronjuristen im Dritten Reich, München 1988.

⁵ Vgl. etwa zur Rolle des deutschen Zivilrechts zwischen 1933 und 1945 *Rüthers*, Die unbegrenzte Auslegung. Zum Wandel der Privatrechtsordnung im Nationalsozialismus, 7. Aufl., Tübingen 2012.

⁶ So hellsichtig *Mauz*, Die Justiz vor Gericht. Macht und Ohnmacht der Richter, München 1990, 19. - Zu einer vergleichenden Darstellung und Analyse rechtsphilosophischer Argumentationsmuster aus beiden rechtshistorischen Epochen vgl. *Buchholz-Schuster*, Rechtsphilosophische Legitimation der Rechtspraxis nach Systemwechseln. Eine Untersuchung zur Funktion von „Juristenphilosophie“, Berlin 1998.

⁷ Vgl. etwa § 5 Abs. 1 Kriegssonderstrafrechtsverordnung (KSSVO) vom 17.8.1938 (Reichsgesetzblatt 1939 I, 1456): „Wegen Zersetzung der Wehrkraft wird mit dem Tode bestraft: 1. wer öffentlich dazu auffordert oder anreizt, die Erfüllung der Dienstpflicht in der deutschen oder einer verbündeten Wehrmacht zu verweigern, oder sonst öffentlich den Willen des deutschen oder verbündeten Volkes zur wehrhaften Selbstbehauptung zu lähmen oder zu zersetzen sucht ...“ (Auszug). – Gesetzliche Grundlage für die Todesschüsse an der innerdeutschen Grenze war § 27 Abs. 2 GrenzG der DDR: „Die Anwendung der Schußwaffe ist gerechtfertigt, um die unmittelbar bevorstehende Ausführung oder die Fortsetzung einer Straftat zu verhindern, die sich den Umständen nach als ein Verbrechen darstellt. Sie ist auch gerechtfertigt zur Ergreifung von Personen, die eines Verbrechens dringend verdächtig sind ...“ Als Verbrechen wiederum wurde dabei grundsätzlich ein sog. „ungesetzlicher Grenzübertritt“ (§ 213 StGB-DDR) eingestuft. – Es versteht sich bei alledem von selbst, dass der Hinweis auf argumentative bzw. rechtsmethodische Parallelen im Bereich der Ahndung des DDR-Unrechts einerseits und der strafjustiziellen Aufarbeitung von NS-Verbrechen andererseits nicht mit der Quantifizierung verübter Verbrechen oder der Gleichsetzung der Ideologien verwechselt werden sollte.



überprüfen⁸: Wie verhielt es sich im Einzelfall schon zur Tatzeit mit deren jeweiliger (Un-)Rechtsqualität – und wie konnte diese begründet werden?⁹

In diesem Kontext standen den Gerichten, aber auch den wissenschaftlich argumentierenden Akteuren hinter den Kulissen verschiedene rechtsphilosophische Werkzeuge zur Verfügung: Naturrecht, Rechtspositivismus, aber auch eigenständige Konzepte wie etwa die berühmt gewordene *Radbruchsche Formel*¹⁰. Alle diese Konzepte haben nicht nur ihre eigenen Qualitäten und Defizite, sondern beinhalten zum Teil auch qualitative Aussagen oder Konsequenzen in Bezug auf die (Un-)Rechtsqualität staatlicher Gesetze. Sie lassen sich im Rahmen des vorliegenden Beitrages nur stark verkürzt in ihren maßgeblichen Charakteristika wiedergeben – de facto werden sie durch eine über Jahrzehnte (im Falle der *Radbruchschen Formel*) bzw. gar Jahrhunderte (im Falle von Naturrecht und Rechtspositivismus) stetig angewachsene Flut unterschiedlicher Spielarten, Veröffentlichungen und Rezeptionen repräsentiert¹¹.

Nach klassischer *rechtspositivistischer Auffassung* ist für die Geltung eines Gesetzes – und damit auch für seine Rechtsqualität – nicht sein Inhalt, sondern ausschließlich die Durchführung eines förmlichen Gesetzgebungsverfahrens entscheidend: Die Positivität wird daher in den doppelbödigen Worten *Artur Kaufmanns* „zur ‚Natur‘ des Rechts“¹². Dies gewährleistet – unabhängig vom Inhalt der jeweiligen Gesetze – im Guten wie im Bösen zumindest eine wichtige rechtliche Qualität, die zugleich ein formales Gerechtigkeitselement darstellt: die Rechtssicherheit! Darf es aber – unabhängig vom Inhalt eines Gesetzes – einen schrankenlosen Vorrang der Rechtssicherheit gegenüber moralischen Einwänden geben? Wenn dies zutreffen soll, dann lassen sich unmoralisch erscheinende Gesetze konsequenter Weise nur rückwirkend korrigieren – entweder durch eine offen rückwirkende Gesetzgebung, oder durch eine verdeckt rückwirkende, rechtsstaatliche Auslegung vor-rechtsstaatlichen Rechts unter Beachtung des Verhältnismäßigkeitsgrundsatzes.

⁸ S. zu den ersten Nachkriegsjahrzehnten etwa die Quellensammlung von *Rüther* (Hrsg.), Justiz und NS-Verbrechen. Sammlung deutscher Strafurteile wegen nationalsozialistischer Tötungsverbrechen 1945-1966, Bd. I-VII, Amsterdam 1968-1971.

⁹ Die immer wieder kontrovers diskutierte, gesellschafts- und rechtspolitische Frage, inwieweit die begrenzte, auf individuelle Schuld zugeschnittene „Brille des Strafrechts“ überhaupt geeignet ist, als Mittel der Vergangenheitsbewältigung komplexes Systemunrecht aufzuarbeiten, muss im Rahmen dieser Darstellung ausgeblendet werden. Vgl. zur diesbezüglichen deutschen Diskussion der frühen neunziger Jahre im 20. Jahrhundert *Buchholz-Schuster*, a.a.O. (Fn.6) 139 ff. m.w.N.

¹⁰ Letztere veröffentlicht in dem wohl prominentesten rechtsphilosophischen Beitrag aus der deutschen Nachkriegszeit: *Radbruch*, Gesetzliches Unrecht und übergesetzliches Recht, SJZ 1946, Sp. 105 ff.

¹¹ Vgl. hierzu statt Vieler z.B. *Kaufmann*, Problemgeschichte der Rechtsphilosophie; in: *Ders., Hassemer* (Hrsg.), Einführung in Rechtsphilosophie und Rechtstheorie der Gegenwart, 5. Aufl., Heidelberg 1989, 77 ff. (zum sog. „rechtswissenschaftlichen Rechtspositivismus“), 92 ff. (zum Rechtsbegriff und zur Formel *Gustav Radbruchs*), 118 ff. (zum sog. „logischen Rechtspositivismus“, insbesondere der „Reinen Rechtslehre“ *Hans Kelsens*); s. zudem *Ellscheid*, Das Naturrechtsproblem. Eine systematische Orientierung; in: *Kaufmann, Hassemer*, a.a.O. (Fn.11), 143 ff., jeweils m.w.N.

¹² *Kaufmann* a.a.O. (Fn.11), 78.



Von der positivistisch verstandenen Natur des Rechts zum *Naturrecht*: Gemäß einer aktuellen, äußerst umfassenden rechtshistorischen Untersuchung von *Lena Foljanty*¹³ ermöglichte das Naturrecht samt seiner Debatten als unmittelbare Reaktion auf den Nationalsozialismus nach 1945 insbesondere auch eine „Positionierung in der Umbruchsituation“, dies aber offensichtlich nicht nur gegenüber Schuld, sondern auch im Verhältnis zu Politik, Rechtspositivismus sowie gegenüber Liberalismus und Demokratie¹⁴. Aber durch welche Charakteristik kann Naturrecht derartige normative Positionierungen und Abgrenzungen unterstützen? Quasi als rechtsphilosophisches Kontrastprogramm zum Rechtspositivismus, demzufolge allein der jeweilige Staat mittels seiner Gesetze über das Recht verfügen kann, „wird Naturrecht als das verstanden, was die Manipulierbarkeit von Recht durch Gesetzgebung (real oder auch bloß normativ durchkreuzt.“¹⁵ „Das“, was die Manipulierbarkeit durchkreuzt, wird also zum (ggf. auch nur rückwirkend genutzten) normativen Korrektiv gegenüber staatlichem Gesetzesrecht. Wenn man es mit der Bindung des Naturrechts an einen Naturbegriff wirklich ernst nimmt, dann ließe sich als kleinster gemeinsamer Nenner für dieses „Das“ zum Beispiel in Anlehnung an *Spaemann* „das von menschlicher Praxis nicht gesetzte Seiende“¹⁶ anführen. Hiermit wäre Naturrecht dann, anders als staatliches Recht, womöglich zugleich auch mit einer überzeitlichen Qualität versehen.

Naturrechtlicher Schutz vor der Manipulierbarkeit von Recht durch Gesetzgebung kann – je nach Kontext – durchaus eine Qualität sein. Wie aber steht es umgekehrt um den Schutz vor der Manipulierbarkeit von Recht durch Naturrecht? Aus dem Naturrecht können in unterschiedlicher Weise Bedrohungen für die Rechtssicherheit resultieren: Real ist eine solche Bedrohung im Grunde erst dann, wenn staatliche Gesetze unter Berufung auf ein wie auch immer geartetes Naturrecht konkret ausgehebelt werden. Aber selbst wenn seitens naturrechtlicher Befürworter lediglich Abstinenz gegenüber der Frage nach den Voraussetzungen und Kompetenzen naturrechtlicher Rechtserkenntnis an den Tag gelegt wird¹⁷, besteht immerhin noch eine potentielle Bedrohung für die Rechtssicherheit, die aus rechtsstaatlicher Perspektive ambivalent erscheint. – Unabhängig davon dürfte der Begriff „Naturrecht“ von vornherein dort verfehlt sein, wo jenseits jeglicher Naturvorstellung nur noch die staatliche Unverfügbarkeit von Recht eingefordert wird¹⁸.

¹³ *Foljanty*, *Recht oder Gesetz. Juristische Identität und Autorität in den Naturrechtsdebatten der Nachkriegszeit*, Tübingen 2013, m.w.N.

¹⁴ Weder Rechtspositivismus, noch Naturrecht sind daher bei Licht betrachtet immun gegenüber Einflüssen politischer Ideologien auf das Recht.

¹⁵ *Ellscheid*, a.a.O. (Fn.11), 148.

¹⁶ Zit. nach *ebd.*, 149, dort bei Fn. 18.

¹⁷ *Ders.*, a.a.O., 151.

¹⁸ So im *ebd.*, S. 149.



Eine solche Unverfügbarkeit von Recht ist in wohldosierter Weise für das Rechtsverständnis von *Gustav Radbruch* kennzeichnend, der im Jahre 1946 mit seiner berühmten *Formel* im In- und Ausland innerhalb der rechtswissenschaftlichen und -philosophischen Community für beachtliches Aufsehen sorgte – und bis heute sorgt:

„Der Konflikt zwischen der Gerechtigkeit und der Rechtssicherheit dürfte dahin zu lösen sein, dass das positive, durch Satzung und Macht gesicherte Recht auch dann den Vorrang hat, wenn es inhaltlich ungerecht und unzweckmäßig ist, es sei denn, dass der Widerspruch des positiven Gesetzes zur Gerechtigkeit ein so unerträgliches Maß erreicht, dass das Gesetz als ‚unrichtiges Recht‘ der Gerechtigkeit zu weichen hat. Es ist unmöglich, eine schärfere Linie zu ziehen zwischen den Fällen des gesetzlichen Unrechts und den trotz unrichtigen Inhalts dennoch geltenden Gesetzen; eine andere Grenzziehung aber kann mit aller Schärfe vorgenommen werden: wo Gerechtigkeit nicht einmal erstrebt wird, wo die Gleichheit, die den Kern der Gerechtigkeit ausmacht, bei der Satzung positiven Rechts bewusst verleugnet wurde, da ist das Gesetz nicht etwa nur ‚unrichtiges‘ Recht, vielmehr entbehrt es überhaupt der Rechtsnatur. Denn man kann Recht, auch positives Recht, gar nicht anders definieren als eine Ordnung und Satzung, die ihrem Sinne nach bestimmt ist, der Gerechtigkeit zu dienen.“¹⁹

Radbruch war de facto weder dies- noch jenseits seiner vorstehend zitierten Formel ein Vertreter des Naturrechts: Schon die Definition einer für die Rechtsqualität von Gesetzen maßgeblichen „Natur“ findet sich in keiner seiner Schriften – und die gemeinhin dem Naturrechtsdenken zugeschriebenen Gefahren für Legalität und Rechtssicherheit²⁰ dürften bei *Radbruch* vor dem Hintergrund seiner auf Fälle extremen Unrechts beschränkten Formel wesentlich überschaubarer sein. *Radbruch* war andererseits aber auch kein Rechtspositivist, da die vorstehend zitierte Formel eine nicht immer scharfe, aber doch vehement vertretene Grenze für die Inhalte und Zwecke staatlicher Gesetze und damit auch ein die Rechtsqualität von Gesetzen unter bestimmten Voraussetzungen negierendes Widerstandsrecht erkennen lässt. Jenseits von Rechtspositivismus und Naturrecht stehend, vermeidet *Radbruchs* Rechts-

¹⁹ *Radbruch*, Gesetzliches Unrecht und übergesetzliches Recht; in: SJZ 1946, 105, 107. Ähnlich auch *Lange*, Das Kontrollratsgesetz Nr. 10 in Theorie und Praxis; in: DRZ 1948, 155 ff., 160: „... Rechtssicherheit ist ... normaler Weise der einzige Weg, um dem ... Ziel der absoluten Gerechtigkeit so nahe wie möglich zu kommen. Es gibt aber Fälle, in denen sie sich als Rechtswert selbst aufheben würde, weil eine auf sie gestützte Entscheidung in so unerträglichem Widerspruch zum Gerechtigkeitsempfinden träte, daß die Autorität der Rechtsordnung darüber verloren ginge. Hier muß sie vor dem Regreß ... auf die Rechtsidee zurücktreten.“ – Analysiert wurde die *Radbruchsche Formel* aber nicht nur in Deutschland, sondern auch im Ausland, so etwa durch den englischen Rechtsphilosophen *Herbert Lionel Adolphus Hart*, Der Positivismus und die Trennung von Recht und Moral; in: *ders.*, Recht und Moral, hrsg. und übers. von *Hoerster*, Göttingen 1971, 14 ff. (Original: Positivism and the Separation of Law and Morals; in: Harvard Law Review 71 (1958), 593 ff.).

²⁰ Vgl. hierzu etwa *Pieroth*, Der Rechtsstaat und die Aufarbeitung der vor-rechtsstaatlichen Vergangenheit, 3. Bericht; in: VVDStRL Bd. 51 (1992), 91 ff.



philosophie die angesprochenen neuralgischen Punkte beider Strömungen. Möglicher Weise hat *Radbruch* mit seinem sehr rationalen, auf durchdachtem erkenntnistheoretischen Fundament ruhenden Rechtsentwurf²¹ einschließlich seiner Formel den bis heute ausgewogensten und zugleich transparentesten Ansatz zum qualitativen Verhältnis von Recht und Moral geliefert – einen Ansatz der im Gegensatz zu nicht wenigen anderen naturrechtlichen, positivistischen oder rechtstheoretischen Ansätzen auch deduktiv verfahrenen, gedanklichen Beweisführungen standhält²².

Aufmerksamen Lesern wird nicht entgangen sein, dass gerade die *Radbruchsche Formel*, sehr im Gegensatz zum rechtspositivistischen, teilweise aber auch zum naturrechtlichen Ansatz, eher auf eine normative Negierung der Rechtsqualität staatlicher Gesetze in bestimmten Ausnahmesituationen extremen Unrechts abzielt, als umgekehrt auf eine Beschreibung formeller oder gar normativer Voraussetzungen gültigen Rechts. Und in der Tat werden moralische Urteile über extremes Unrecht – etwa die physische und materielle Vernichtung einer Bevölkerungsminderheit²³ – rational um ein Vielfaches evidenter zu begründen sein, als das Urteil über den Gerechtigkeitsgehalt einer gesetzlich zu regelnden Gestaltung von Lebensverhältnissen bzw. Sozialleistungen.

Zwei Gedanken noch zum Abschluss dieses Abschnitts: Zum einen ist nicht nur das Recht (einschließlich seiner Anwendung), sondern auch das rechtsphilosophische Denken über die (Un-)Gerechtigkeit und die Rechtsqualität von Normen niemals frei von einer weiteren „launischen Forelle“ – dem jeweiligen Zeitgeist²⁴. Überhaupt trifft dies wohl im weitesten Sinne für die meisten Formen eines wissenschaftlichen Rationierens über Qualitäten zu. Zu denken wäre z.B. an das denkbare Szenario einer veganen Anwendung oder Neuinterpretation der *Radbruchschen Formel*, die ggf. zu beachtlichen normativen Konsequenzen etwa im Bereich des Lebensmittel- oder des Verkehrsrechtes führen könnte²⁵.

Zum anderen kann das – oft vergangenheitsbezogene – Philosophieren über die Rechtsqualität von staatlichen Normen oft nur wenig zu Lösung von moralischen Katastrophen der Gegenwart beitragen. Obwohl z.B. in der *Radbruchschen Formel* die Rede „von einem Widerspruch des positiven Gesetzes zur Gerechtigkeit“ ist, der ein

²¹ Vgl. zu den Grundlagen seiner rechtsphilosophischen Konzeption *Radbruch*, Grundzüge der Rechtsphilosophie, Leipzig 1914, 95, 171ff.; *ders.*, Rechtsphilosophie, Leipzig 1932.

²² S. hierzu u.a. *Alexy*, Zur Verteidigung eines nichtpositivistischen Rechtsbegriffs; in: *Krawietz/ v. Wright* (Hrsg.), Öffentliche oder private Moral? Berlin 1992, 85 ff.

²³ *Alexy* a.a.O., 102 f.

²⁴ S. hierzu *Rüthers*, Immer auf der Höhe des Zeitgeistes? Wissenschaft im Wandel der politischen Systeme am Beispiel der Jurisprudenz, Konstanz 1993.

²⁵ *Schwarz*, Veganismus und das ‚Recht der Tiere‘. Historische und theoretische Grundlagen sowie ausgewählte Fallstudien mit Tierrechtlern bzw. Veganern aus musikorientierten Jugendszenen; in: *Breyvogel* (Hrsg.): Eine Einführung in Jugendkulturen. Veganismus und Tattoos. Wiesbaden 2005, 69 ff.



... „unerträgliches (!) Maß erreicht“, erscheint die Formel kaum geeignet, die gleichfalls als unerträglich empfunden, aktuellen Flüchtlingskatastrophen im Mittelmeer in einer präzisierten Weise moralisch zu fassen und zu bewerten, die über allgegenwärtige moralische Appelle hinaus den Einzelnen, die Gesellschaft, die Politik oder auch den Gesetzgeber zu jeweils maximal möglichen, unmittelbaren oder mittelbaren Hilfeleistungen veranlassen würden. Die Legitimation oder auch Forderung von Widerstand gegenüber in der Regel nationalem gesetzlichem Unrecht impliziert leider nicht zwangsläufig die unmissverständliche Forderung nach nationalem und transnationalem Handeln im Angesicht humanitärer Katastrophen und ihrer faktischen und moralischen Herausforderungen.

Dass die *Radbruchsche* Formel insoweit nicht alle humanitären und moralischen Herausforderungen, etwa die aktuelle Situation im Mittelmeer, unmittelbar trifft, ist selbstverständlich weder ihr, noch ihrem Schöpfer im Sinn eines qualitativen Defizits anzulasten. Denn diese Rechtsphilosophie ist ein Kind ihrer Zeit und rechtshistorischer Erfahrungen aus der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Aber: Wenn das Recht samt seiner Philosophie nicht nur „Qualitäten“, sondern auch Qualität besitzen soll, dann muss die Rechtsphilosophie im Stande sein, auch auf die drängenden, aktuellen Fragen unserer Zeit und der kommenden Zeitalter immer wieder neue Antworten zu geben. Geeigneter hierfür erscheinen die vergleichsweise produktiven, sog. prozeduralen Theorien der Gerechtigkeit, als deren Spielart etwa *Kants* kategorischer Imperativ gelten kann²⁶: „Handle (!) so, dass die *Maxime* Deines Willens jederzeit zugleich als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten könnte.“²⁷ Mit unterlassenem oder zu spätem Handeln steht diese sittlich-moralische Forderung bereits begrifflich nicht im Einklang.

(Rechts-)methodische Qualität in der Sozialen Arbeit

Nach der komprimierten Darstellung rechtsphilosophischer Perspektiven zur Frage der Rechtsqualität von *Normen* folgt nun ein Blick auf die methodischen Implikationen der *Rechtsfindung* bzw. des Normengebrauchs innerhalb der Sozialen Arbeit. Es wird sich dabei zeigen, dass die diesbezüglichen Diskussionen bisweilen nicht weniger polarisieren, als die soeben vorgestellte Naturrechts-Rechtspositivismus-Kontroverse – was bei Licht betrachtet auch kein Wunder ist, denn im Kern geht es auch hier um einen vergleichbaren vermeintlichen Widerspruch: Dieser betrifft auch hier die Rechtssicherheit bzw. notwendige Gesetzesbindung einerseits, andererseits indes die diskursive Einbindung von schwer kalkulierbaren Beziehungen, Gefühlen und Lebensvorstellungen von Klienten in rechtlich relevante Entscheidungen.

²⁶ So *Kaufmann* a.a.O. (Fn.11), 66.

²⁷ *Kant*, Kritik der praktischen Vernunft, Riga 1788, ; URL: www.deutschestextarchiv.de/book/view/kant_pvernunft_1788?p=62 (Stand: 10.8.2015)



Zu klären ist vor diesem Hintergrund: was kann und darf man innerhalb der Sozialen Arbeit in Bezug auf qualitativ anspruchsvolle Rechtsfindung von beruflichen Akteuren verlangen,

- in deren Hochschulausbildung das Recht lediglich den Stellenwert einer von mehreren Bezugswissenschaften hatte und
- in deren beruflicher Praxis psychosoziale Sachverhalte (z.B. ergebnisoffene Beratungssituationen in Bezug auf Erziehung, Schwangerschaft, Sucht) in rechtliche Vorgaben eingebettet sind?

Anders formuliert: Agiert und berät z.B. ein klinisch ausgebildeter Sozialarbeiter im Bereich der Jugendhilfe stets subsumierend, mit dem prüfenden Blick ins Gesetz oder gar einen Gesetzeskommentar? Oder tut er dies nicht – und wie haben Rechtslehre und Rechtsdidaktik im Bereich der Sozialen Arbeit dann auf diese Situation zu reagieren?²⁸ Erscheint es qualitativ angemessen, sich auf den Weg zu einer Methodik sozialpädagogischer Rechtsverwirklichung zu machen²⁹ – nicht im Sinne einer verschlechterten Qualität durch Preisgabe klassischer rechtmethodischer Standards, wohl aber im Sinne einer anderen Rechtsqualität, die dem interdisziplinären Zusammentreffen unterschiedlicher Disziplinen und ihrer Perspektiven in angemessener Form Rechnung trägt³⁰?

Pikant ist gerade an der letzten Fragestellung, dass die Sorge vor methodischen Qualitätsverlusten nicht nur Juristen umtreibt³¹, sondern umgekehrt auch bereits in der vornehmlich sozialwissenschaftlich geführten Diskussion der siebziger und achtziger Jahre eine gewisse Ablehnung vor einer zumindest gefühlten Verrechtlichung der Sozialen Arbeit erkennbar wird³².

²⁸ S. zum diesbezüglichen Streitstand einerseits *Buchholz-Schuster*, Recht im Spannungsfeld zwischen sozialpädagogischer und juristischer Methodik; in: ZKJ 2009, 470 ff. (Teil 1), ZKJ 2010, 17 ff. (Teil 2), andererseits *Möller*, Rechtsverwirklichung ohne Recht? Wider die Auflösung juristischer Methodik in psychosozialen Gefilden; in: ZKJ 2011, 4 ff.; s. zudem hieran anknüpfend aus neuester Zeit auch *Riehle*, Was haben Sozialpädagogik und Recht mit Komplexität zu tun? In: ZFSH SGB 2015, 316 ff.

²⁹ Grundlegend hierzu *Burghardt*, Recht und Soziale Arbeit, Weinheim/München 2001, der auf äußerst fundierte und anspruchsvolle Weise das methodische Zusammenspiel von Recht und Sozialer Arbeit thematisiert.

³⁰ Ein entsprechendes Gespür für diese qualitativ relevante, interdisziplinäre Problematik dürfte nicht nur bei vielen praktisch tätigen Sozialarbeiter, sondern auch bei Richtern vorhanden sein, vgl. z.B. folgenden Befund eines Familienrichters, zitiert nach *Schneider, Toussaint, Cappenberg*, Kindeswohl zwischen Jugendhilfe, Justiz und Gutachter. Eine empirische Untersuchung, Wiesbaden 2014, 222: „Was wir hier machen, das hat mit Juristerei nur sehr wenig zu tun; das ist nur der Rahmen der gesteckt wird. Der Inhalt ist ein ganz anderer, wir müssen ja die Gesetze ausfüllen und das können wir nicht mit juristischen Begriffen.“ Damit gibt der Richter nach Auffassung der Autoren ein „diskurstheoretisches Rechtsverständnis“ zu erkennen (a.a.O.).

³¹ Vgl. *Möller*, a.a.O. (Fn. 28), der bei gleichzeitiger Ausblendung empirischer Fragestellungen methodische Überlegungen in Richtung einer sozialpädagogischen Rechtsverwirklichung als vermeintliche „Destruktion von Normativität“ ablehnt (*ders.* a.a.O., 4 ff., 11).

³² Vgl. hierzu v. *Sturm*, Sozialpädagogische Entscheidungsfreiräume; in: ZfJ 1986, 483 ff., 484 m.w.N.



Die hier beschriebene Problematik wird noch deutlicher, wenn man sich vergegenwärtigt, dass etwa in Bezug auf die juristische Prüfung eines strafbaren Diebstahls einerseits sowie die Frage der Gewährung einer Hilfe zur Erziehung andererseits deutliche Unterschiede bestehen – dies nicht nur im Hinblick auf die Komplexität der rechtlich relevanten Lebenssituation, sondern auch in Bezug auf die jeweilige Gesetzessprache, den Vorgang der Rechtsanwendung und die in ECTS erfassbare juristische Vorbildung der jeweiligen Rechtsanwender. An dieser Stelle soll zunächst ein Blick auf die jeweilige Gesetzessprache genügen:

Wenn A dem B nachweislich im Sinne des § 242 Abs. 1 StGB eine „*fremde bewegliche Sache ... in der Absicht wegnimmt, die Sache sich oder einem Dritten rechtswidrig zuzueignen*“ (Tatbestand), dann wird er bestraft (Rechtsfolge). Sich hieraus etwa für einen Richter ergebende Interpretationsfragen – ob z.B. die weggenommene Sache wirklich „fremd“ war oder nach welchen Kriterien sich die Strafzumessung richtet – können vorliegend quasi systemimmanent durch klassische Gesetzesauslegung unter Heranziehung weiterer gesetzlicher Bestimmungen (§§ 929 ff. BGB, § 46 StGB) oder eines Gesetzeskommentares zum StGB beantwortet werden.

Wenn demgegenüber die Frage zu klären ist, ob der alleinsorgeberechtigten Mutter M für ihr Kind K durch den zuständigen öffentlichen Jugendhilfeträger ein Angebot auf Hilfe zur Erziehung gemacht werden soll, liegen die Dinge auch und gerade in methodischer Hinsicht wesentlich komplexer: Es muss dem Willen des Gesetzgebers entsprechend im Rahmen des abstrakt formulierte § 27 Abs. 1 SGB VIII geprüft werden ob in der konkreten Situation „*eine dem Wohl des Kindes oder des Jugendlichen entsprechende Erziehung nicht gewährleistet ist und die (anzubietende) Hilfe für seine Entwicklung geeignet und notwendig ist.*“ Es liegt hier auf der Hand, dass das Gesetz vorliegend eine Lebenssituation unter ganz anderen, u.a. folgenden Rahmenbedingungen steuern soll:

- unter Verwendung unbestimmter Rechtsbegriffe
- auch und gerade unter Einbindung von beruflichen Akteuren aus dem Bereich der (öffentlichen) Jugendhilfe als einer Gruppe wichtiger Normadressaten³³
- unter Bezugnahme auf eine im Zweifel psychosozial komplexe Lebenssituation, die nicht nur ggf. schwierig zu analysieren ist (Klärung des vom Gesetzgeber benannten erzieherischen Defizits), sondern zudem auf der Maßnahmenebene prognostische Entscheidungen abverlangt (Eignung der Hilfe).

Der Brückenschlag zwischen konkreter, aber vielschichtiger Lebenssituation und abstraktem Gesetz scheint hier aus unterschiedlichen Gründen eine andere Qualität

³³ Hierbei handelt es sich in der Regel um staatlich anerkannte Sozialarbeiter oder staatlich anerkannte Sozialpädagogen, seltener um Personen mit Befähigung zum Richteramt.



aufweisen zu müssen, als noch im Ausgangsfall. Aber welche? Vier Positionen innerhalb dieser bislang vornehmlich in rechtswissenschaftlichen Publikationen geführten Debatte seien dazu nachstehend skizziert. Gekennzeichnet seien sie dabei mit den – auch und gerade qualitativ relevanten – Attributen monodisziplinär, interdisziplinär, diskurstheoretisch sowie komplexitätswissenschaftlich:

Für eine *monodisziplinär ausgerichtete* rechtswissenschaftliche Perspektive in Reinkultur steht *Winfried Möller*³⁴. Seiner Auffassung nach ist im Verhältnis von Recht und Sozialer Arbeit „Methodendisziplin“ gefordert:

„Dort, wo Recht anzuwenden ist, hat dies anhand juristischer Methoden zu geschehen, dort, wo Sozialarbeit zu leisten ist, folgt sie den ihr eigenen – im Übrigen ja keinesfalls als in jeder Hinsicht als gesichert oder unumstritten anzusehenden – methodischen Grundlagen.“³⁵

Diese klar formulierte Position verkennt jedoch, dass die einer Laborsituation gleichende, strikte Trennung zwischen Rechtsanwendung einerseits und zu leistender Sozialarbeit andererseits in der Praxis der Sozialen Arbeit bereits deshalb nicht darstellbar ist, weil letztere in rechtliche Rahmenbedingungen eingebettet ist und gerade im Bereich der öffentlichen Sozialleistungsträger auf gesetzlichen Grundlagen praktiziert werden muss. „Methodendisziplin“ im Kontext eines interdisziplinären Konflikts ist daher keine praktische und auch nur sehr bedingt eine abschließende rechtsdidaktische Lösung. Bei alledem erscheint Möllers Furcht vor einer offeneren Methodik psychosozial ausgerichteter Rechtsverwirklichung als „Destruktion von Normativität“³⁶ auch deshalb unbegründet, weil hier potentielle methodische Defizite unterstellt werden, die in vergleichbarer Weise – in Form von Vorverständnis, Werturteil, unreflektiertem Rechtsgefühl, Scheinbegründungen usf. – auch den Vorgang monodisziplinärer Rechtsanwendung betreffen *können*: Die von *Möller* eingeforderte „Methodendisziplin“ folgt insoweit auch weiterhin der von der juristischen Hermeneutik längst widerlegten, qualitativ nur allzu verlockenden Illusion, dass es sich bei Rechtsfindung nicht um einen kreativen Vorgang, sondern um „eine nach formallogischen Regeln vorstattengehende exakte Subsumtion des Rechtsfalles unter das (aus sich heraus verständliche und auslegbare) Gesetz“³⁷ handele. Wohl nirgendwo ist diese Annahme verfehlter, als gerade im Kontext der Sozialen Arbeit. Und: Nicht nur die Relativierung von Wahrheit und Richtigkeit, sondern umgekehrt auch dogmatisierte

³⁴ *Möller*, a.a.O. (Fn.28), 4 ff.; ähnlich auch bereits in den neunziger Jahren *Maas*, Soziale Arbeit als Verwaltungshandeln, 2. Aufl., Weinheim 1996.

³⁵ *Möller*, a.a.O., 11.

³⁶ A.a.O., 11.

³⁷ Vgl. zu dieser Illusion *Kaufmann*, a.a.O. (Fn.11), 126 ff., 129 f.



Richtigkeitsvorstellungen können eine Gefahr für die notwendige Vorläufigkeit des Rechtswissens darstellen³⁸ – durchaus auch in methodischer Hinsicht.

Einen interessanten, *interdisziplinären Ansatz* zum Verhältnis von Rechtsfindung und psychosozial ausgerichteter Sozialer Arbeit vertritt demgegenüber *Helga Oberloskamp*:

„Die Anwendung von Rechtsnormen im psychosozialen Bereich geschieht nur nach einem Wägen, nicht aufgrund von Messen! Das bedeutet aber nicht, dass nur nach Gefühl oder mit ‚gesundem Menschenverstand‘ zu arbeiten ist.

Das Ausfüllen von TBMen, die unbestimmte Gesetzesbegriffe beinhalten, lässt sich nicht durch ein Subsumieren im handwerklich-technischen Sinne vornehmen, sondern nur durch ein Abwägen unter Einbeziehung von Fachwissen (Psychologie, Soziologie, Pädagogik, Sozialmedizin ...). Dabei ist die Berücksichtigung des Sachverhaltes unumgänglich ... Schließlich ist zu fragen, ob bei Zugrundelegung dieses vollständigen Sachverhaltes und unter Einbeziehung von Erkenntnissen aus anderen Wissenschaften das TBM als erfüllt angesehen werden kann (= Subsumtion).“³⁹

Diese methodische Position sucht erkennbar die interdisziplinäre Anbindung an weitere Bezugswissenschaften innerhalb der Sozialen Arbeit, wenngleich sie methodisch und perspektivisch im Kern immer noch auf der rechtswissenschaftlichen Subsumtionslogik fußt. Ihr Verdienst besteht in einer Sensibilisierung der in Studium und Praxis zu findenden Leserschaft für die Grenzen rechtlicher Methodik und die Öffnung interdisziplinäre Fenster im psychosozialen Kontext. In der Tat dürfte eine qualitativ vertretbare Rechtsfindung nur auf der Grundlage einer auch in methodischer Hinsicht vorhandenen interdisziplinären Aufgeschlossenheit gelingen, die den gesetzgeberischen Willen mit der Lebenssituation von Klienten und sozialpädagogischer Professionalität in Einklang bringt.

Darf man nun aber methodisch noch weitere Schritte gehen, ohne damit gleichzeitig in naturrechtsähnlicher, qualitativ verdächtiger Weise der Lösung vom geltenden Gesetzesrecht Vorschub zu leisten? Nach vorliegend vertretener Ansicht ja – jedenfalls liegt hierzu u.a. seit dem Jahre 2001 eine umfassende, *diskurstheoretisch* fundierte Arbeit von *Heinz Burghardt* vor⁴⁰. *Burghardt* bemängelt im Kontext (sozial-)rechtlicher Ausbildungsliteratur eine „einseitig zugunsten traditionellen juristischen Denkens“ vorgenommene interdisziplinäre Konfliktlösung⁴¹ und setzt diskurstheoretische bzw.

³⁸ S. *Ellscheid*, a.a.O. (Fn.11), 143, 155.

³⁹ *Oberloskamp*, Jugendhilferechtliche Fälle für Studium und Praxis, 10. Aufl., Neuwied 2001, 340.

⁴⁰ *Burghardt*, Recht und Soziale Arbeit, Grundlagen für eine rechtsgebundene sozialpädagogische Fachlichkeit, Weinheim 2001.

⁴¹ *Ders.*, a.a.O., 48.



dialogische Rechtsfindungskonzepte entgegen, die in der Tradition rechtsphilosophischer Beiträge von *Habermas* und *Alexy* wurzeln und mit lebensweltorientierter sozialpädagogischer Fallarbeit kongruent erscheinen⁴². Klienten und Klientinnen – etwa unsere alleinsorgeberechtigte Mutter M – artikulieren aus ihrer Lebenswelt heraus Hilfewünsche, sozialpädagogische Fachkräfte lassen sich unter Beachtung gesetzlicher Rahmenbedingungen (Anspruchsgrundlagen, Verfahrensvorschriften) auf diesbezügliche Diskurse ein, Gerichte kontrollieren im Streitfall die Entscheidungsfindung auf Einhaltung sprachlicher und diskursiver Bedingungen⁴³ – so lässt sich im Telegrammstil der qualitativ anspruchsvolle methodische Ansatz von *Burghardt* zusammenfassen. Anknüpfend an ihn wurden sodann 2009/2010 weitere methodische Perspektiven formuliert, die auf lange Sicht einer qualitativ vertretbaren Rechtsverwirklichung im psychosozialen Kontext dienlich sein könnten⁴⁴:

- grundlegende empirische Bestandsaufnahmen zur Rechtsverwirklichung innerhalb psychosozialer Handlungsfelder⁴⁵
- aktuelle methodische Standortbestimmung innerhalb (sozial-)rechtlicher Wissenschaft
- Einbeziehung sozialpädagogischer Fachlichkeit in die interdisziplinäre methodische Debatte
- Formulierung justizabler und präziser Maßstäbe diskursiver Entscheidungsfindung oder alternativ:
- Beschränkung der klassischen Subsumtionsperspektive auf eine abschließende Kontrolle hinsichtlich der Grenzen und Wertungen des fachlichen Ergebnisses
- gerichtliche Entscheidungskontrolle unter Einbeziehung diskursiver Entscheidungsbedingungen, berufsethischer Anforderungen sowie im Sinne der Verwirklichung sozialer Rechte.

Die über derart diskursiv geprägte Perspektiven denkbare Entwicklung einer Methodik psychosozial ausgerichteter Rechtsverwirklichung wird nunmehr von *Eckart Riehle* im Rahmen eines aktuellen Beitrages mit *komplexitätswissenschaftlichen* Perspektiven weiter vorangetrieben.⁴⁶ Ausgehend von dem qualitativen Befund, dass komplexe Prozesse auch im Rahmen sozialpädagogischer Sachverhalte „besonderer

⁴² *Ders.*, a.a.O., 116 ff. m.w.N.

⁴³ A.a.O., 147, 165.

⁴⁴ S. zum Folgenden *Buchholz-Schuster*, Recht im Spannungsfeld zwischen sozialpädagogischer und juristischer Methodik (Teil 2); in: ZKJ 2010, 20 f.

⁴⁵ Vgl. hierzu aus neuester Zeit (unter einleitender Bezugnahme auf die methodische Kontroverse zum Spannungsfeld zwischen sozialpädagogischer und juristischer Methodik): *Schneider, Toussaint, Cappenberg*, Kindeswohl zwischen Jugendhilfe, Justiz und Gutachter. Eine empirische Untersuchung, Wiesbaden 2014.

⁴⁶ *Riehle*, Was haben Sozialpädagogik und Recht mit Komplexität zu tun? In: ZFSH 2015, 316 ff.



Arten und Methoden der Steuerung bedürfen, dass sie möglicherweise die Frage nach eigenen methodischen Elementen der Normen und des Rechtsgebrauchs erfordern⁴⁷, benennt *Riehle* mehrere Strategien, die einer Methodik psychosozial ausgerichteter Rechtsverwirklichung insoweit Rechnung tragen sollen: Vorrang der Ungewissheit (d.h. etwa bei sozialpädagogischen Hilfen Leistungsgewährung auch bei ungewissen Verbesserungsprognosen), Dialog in Hilfeplanverfahren und bei der Ausfüllung unbestimmter Rechtsbegriffe sowie schließlich Abwägung im Zusammenhang mit der angemessenen Erfassung von Rückkoppelungsprozessen bei mehreren beteiligten Personen⁴⁸. Es überrascht nicht, dass auch *Riehle* sich abschließend für empirische Studien ausspricht, die nach seiner Auffassung den Umgang sozialpädagogischer Fachkräfte mit Komplexität betreffen⁴⁹, wozu man dann vielleicht im weitesten Sinne auch das Recht zählen darf.

Nächste Schritte auf dem Weg zu einer gesteigerten Qualität des Verhältnisses zwischen Recht und Sozialer Arbeit könnten nun darin bestehen, zum einen mehr Konsistenz in den einschlägigen Begrifflichkeiten zu erarbeiten – die beteiligten Autoren nutzen u.a. die Termini Rechtsanwendung, Rechtsfindung, Rechtsgebrauch und Rechtsverwirklichung usf., was nicht nur bezogen auf die bewusste Wahrnehmung rechtlicher Steuerungsmechanismen bei handelnden Akteuren sehr unterschiedliche Aussagen impliziert⁵⁰. Zum anderen könnte der Versuch unternommen werden, die Ansätze bzw. Strategien diskurstheoretischer und komplexitätswissenschaftlicher Provenienz zu bündeln und zu systematisieren, zumal – etwa bezüglich der jeweils zu verzeichnenden diskursiven Elemente – durchaus Parallelen zu verzeichnen sind.

Resümee

Die vorstehenden Ausführungen sollten auf zwei verschiedenen Ebenen kurze aber intensive Einblicke in die mannigfaltige, bisweilen geradezu launisch anmutende Welt rechtlicher Qualitäten vermitteln. Auch wenn dabei Fischgräte und Forellenquintett als potentielle qualitative Metaphern nicht weiter überstrapaziert wurden, sollte doch deutlich werden, dass Rechtswissen einschließlich seiner rechtsphilosophischen und methodischen Grundlagen nicht nur durch Vorläufigkeit, sondern auch durch unterschiedliche Qualität(en) gekennzeichnet ist. Und es besteht wenig Anlass daran zu zweifeln, dass dies auch so bleiben wird: Die Physikerin und der Informatiker, der Designer und die Philosophin – sie alle mögen schauernd oder auch anerkennend vor dieser rechtlichen Perspektive stehen.

⁴⁷ Ders., a.a.O., 317.

⁴⁸ A.a.O. (Fn.46), 320.

⁴⁹ A.a.O., 321.

⁵⁰ S. hierzu auch *Riehle* a.a.O., S. 316 f.



Barbara Fuchs

Von Außen und Innen: Die Qualitäten der Innenarchitektur

Zusammenfassung

Die Innenarchitektur ist wie die Architektur eine Interdisziplin. Innenarchitektur verbindet als Disziplin ein Wissen um die Darstellung und Herstellung von Raumgrenzen aus der Architektur, ein Wissen um die Darstellung und Herstellung von Objekten aus dem Design und das Wissen um den Bezug zu Lebensformen und den Umgang mit Lebensbedingungen von Menschen, wie sie kulturwissenschaftlich beschrieben und humanwissenschaftlich erforscht werden. Ihre Aufgabe definiert die Innenarchitektur als die Anpassung materieller Raumgrenzen an die Anforderungen von Menschen und in gegenläufiger Richtung als die Beeinflussung von Lebenswirklichkeiten durch die Schaffung von räumlichen Bedingungen.

Die Verknüpfungen unterschiedlicher theoretischer Inhalte der Innenarchitektur wird praktisch vollzogen. Den unterschiedlichen theoretischen Inhalten liegen unterschiedliche Vorstellungen von Qualität zu Grunde. Ansprüche an Qualitäten der Materialien und ihrer Verarbeitung kommen mit den Ansprüchen an Qualitäten von Nutzungsprozessen zusammen und gehen in die Ansprüche der Menschen an empfindbare Raumqualitäten, also in ästhetische Qualitäten über.

Die Art und Weise der Bezugnahme dieser unterschiedlichen Qualitätsansprüche ist theoretisch bisher nicht untersucht. Da die Disziplin der Innenarchitektur auf keine eigene Theoriebildung zurückgreifen kann, kommen die Aussagen zur Qualität zunächst von außen. Ich stelle in dieser Untersuchung Aussagen zur Qualität in der Architekturtheorie und der Designtheorie den Aussagen der Architekturphilosophie und Architektursoziologie gegenüber. Durch innenarchitektur-spezifische Fragestellungen zeigt sich, dass es wesentliche Qualitäten von Innenarchitektur gibt, die Einhüllungen sind im Verhältnis zu Abgrenzungen, pragmatisches Arbeiten im Verhältnis zum Ingenieursdenken und lebensweltliche Kommunikation im Verhältnis zu theoretischem Diskurs. Die Ausführungen stellen in diesem Rahmen eine grobe Einordnung dar.

Dennoch leiten sich Aussagen ab über Qualitäten der Innenarchitektur, die ihr Inneres als lebensweltlich orientiert bestimmen: eine qualitätsvolle Eingrenzung setzt die Klärung sozialer Lebenswelten voraus, ein qualitätsvolles Arbeiten das Wissen um den Praxisbezug von theoretischen Grundlagen und qualitätsvolle Kommunikation eine Vermittlungsfähigkeit zwischen Fachwissen und lebensweltlichem Wissen.



Die Überlegungen sind gedacht als der Beginn eines Beitrags von Seiten der Innenarchitektur zum architekturtheoretischen Diskurs.

Inhalt

1. Innenarchitektur und Architektur
2. Qualität im architekturtheoretischen Diskurs
3. Wissen über Qualität in der Architektur
4. Wissen über Qualität in der Architektursoziologie
5. Wissen über Qualität in der Innenarchitektur
6. Wissen über Qualität in der Designtheorie
7. Wissen um körperlich-räumliche Qualitäten in der Innenarchitektur: Interbodies
8. Wissen um relational-räumliche Qualitäten: Interspaces
9. Wissen um atmosphärisch-räumliche Qualitäten: Interspheres
10. Grundqualitäten in Architektur und Innenarchitektur
11. Qualitäten in der Innenarchitektur
12. Können in der Innenarchitektur

1. Innenarchitektur und Architektur

Es ist sinnvoll, Innenarchitektur zunächst als einen Teil der Architektur zu betrachten. Als Überbegriff vereint Architektur die Berufsstände der Architekten, Innenarchitekten, Landschaftsarchitekten und Stadtplaner¹ und stellt die Innenarchitektur innerhalb der Architektur im weiteren Sinne neben die Architektur im engeren Sinne. Somit schließe ich mich der Definition an, wie sie in „*Wolkenkuckucksheim. Internationale Zeitschrift zur Theorie der Architektur*“ gefasst ist:

„Architektur wird als ein Überbegriff verstanden, und zwar für bauliche, funktionale, die Wahrnehmung organisierende, künstlerische, infrastrukturelle und soziale Planungen, für Entwürfe und Realisierungen in allen Maßstäben, also des Entwurfes von Dingen, der Innenarchitektur, der Architektur im engeren Sinne, der Quartiere, Dörfer und Städte, der Landschaft und des Kulturraums, sowie deren praktische und ästhetische Aneignung. Aneignung meint hier Gebrauch, Erfahrung, Erkenntnis und deren Systematisierungen sowie theoretische und wissenschaftstheoretische Reflexionen, ferner Konzeption, Entwurf, Realisierung im Kontext der Gegebenheiten, Wirksamkeits- und Gelungenheitsevaluationen sowie Architekturvermittlung und Architekturkritik. ‚Theorie der Architektur‘ ist sprachlich reflektierende, diskursiv vermittelnde und/oder künstlerisch umgesetzte, interdisziplinär verankerte konkrete Analyse, der Prozess wissenschaftstheo-

¹ Der männliche Artikel wird im Sinne eines Oberbegriffes für *der* Mensch verwendet. Männliche Substantivformen stehen so für *die* Männer, *die* Frauen und *die* Kinder.



retisch reflektierender Erkenntnisgewinnung, Interpretation und Kritik der Architektur in oder außerhalb wissenschaftlicher Systeme.“²

2. Qualität im architekturtheoretischen Diskurs

Um die Qualitäten von Innenarchitektur näher zu bestimmen, nehme ich sie zunächst als Teil der Architektur im weiteren Sinne und befrage die Architekturtheorie auf ihre Aussagen zu den Qualitäten, wie sie für alle Disziplinen der Gesamtarchitektur gelten. Schnell fällt auf, dass in theoretischen Auseinandersetzungen das Thema Qualität in der Architektur kaum verhandelt wird, und dass diese wenigen Beiträge von *Nichtarchitekten* formuliert sind, also *von außen* zur ‚Theorie der Architektur‘ hinzu kommen. Dabei beziehen sich die Aussagen über Qualität sowohl auf die Architekturtheorie selbst als auch auf die Qualität des Gebauten. Mit den Überlegungen zu Qualitäten sind unmittelbar also Überlegungen zu Ansprüchen an Architektur und die Werte in ihr verbunden.

Christoph Baumberger attestiert der Architekturtheorie als solcher theoretische Anspruchslosigkeit:

„Insbesondere Architekten und Inhaber von Lehrstühlen für Architekturtheorie tendieren dazu, diese soweit zu bestimmen, dass sie jede theoretische Auseinandersetzung mit Architektur umfasst. Der Ausdruck ‚theoretisch‘ ist dabei anspruchslos zu verstehen; er dient lediglich zur Abgrenzung von rein historischen Untersuchungen (Architekturgeschichte) und von rein einzelfallbezogenen Interpretationen und Beurteilungen von Bauwerken (Architekturkritik).“³

Er kommt zu diesem Urteil, weil die Texte der Architekturtheorie die üblicherweise als wissenschaftliche Kriterien festgelegten Anforderungen an die *Allgemeinheit*, die *Reflexivität*, die *Systematizität* und die *Neutralität*⁴ nicht erfüllen. Diese Auffassung wertere ich als einen Hinweis, dass es in der Weise, wie der Architekturdiskurs geführt wird, andere Werte gibt, die zu anderen Qualitätsvorstellungen führen als die, die in den Diskursen anderer Wissenschaften gelten und vermute, dass sich diese noch einmal von denen unterscheiden, wie sie an die Ergebnisse der Architektur, die Gebäude, angelegt werden.

Die Wissenschaft der Architektur, ihr Wissenschaftsprofil und ihr Wissensprofil hat sich in der Architektur in den vergangenen zwanzig Jahren deutlich verändert. Zur ‚Theorie der Architektur‘ gehören heute die Forschungs- und Theorierichtungen der

² Wolkenkuckucksheim. Internationale Zeitschrift zur Theorie der Architektur. über: <http://cloud-cuckoo.net/de/in-den-wolken/ueber-wolkenkuckucksheim/>. zuletzt eingesehen: 22.10.2015

³ Christoph Baumberger (2013): 9

⁴ Ebd.



Architekturphilosophie, der Architektursoziologie⁵ und der Architekturpsychologie⁶, die von Seiten der Philosophie, der Soziologie und der Psychologie aus Architektur beleuchten und erforschen. Sie wenden ihre disziplinär verankerten Untersuchungsmethoden auf Architektur an und definieren in ihren Forschungen, was unter der Qualität von Architektur zu verstanden werden kann. Ich werde das dem gegenüberstellen, was Architekten und Architekturtheoretiker darüber aussagen.

Innerhalb der Architekturtheorie wird behauptet, dass Qualität in der Architektur im Zusammenhang mit dem reflektierten Umgang mit komplexen Tatbeständen und der professionellen Verknüpfung unterschiedlicher Wissensformen entsteht. Der Begriff der Komplexität umreißt dabei ein Kernproblem, das wiederum nicht nur in der Architektur gegeben ist. Lutz-Günther Fleischer beschreibt Komplexität folgendermaßen:

„Die Komplexität mit all ihren Merkmalen ist grundsätzlich unter mindestens zwei – gekoppelten, mehr noch: sich wechselseitig bedingenden – Aspekten zu erfassen und zu beherrschen: der *inneren Komplexität* der Strukturen der jeweiligen *realen Systeme/Objekte* und der Theorienmodule aber auch gesamter *Theoriengebäude* sowie der *äußeren Komplexität* der physikalischen, chemischen, biologischen, technischen, technologischen und gesellschaftlichen *Rand- bzw. Umgebungsbedingungen*. Die Komplexität der inneren Strukturen perfekter (idealisiert) Systeme, die vorwiegend empirisch beschrieben und optimiert werden, sind in einem kontinuierlichen Spektrum der Komplexitätsgrade eingeordnet.“⁷

Dabei werden die Beziehungen wechselseitiger innerer Aspekte zur äußeren Komplexität der lebensweltlichen Bedingungen innerhalb der Architekturtheorie für die Planungsphase und für die Planungsergebnisse als Wissensnetze⁸ beschrieben, der Grad der Passung zwischen innerer und äußerer Komplexität als Qualität. Da die Passform für jede Entwurfssituation neu erarbeitet wird, ist jedes Arbeitsergebnis ein Original. Architekturtheoretiker formulieren das so:

„Die besondere Qualität der Wissensnetze besteht darin, die Komplexität und Verknüpfung unterschiedlichster Kontexte sicherzustellen und in atemberaubenden Querverweisen mit den Absichten künstlerisch kreativer und planerisch tätiger Subjekte zu ‚verlinken‘. Entsprechend bilden sich ästhetische Qualitätsmaßstäbe in der Moderne danach aus, wie ein Gebäude einen gegebenen Kontext zu berücksichtigen vermag und einen neuen Kontext zu bilden vermag, sodann: wie

⁵ z.B.: Heike Delitz (2009), oder: Joachim Fischer, Heike Delitz (2009), oder Bernhard Schäfers (2003)

⁶ z.B.: Peter Richter (2004)

⁷ Gerhard Banse, Lutz-Günther Fleischer (2011): 21

⁸ Gerd de Bruyn, Wolf Reuter (2011): 50ff



originell und auratisch ein Bauwerk ist, *und welche Spannung sich zwischen seiner Kontextualität und der Originalität des Entwurfs aufbaut.*⁹

Mit den Begriffen der Originalität und der Aura sind nun auch *ästhetische* Wirkungsbereiche der Architektur angesprochen, die sich nicht mehr ausschließlich soziologisch oder psychologisch beschreiben lassen, sondern die kunstgeschichtliche und philosophische Fragestellungen berühren. Die Fragen nach der ästhetischen Qualität von Bauwerken bilden den Kernbereich der Architekturtheorie, der seit Jahrhunderten kunstgeschichtliche Bewertungskriterien in der Architektur verhandelt. Die in den Diskurs eingebrachten Aussagen, ob Architektur eine Kunstform ist oder nicht, hören sich auf einer architekturphilosophischen Metaebene folgendermaßen an:

„Die Frage, ob einige Bauwerke Kunstwerke sind, muss von der Frage unterschieden werden, ob Architektur eine Kunst ist. Davies bejaht die erste Frage und verneint die zweite, Diffey... verneint die erste und bejaht die zweite. Die meisten Autoren bejahen aber wie Stecker beide Fragen.“¹⁰

Ich werde im Folgenden auf diese philosophischen Unterscheidungen nicht inhaltlich eingehen, verwende diese Aussagen aber für den Verweis, dass mit diesen Fragestellungen nicht nur eine horizontale Verknüpfung interdisziplinären Wissen in der Architektur gegeben ist, sondern auch eine vertikale von der „tiefsten“ bis zur „höchsten“ Form verhandelbaren Wissens; die Diskussion über Qualität in der Architektur findet in Bereichen statt, in denen es um den Umgang mit Baustoffen auf praktischer Ebene und der Kommunikation mit Handwerkern geht, bis zu höchsten Diskursebenen der geisteswissenschaftlichen Leitdisziplin Philosophie.

Der „am praktischen Ende“ der Architekturwissenschaft häufig verwendete Begriff der Qualität von technisch prüfbar Materialen und ihrer Verbindungen zeigt sich für diese Untersuchung als wenig ergiebig. Die Qualität der verwendeten Materialien am Bau, die Qualität ihrer konstruktiven Verbindungen und die Qualität der Details in den Ausführungen berühren die Bereiche der Architektur, die mit einem Qualitätsbegriff operieren, in denen Qualitätsanforderungen in quantifizierten Werten ausgedrückt werden und in Regeln und Normen festgelegt sind. Auch Abstandsregelungen oder Bewegungsflächen sind weitgehend normiert.¹¹ Sie bilden die Schnittstelle der Architektur zu den Ingenieurwissenschaften. Obwohl diese Qualitätskriterien selbstverständlich für die Innenarchitektur gelten, beleuchte ich sie im Folgenden nicht näher. Ebenso klammere ich aus dieser Untersuchung den Bereich der Qualitätssteigerung und -sicherung aus, wie er durch computergestützte Prozessoptimierungen in der

⁹ Ebd.: 182

¹⁰ Christoph Baumberger (2013): 15

¹¹ z.B.: Ernst Neufert (2009)



Architektur angestrebt wird. Auch diese Qualitäten werden in optimierten Prozess- und Produktbeschreibungen quantifiziert abgebildet.¹²

3. Wissen über Qualität in der Architektur

Für das Folgende bleibt festzuhalten, dass der Diskurs über Qualität in der Architektur auf den verschiedensten Ebenen und in den unterschiedlichsten Sparten geführt wird. Qualitätsanforderungen sind so jeweils auf den Kontext der Fragestellung bezüglich der fragenden Personen und des befragten architektonischen Umfelds zu beziehen. Diese Anforderungen überfordern die Wissenschaftsformen und -strukturen der akademischen Wissenschaftswelt bisher. Sie ist noch „von Sektoralisierung und Spezialisierung bestimmt“.¹³ Ausdrücke „wie ‚Interdisziplin‘, ‚Multidisziplin‘, ‚Supradisziplin‘ oder ‚Transdisziplin‘“¹⁴ können nur schwer verbergen, dass die tradierten Strukturen von Wissenschaft sich nicht dazu eignen, komplexe Wissensformen zu ordnen. Wissenschaftsstrukturen werden vorgeschlagen, die Transdisziplinarität als eigenständiges Forschungsprinzip kennzeichnen.¹⁵ Die Wissenschaftstheorie erarbeitet Wissenstheorien, die Kategorisierungen und Klassifizierungen vorschlagen, die auch lebensweltlich erworbenes Wissen umfassen. Für die Einschätzung der Qualität dieses Wissens schlägt der Ansatz der integrierten Wissensforschung eine modulares Wissenskonzept für „Wissen aller Arten, in jeder Menge und Güte“ vor.¹⁶ Kombinierte Form-, Inhalts-, Ausdrucks- und Geltungskriterien dienen nach einer Ordnungsphase zur Feststellung der Qualität von Wissen und dessen Wissenschaftsfähigkeit. Erst ein Konzept diesen Umfangs kann das Verwendungswissen der Architektur strukturieren. Die Strukturierung ist notwendig, damit sich die Wissenschaftsgemeinschaft in der Formulierung der Bedingungen für die Vergabe von Forschungsgeldern auf die Veränderungen einstellen kann. Die Architektur steht „unter immensem Legitimationsdruck“¹⁷ Es hat „eine wissenschaftstheoretische Debatte begonnen, die herausfinden will, ob Architektur eine Wissenschaft ist. Dass sie es war, steht außer Zweifel, doch ist nicht geklärt, ob sie es immer noch ist.“¹⁸ Und es bleibt zu klären, wie die Architektur die Kriterien für Wissenschaftlichkeit so bestimmen kann, dass ihre Wissenschaftlichkeit wieder unzweifelhaft nachgewiesen ist.

Die Architektur verteidigt in Theorie und Praxis die Vielseitigkeit und Vielschichtigkeit ihrer Wissensbereiche. Sie ist in sich interdisziplinär und definiert das als Qualität. Die praxisrelevante Verbindung verschiedener Perspektiven der Bau- und Design-

¹² z.B.: Petra von Both (2011): 227-241

¹³ Günter Ropohl (2011): 281

¹⁴ Ebd.: 282

¹⁵ Ebd.: 287

¹⁶ Helmut F. Spinner (2002): 13

¹⁷ Gerd de Bruyn, Wolf Reuter (2011): 7f

¹⁸ Ebd.: 8



professionen wird in Forschungen zur Inter- und Transdisziplinarität beleuchtet¹⁹. Meines Erachtens wird in diesen Forschungen ein Tatbestand nicht ausreichend beleuchtet: Innerhalb der Disziplinen der Architektur fordern die Aufgaben eine *professionelle Generalisierung*, die gerade nicht mit Spezialisierung und der Fokussierung auf einzelne Aspekte operiert, und sich danach in einem weiteren Schritt mit speziellen Ergebnissen mit anderen Disziplinen verbindet, sondern sie verbindet unterschiedliches wissenschaftlich generiertes Wissens im Planungsprozess und leistet in ihren Produkten den Anschluss an lebensweltliche Erfahrungen. Weil die Disziplinen der Architektur in sich interdisziplinär sind, bezeichne ich sie als *Interdisziplinen*. Die Gründe für diese disziplinäre Interdisziplinarität lassen sich durch die Geschichte der Architekturtheorie belegen. Der Architekturtheoretiker Gerd de Bruyn beschreibt die Situation der Generierung von Wissen in der Architekturtheorie folgendermaßen:

„Sie hat *nicht* definiert, welches Wissen die Architektur eigenständig hervorbringt. In der Regel wurde sie als Anwendungsbereich eines nicht von ihr selbst verantworteten Wissens beschrieben: als reine Nutznießerin dessen, was Philosophen, Staatskundler, Kunsttheoretiker, Mathematiker, Physiker, Astronomen, Mediziner, Juristen, Ökonomen, Historiker, Geologen und Geographen wissen. Später kamen die Soziologie, Psychologie, Biologie, Ökologie und die modernen Ingenieurwissenschaften noch hinzu.“²⁰

Und er fährt fort, dieses theoretische Wissen zu benennen und mit dem praktischen Wissen zu ergänzen:

„Als der Architektur zugehörig wurde einerseits das ausgemacht, was wir das *intellektuelle Anverwandlungswissen* der Architekten nennen können. ... Andererseits beschäftigt sich die Architekturtheorie seit jeher mit dem *pragmatischen Handlungswissen* der Architekten, das ihnen ermöglicht, sämtliche architekturrelevanten Erkenntnisse und Methoden aus den oben aufgezählten Wissenschaften in ihre Entwurfs- und Baupraxis zu überführen.“

Dass diese so unterschiedlichen Wissensfelder nicht mehr ohne Weiteres ineinander überführt werden können, ist ein in der Architekturtheorie erkannter Tatbestand. Diese Erkenntnis kann aber doch nicht zur Folge haben, die Überführung aufzugeben und eine Spezialisierung anzustreben, sondern führt zu einem wissenschaftlich zu fundierenden Weiteren: der Fokussierung einer Metaebene, auf der diese Überführungen sachlich richtig und fachlich angepasst möglich werden. Die Architektur verändert ihr Selbstbild. Sie befindet sich in einer „Umwertung ihres Anspruchs auf Universalität“²¹ Universalität gilt der Architektur nicht mehr als Bezeichnung für vollum-

¹⁹ z.B.: Claudia Eckert, Nicole Schadewitz (2011): 243-254

²⁰ Gerd de Bruyn, Wolf Reuter (2011): 13

²¹ Ebd.



fänglich integriertes Wissen aus verschiedenen Bereichen, sondern als Anspruch, Wissen aus unterschiedlichen Bereichen und Ebenen verknüpfen zu können.

Im architekturtheoretischen Diskurs lässt sich historisch eine Verschiebung der Vorstellungen über die Qualität von objektiven Eigenschaften architektonischer Produkte zu subjektiven Erfahrungen mit und in den Gebäuden feststellen. Die in der Architekturtheorie tradierten Kriterien für Qualität in der Architektur, die vitruvianischen Werte der *firmitas* (Festigkeit), *utilitas* (Nützlichkeit) und *venustas* (Anmut) sind in den Produkten der Architektur objektivierbar und verhandelbar²². Es gibt auch heute noch Vertreter innerhalb der Architekturtheorie, die diese als feststehende Qualitätskriterien anführen und eine traditionelle Materialisierung in den Gehäusen anstreben²³. Die genannten Qualitätskriterien der Stabilität, Maßstäblichkeit, Maßhaltigkeit, der Symmetrie, des Schmucks und eines Stils auf der Seite der Objekte werden im aktuellen Architekturdiskurs aber meist mit erlebten Qualitäten der Beständigkeit, Angemessenheit, Ausgeglichenheit und einer ästhetischen Stimmigkeit auf Seiten der Subjekte verbunden. Der Architekturtheoretiker Achim Hahn fordert die Ergänzung des Qualitätsbegriffs des *Richtigen* der Architektur zum *Guten* der Architektur. Er formuliert:

„Allein der Sachverständige oder Fachmann kann die Richtigkeit eines Machens überprüfen. Eine Architektur als ‚gut‘ zu bezeichnen, setzt indes Erfahrungen mit ihrem Gebrauch voraus. ‚Gut‘ können die Erfahrungen genannt werden, die eine menschliche Gemeinschaft im Umgang mit Architektur macht. Dieser Umgang wird dann als angenehm und nützlich bewertet in Bezug auf die Angelegenheiten des Lebens, die man ‚mit‘ einem Bauwerk verbindet.“²⁴

4. Wissen über Qualität in der Architektursoziologie

Um diese Bezogenheit auf die Menschen, die Architektur planen und nutzen, reflektieren zu können, werden so innerhalb der Architektur Verbindungen zu soziologischen Wissenschaftlern gesucht. Zunächst geht es um Qualitätskriterien, die Gebautes bewerten lassen. Ein Beitrag zu dieser Qualitätsdiskussion kommt von Kai Schuster. Auch er stellt seinem Artikel „Qualität in der Architektur, Annäherung an ein vernachlässigtes Thema“²⁵, die Bemerkung voran, dass der Qualitätsbegriff in der Architektur wohl allgegenwärtig, wissenschaftlich aber nicht thematisiert werde:

„Die erste – und vielleicht die letzte – Einigkeit über den Qualitätsbegriff in der Architektur ist vermutlich die Annahme, dass Qualität mehr ist als die Abwesen-

²² z.B. zeitgemäß und in Bezug auf Qualität erläutert in: Eduard Führ (2005) oder auch: Christian Gänshirt (2002): 201ff

²³ z.B.: Rob Krier (1989)

²⁴ Achim Hahn (2008): 13f

²⁵ Schuster, Kai (2005)



heit von Fehlplanung und Mängeln. Jede weitere Qualitätsdefinition beinhaltet eine Vielzahl von Freiheitsgraden, die unterschiedlichen Meinungen und Leitbildern einer ‚wertvollen‘ Architektur folgen – wie es bereits in der Planungsphase von Bauprojekten unterschiedliche Modelle und Leitbilder gibt, denen explizit oder implizit gefolgt wird.“

Schuster macht von architekturpsychologischer Seite aus Vorschläge zur Untersuchung von Qualitäten bestehender Gebäude. Er bezieht sich somit in der Hauptsache auf den zweiten seiner angesprochenen Punkte, auf die Vermeidung von Fehlplanungen im Sinne unzureichender Zweckerfüllungen. Er führt Qualitätsmerkmale auf, die die Transaktion des Menschen mit seiner Umwelt in den Mittelpunkt stellen.

„Transaktion bedeutet, dass ein permanentes wechselseitiges Einwirken und gemeinsames Verändern zwischen Mensch und Umwelt besteht Im Zuge dieser andauernden Transaktion bilden sich Beziehungen zwischen Individuen und ihren Umwelten aus, die als mehr oder weniger ‚passend‘ oder ‚kongruent‘ beschrieben werden können. Es hängt vom Ausmaß einer ‚gelungenen‘ Passung zwischen Individuum und seiner Umwelt ab, inwieweit es eine solche Umwelt akzeptiert, in Bezug auf seine Ziele als förderlich oder hinderlich erlebt und bewertet.“

Schuster bemängelt eine fehlende Evaluationskultur in der Architektur. Der Gebrauchswert von Bauwerken werde durch eine Kultur der Evaluation von Nutzerverhalten nicht untersucht und wirke nicht ausreichend auf neue Planungsprozesse zurück. Er nennt unterschiedliche Ansätze umweltpsychologischer Forschungen zu qualitativen Gebädefaktoren. Ich greife zwei Beispiele heraus, von denen ich eines vertiefe.

Nach dem Psychologen Urs Fuhrer (1996) kann die Gebäudequalität anhand des Zusammenspiels von Nutzungsanforderungen und -möglichkeiten auf unterschiedlichen Ebenen der Person-Umwelt-Kongruenz bestimmt werden: der *ergonomischen*, die zum Beispiel in einer kindgerechten Kindertageseinrichtung bestünde, der *kognitiven*, die zum Beispiel die einfache Orientierung im Raum ermögliche, der *emotionalen*, die sich zum Beispiel in einem Gefühl des Wohlbefindens ausdrücke und der *motivationalen*, in der zum Beispiel die Unterstützung der Verwirklichung persönlicher Zielvorstellungen erlebt würde. Des Weiteren würden die Faktoren *Sicherheit*, *persönlicher Raum* (Privatheit), *Dichte* und *Territorialität*, *Nachbarschaft*, *physikalische Einwirkungen* (Lärm, Geruch, Temperatur usw.) sowie *gestalterische Elemente* und das *Raumkonzept* zur konkreten Passung zwischen Mensch und bebauter Umwelt beitragen. Die genannten Beispiele weisen dabei Unterschiede auf, die es zunächst festzuhalten gilt: ergonomische Kriterien beziehen sich auf objektiv messbare Größenverhältnisse, kognitive Kriterien können relativ einfach verbalisiert und be-



stimmt werden, doch bei den emotional und motivational erfassten Umweltkriterien gestaltet sich der Prozess anspruchsvoll, diese Qualitäten bewusst zu machen, zu kategorisieren und in Verbalisierungen zu überführen.

Der Umwelt- und Entwicklungspsychologe Gary W. Evans und die Innenarchitektin Janetta Mitchell McCoy (1998) beschreiben „fünf Qualitätsdimensionen, die auf das menschliche Wohlbefinden Einfluss nehmen und bei Planungen zu beachten sind“: die *Stimulation (stimulation)* und die Unter- oder Überstimulierung durch Reize (z.B. Geräusche, Licht, Enge/Weite, Neuigkeitscharakter, Entdeckungsmöglichkeiten, Komplexität und deren wahrgenommene Intensitäten), die *Gestaltungsanpassung (coherence)* als die Klarheit und Verstehbarkeit des Gebauten (z.B. Informations-, Orientierungs- und Leitsysteme), die *Stimmigkeit der visuellen Reize (affordances)* als die Lesbarkeit des Gebauten (z.B. Lage des Eingangs, Nichterkennbarkeit von Schwellen), die *Kontrolle (kontrol)*, durch die das Individuum in der Lage ist, seinen Ort im Raum und Raumqualitäten zu beeinflussen (z.B. Wahl der Privatheit, Temperatur im Raum) und die *Erholungsqualitäten (restorative qualities)* wie der Zugang zur Natur oder zu Pflanzen. In diesem Fachartikel werden Überlegungen zur Qualität des Aufenthalts in Innenräumen mit der Beschreibung von Faktoren verbunden, die möglicherweise bei ihrer Unausgewogenheit oder ihrem Fehlen zu Stressfaktoren werden. Die vorsichtige Formulierung rührt daher, dass empirische Untersuchungen zwar zu einzelnen Faktoren durchgeführt werden, doch die Wirkung lebensweltlicher Gesamtsituationen auf Nutzergruppen nur schwer untersucht werden kann.

Diese beiden psychologischen Ansätze zur Einschätzung von Qualität in der Architektur machen klar, wie die Architektur von ihren Nutzern her mit unterschiedlichen Qualitätsbegriffen, -einschätzungen und -erwartungen konfrontiert wird. Architekturtheorie (als architekturinterne Theorie) antwortet mit ihren Beschreibungen von Qualität als Formulierung ihrer Wertvorstellungen darauf. Der architekturtheoretische Diskurs über die unterschiedlichen Qualitätsvorstellungen ist im Gange.

5. Wissen über Qualität in der Innenarchitektur

Unterscheiden sich die Fragen nach der Qualität im innenarchitektonischen Kontext vom „gesamtarchitektonischen Feld“? Sind Kriterien für Qualität in der Innenarchitektur speziell zu gewichten oder anders zu präzisieren?

In innenarchitekturspezifischen Publikationen werden preisgekrönte Beispiele umgesetzter innenarchitektonischer Planungen veröffentlicht, die von den jeweiligen Jurymitgliedern als qualitativ hochwertig eingeschätzt werden²⁶. Qualität bezieht sich in

²⁶ z.B.: Rudolf Schrickler; BDIA (2015)



diesen Fällen auf die Einschätzung und Bewertung technischer und gestalterischer Qualitäten durch Juries. Innerhalb der Innenarchitekturveröffentlichungen werden Äußerungen über Qualität kommuniziert, aber bisher nicht wissenschaftlich diskursiv und öffentlich verhandelt²⁷. Die wissenschaftlich fundierte Theoriebildung der deutschsprachigen Innenarchitektur steht an ihrem Anfang. Die Innenarchitektur beginnt, Beiträge zum wissenschaftlichen Diskurs über Qualität auf Architekturtheorieebene zu formulieren.

Für die Beantwortung der Fragen nach innenarchitekturspezifischer Qualität ist eine Unterscheidung von Architektur und Innenarchitektur zu treffen. Ich nähere mich der Beantwortung von architekturtheoretischer Seite aus an und führe eine Beschreibung der Innenarchitektur durch die in ihr versammelten disziplinären Ansätze auf. In der von der Architektin und Philosophin Julieanna Preston und dem Architekten Mark Taylor für die Lehre herausgegebenen und 2006 in New York erschienenen innenarchitekturtheoretischen Anthologie „Intimus“²⁸ wird die theoretische Situation der Innenarchitektur beschrieben und eine Standortbestimmung vorgenommen:

“The collection of texts contained in this volume stems from a proposition that as an emerging discipline interior design draws form a body of theory specific to its creative practice. Initial informal surveys of interior design/interior architecture and spatial arts university programmes revealed that not only do approaches, outlooks and pedagogical philosophy differ, but also the scope of theoretical texts rarely repeat or identify a distinct set of readings. Feedback from respondents indicated that most interior design programmes identify theoretical sources that span across several disciplines, including material from cultural geography, sociology, anthropology, philosophy and gender studies. The material offers positions and insights that operate beyond architectural canons and interior design’s marginalisation within that discourse.”²⁹

Die Verfasser wollen ihre Auswahl nicht als Abgrenzung zur Architektur als ihrer wesentlichen Grunddisziplin verstanden wissen. Sie bedauern, die für die Innenarchitektur ebenso wichtigen Bereiche der bildenden und angewandten Künste wie Malerei, Film oder Szenografie aus Gründen des Umfangs nicht in ihre Anthologie aufnehmen zu können, betonen aber, dass gerade die Einflüsse der Künste und ihre Medientheorien auf die Innenarchitektur sehr interessant und wissenschaftlich kaum untersucht seien. Die im angelsächsischen Sprachgebrauch unscharfe Verwendung der Begriffe interior design/interior architecture bedürfen im deutschen Sprachgebrauch der Unterscheidung. Die Definition von *interior architecture* beschreibt die Intention der

²⁷ z.B. in: AIT

²⁸ Mark Taylor, Julieanna Preston (2006)

²⁹ Ebd.: 6



Gestaltung gesamträumlicher Realitäten als Aufgabe der Innenarchitektur. Er steht in Abgrenzung zu einer Tätigkeit des Zusammenstellens von gestalteten Gegenständen im *interior design* und bezieht sich auf raumausstattende und dekorative Tätigkeiten. Diese Unterscheidung ist dennoch müßig, denn das Zusammenstellen von Gegenständen ergibt Räume und das raumbildende Gestalten benötigt die Gegenstände.

Eindeutig ist, dass in den aufgenommenen Texten konstruktive und technische Fragestellungen nicht behandelt werden. Es zeigt sich eine deutliche Präferenz von anthropologischen Themen. Ich schließe mich dieser Gewichtung relevanter Disziplinen für die Innenarchitektur an. Mehrere der innenarchitekturrelevanten Themenstellungen finden im deutschsprachigen Raum seit wenigen Jahren über die Beiträge der Kulturwissenschaften Eingang in die Theorie der Architektur³⁰. Architekturtheoretische Anthologien zeichnen sich dadurch aus, dass sehr unterschiedliche Textquellen aufgenommen sind. In ihnen zeigt sich die ganze Bandbreite der Inhalte, die zur Architektur gerechnet werden: historische Untersuchungen stehen neben utopisch wirkenden Visionen, Auszüge aus politischen Streitschriften neben philosophischen Abhandlungen, Vortragsmitschriften von Architekten folgen Artikelauszügen aus Zeitschriften, Buchauszüge auf Interviews, Beiträge von Soziologen auf solche von Stadtplanern. Gerade diese Vielfalt der Textebenen wird als Qualität verstanden³¹. Implizite Themeninhalte der Innenarchitektur, die im Rahmen der Architekturtheorie verhandelt werden, nehmen in den architekturtheoretischen Anthologien im zeitlichen Verlauf deutlich ab: je jünger die Texte sind, desto häufiger handeln sie von städtebaulichen Themen. Da ist es sehr zu begrüßen, dass über das erweiterte Feld der Theorie der Architektur implizit innenarchitekturrelevante Themen aufgegriffen und diskursfähig gemacht werden. Explizite Beiträge über Innenarchitektur oder von Innenarchitekten verfasste Texte erscheinen in deutschsprachigen architekturtheoretischen Anthologien noch nicht, auch keine von Innenarchitekten herausgegebenen Anthologien.

Die offiziellen Definitionen der Architekturdisciplinen durch die Beschreibung der Berufsbilder in der Architektur durch die Bundes-Architektenkammer bestätigen die disziplinären Ausrichtungen und differenzieren sie weiter. Die Berufsaufgabe von Architekten im disziplinären Sinne wird so beschrieben: „Berufsaufgabe des Architekten und der Architektin ist die gestaltende, technische und wirtschaftliche Planung von Bauwerken.“³² Und die für die Innenarchitekten lautet: „Berufsaufgabe der Innenarchitektin und des Innenarchitekten ist die gestaltende, technische, wirtschaftli-

³⁰ z.B.: Susanne Hauser (2011) und (2013)

³¹ z.B.: Ákos Moravánszky (Hg.) (2003), oder Fritz Neumeyer (2002)

³² www.bak.de/architekten/berufsbilder-der-fachrichtungen/architekten



che, ökologische und soziale Planung von Innenräumen und den damit verbundenen baulichen Veränderungen von Gebäuden.“³³

Die Verschiebung des Schwerpunkts von Berufsaufgaben von außenräumlichen und technischen in der Architektur zu innenräumlichen und sozialen Belangen in der Innenarchitektur ist so noch einmal deutlich genannt. Die Innenarchitektur unterscheidet sich im Schwerpunkt, nicht in der Komplexität von der Architektur. Der Innenraumbezug ist das entscheidende Kriterium für die Bestimmung von Innenarchitektur, also in irgendeiner Weise auch mit innenarchitekturspezifischen Qualitäten verbunden. Doch was sind Innenräume? Mit dieser Frage beschäftigt sich die Architekturtheorie seit etwas mehr als hundert Jahren.³⁴ Eine Orientierung im architekturtheoretischen Diskurs über Raum und eine Bewertung für die Innenarchitektur erweist sich als schwierig, aber fruchtbar³⁵.

Im Zusammenhang mit der Diskussion um Qualität in der Innenarchitektur und um die Qualität der Innenarchitektur ist ein Tatbestand wesentlich: Innenräume sind per Definition nie technisch und objektiv beschreibbar. Ein Innen setzt immer die räumlich empfundene Situation eines Subjekts voraus und ist daher perspektivisch. Objektive technische Qualitätskriterien korrespondieren mit Erfahrungsqualitäten. Aufgrund der definierten Orientierung auf Innenräumliches kommt der Innenarchitektur die Aufgabe zu, den perspektivischen Wechsel zwischen objektiven und objektivierbaren Tatsachen und subjektiven und intersubjektiv verhandelbaren Gegebenheiten bewusst vorzunehmen, zwischen den Perspektiven zu vermitteln und innerhalb der Gesamtarchitektur innenräumliche Positionen zu vertreten. Innenarchitektur konzentriert sich auf die Perspektive der den Raum Erlebenden, der späteren Nutzer. Sie blickt auf die Architektur nicht von einem übergeordneten Blickpunkt aus, sie nimmt keinen Gottesstandpunkt³⁶ ein, sondern interpretiert Pläne, Modelle, Gebäude und Stadträume in ihrer innenräumlichen Wirkung. Dafür gibt sie den Überblick auf und gewinnt Einblicke. Die Innenarchitektur gestaltet das von innen, was planerisch, technisch und baulich von außen durch die Architektur geprägt wird und geprägt ist. Die ortogonal entwickelten architektonischen Formen stellen Strukturen zur Verfügung, die der *Aneignung* bedürfen, einer *Anpassung* an den alltäglichen Lebensvollzug von Menschen, die aus ihrer persönlichen Sicht die Strukturen erleben und die den Anspruch formulieren, dass sich die Strukturen durch die alltäglichen Anforderungen auf sie beziehen, die Formen durch sie beeinflusst und gestaltet werden. Dabei ist ein weiterer Perspektivwechsel nötig: der vom professionell Planenden zum sogenannten Laien. Um diese Anpassungen leisten zu können, bindet die Innenarchitektur in

³³ www.bak.de/architekten/berufsbilder-der-fachrichtungen/innenarchitekten

³⁴ Eduard Führ (2009): 46

³⁵ siehe: Barbara Fuchs 2015)

³⁶ Klaus Krippendorff (2013): 101



stärkerem Maße als die Architektur human- und kulturwissenschaftliches Wissen in ihre Praxis ein. Die Innenarchitektur gibt ihre Hoheit zur Definition des Maßstabs für Qualität zu einem entscheidenden Teil in die Hände der Nutzer. Das Verhalten der Nutzer stimmt darüber ab, ob die Innenräume stimmen. Das Nutzerverhalten entscheidet letztlich, ob ein Planungsprozess zu Ergebnissen geführt hat, die *angenommen* werden, oder ob sie sich als *unannehmbar* herausstellen. Es geht der Innenarchitektur im Schwerpunkt weniger um die *Hochwertigkeit* des Materiellen als um die *Wertigkeit* die sie im Leben derer erhalten, die in architektonisch gestalteten Räumen leben. Die Innenarchitektur nimmt somit explizit die Haltung ein, die Achim Hahn vertritt, wenn er von der Aufgabe von Architektur spricht, menschlichen Gemeinschaften Angenehmes und Nützliches zur Verfügung zu stellen³⁷. Für die Einschätzung des Angenehmen und Nützlichen ist es erforderlich, die Nutzer in die Planung einzubeziehen. Der auf Architekturkommunikation spezialisierte Psychologe Riklef Rambow macht eine erhebliche Lücke zwischen dem Expertenwissen der Planenden in der Architektur und dem Gebrauchswissen der Nutzer aus. Und er stellt klar: „Kommunikationsaufgabe ist in erster Linie Expertenaufgabe.“³⁸ Auch dieser Anspruch an das Gelingen einer Experten-Laien-Kommunikation stellt das tradierte Selbstbild der Architektur in Frage, will sie doch nicht zur Dienstleisterin verkommen. Die Innenarchitektur hat weniger Berührungspunkte mit der Dienstleistungskultur, nutzt in ihrer Praxis den Begriff der Dienstleistung und wandelt ihn in eine professionelle Kommunikationskultur. Die Kommunikationsleistungen in der Vermittlung zwischen den Standpunkten können als Übersetzungsleistungen zwischen den unterschiedlichen Sprachebenen und Wissenskulturen verstanden werden.³⁹ Die Entwicklung verbaler Sprach- und averbaler, bild- und modellhafter Kommunikationsformen können als wesentlicher Teil der sozialen Aufgaben von Innenarchitektur verstanden werden. Die Güte dieser Leistung ist ein zentraler Faktor für die Qualität der Innenarchitektur. Für die qualitative Bewertung dieser Güte werden die Kriterien innerhalb der Innenarchitektur diskursiv entwickelt. Ihre Erfahrungen mit den Nutzern kann die Innenarchitektur mit Hilfe der Architekturpsychologie wissenschaftlich erheben, die zuvor beschriebenen raumqualitativen Faktoren erfassen und architekturtheoretisch formulieren.

6. Wissen über Qualität in der Designtheorie

Für die Beschreibung ihres nutzerbezogenen Aufgabenfelds in Ergänzung zur Disziplin der Architektur findet die Innenarchitektur neben der Theorie der Architektur auch in der *Designtheorie* wissenschaftlich fundierte Anknüpfungspunkte. Als innen-

³⁷ siehe oben: (Achim Hahn (2008)

³⁸ Riklef Rambow (2010): 28

³⁹ Ders. (2000)



raumgestaltende Disziplin verwendet die Innenarchitektur in ihrer Praxis Gegenstände, die mit und von anderen Designprofessionen erarbeitet worden sind und entwickelt werden. Im Besonderen Überschneidungen in den Tätigkeiten der Innenarchitektur mit dem Produkt- und Kommunikationsdesign sind praktisch gegeben und nachgewiesen⁴⁰. Auch die Inhalte der Designtheorie werden je nach Sprachhintergrund unterschiedlich definiert⁴¹. Im angelsächsischen Raum wird Designtheorie als ein Überbegriff verwendet, der die Architekturtheorie einschließt, im deutschsprachigen Diskurs steht er für die Theorie des Designs, wie sie in der *Gesellschaft für Designtheorie und -forschung* in Deutschland verhandelt wird⁴². Dieser Begriff umfasst die Designgeschichte, Designmethoden und die Designtheorie im engeren Sinne. Doch die Designtheorie scheint aus standesrechtlichen Gründen aus der deutschsprachigen Theorie der Architektur ausgegrenzt. Ihre Untersuchungen finden keinen Eingang in den deutschsprachigen architekturtheoretischen Diskurs. Die unterschiedlichen Definitionen von Design haben deutliche Auswirkungen auf die interdisziplinäre Zusammenarbeit von Architekten, Innenarchitekten und Designern und sind wissenschaftlich untersucht⁴³.

Für die Innenarchitektur ist die internationale Designforschung relevant, weil innerhalb der Designtheorie wissenschaftliche Methoden etabliert sind und weiterentwickelt werden, die an soziologische und kulturwissenschaftliche Methoden anschließen. Sie zeigen sich innerhalb der Innenarchitektur als in Teilen verwendbar. Designtheorie nutzt eine Sicht auf die Dinge, die sich ohne historischen disziplinären Ballast Methoden erarbeitet, die ethnologisches und archäologisches, soziologisches und psychologisches, ökologisches und ökonomisches Wissen wissenschaftlich verbindet. Die Veröffentlichungen zeigen gesellschaftliche Entwicklungen und Haltungen auf und machen der Innenarchitektur bereits erprobte Arbeits- und Forschungsmethoden zugänglich.

Der Qualitätsbegriff wird im Rahmen des designwissenschaftlichen Diskurses intensiv verhandelt. Wesentliche Teile gehen in die Beschreibungen von Methoden nutzerorientierter Prozesse und deren Evaluationen ein. Die soziologischen Fragestellungen, die durch die Implementierung von Produkten in die gesellschaftliche Realität und durch die Rückwirkung der Planungsergebnisse auf die Aufgaben von Designern entstehen, erschließen der Innenarchitektur methodische Zugänge. Neben den semiotischen Ansätzen, die auch in der Architekturtheorie Verwendung finden, werden verstärkt semantische Ansätze untersucht, die die Bedeutung von Gegenständen und Deutungszusammenhänge untersucht. Besonders aufschlussreich sind system-

⁴⁰ siehe: Corinna Spiekermann (2015)

⁴¹ siehe: John Walker (1992), oder Bernhard Bürdek (1991)

⁴² siehe: www.dgft.de

⁴³ Claudia Eckert, Nicole Schadewitz (2011): 243



theoretische Ansätze, die die für Architekten und Innenarchitekten oft schwer zu erfassenden Zusammenhängen zwischen Aufgaben, Entwurfs- und Planungsmethoden und den Realisierungen systematisch nachgehen. Aus den Erkenntnissen werden Modelle entwickelt, um daraus für die Arbeit der Gestalter Nutzen ziehen zu können, die dann wieder auf die Theoriebildung zurückwirken.

Der Fokus der Designtheorie verlagert sich dadurch zunehmend vom Fokus auf die Objekte zu einem Interesse zum Verständnis der Prozesse. Der in der Architektur undifferenziert verwendete Begriff des *Benutzers* ist in der Designtheorie als Begriff des *Users* aufgegriffen und im Konzept des *Stakeholder* weiterentwickelt worden. Stakeholder sind

„Personen, die ihr eigenes Interesse an einer technologischen oder sozialen Entwicklung sowie deren Resultaten oder Konsequenzen ... geltend machen können, und dies auch tatsächlich tun; Personen, die die für eine Entwicklung entscheidenden Informationen besitzen ...; Personen, die ihre Mittel für oder gegen eine Entwicklung einsetzen können; Organisatoren, die in der Lage sind, andere Stakeholder zu mobilisieren, ...“⁴⁴.

Bereits in die konzeptionelle Planungsphase von Designern sind Stakeholder so integriert, dass Zielgruppen detailliert analysiert und mit soziologischem Wissen kombiniert definiert werden. Die Orientierung auf die Zentrierung von Prozessen und Produkten auf menschliche Bedürfnisse definiert die Designtheorie als *human-centered*. Die technologischen Kriterien, die den Gebrauchswert von Gegenständen, besonders von Maschinen beschreiben, verlieren ihre Alleinstellungskraft. Diese Entwicklung wertet Qualitätsvorstellungen um. Werden aus technologischer Sicht Maschinen als genau, ordentlich und logisch beschrieben und der Mensch als ungenau, desorganisiert, ablenkbar, emotional und unlogisch, stellt er sich in veränderter Perspektive und aus der Zentrierung auf sich selbst als kreativ, erfinderisch, mannigfaltig intelligent und kontextsensibel dar. In dieser Sichtweise erscheinen die Maschinen unoriginell, starr und einfallslos⁴⁵.

Interessant und relevant für die Definition von Qualität in der Innenarchitektur ist der Begriff der *Interfaces*, der Oberflächen, die in der Kommunikation mit dem User ihre Aussagefähigkeit erhalten.

„Die drei wichtigsten Merkmale von Interfaces sind Interaktivität, Dynamik und Autonomie. *Interaktivität* bezieht sich hier auf Handlungs-Reaktions-Sequenzen,... . *Dynamik* impliziert Zeit und bezieht sich auf die Evolution des menschlichen Umgangs mit den Artefakten, ein interaktiver Lernprozess, der sich

⁴⁴ Klaus Krippendorff (2013): 95

⁴⁵ siehe: ebd.: 66



während des Gebrauchs entwickelt, in dem man so gut wie nie zum jeweiligen Ausgangspunkt zurückkehrt.“⁴⁶

Die Merkmale der Interaktivität und der Dynamik werden hier zwar im Umgang mit technischen Gegenständen beschrieben, lassen sich aber wohl zum Teil auch auf den Umgang mit Gebäuden oder Gebäudeteilen übertragen. Aus designtheoretischer Sicht scheint ein deutlicher Unterschied zu dem auf, was in der Architekturtheorie als Grundwert genannt worden ist: die *firmitas*, die Festigkeit, die Stabilität und Dauerhaftigkeit, die geradezu als eine Qualität der *Unveränderlichen* und der *Endgültigkeit* angestrebt wird.

7. Wissen um körperlich-räumliche Qualitäten in der Innenarchitektur: *Interbodies*⁴⁷

Die Innenarchitektur richtet ihren forschenden Blick auf innenräumliche Belange. Auch hier gilt es, sowohl die Prozesse während der Gestaltentwicklung als auch die Nutzung der Produkte, der Planungsergebnisse, als prozesshafte und zyklische Anpassungen an die Innenräume zu verstehen. Für die Innenarchitektur ist dabei eine besondere Abgrenzung zu diesen Inhalten von Designtheorie und zu den Inhalten der allgemeinen Architekturtheorie notwendig. Versteht sie sich als verbindende Profession zwischen dem Design und der Architektur kann sie aus dem bisher Beschriebenen als Qualität bestimmen, dass sie eine *Gültigkeit* ihrer Produkte für Nutzer anstrebt.

Zum einen wird Gültigkeit als Stimmigkeit in Bezug auf die Bedürfnisse der Lebewesen bezogen. Eine Zielgruppe von Nutzern wird klar definiert, sei diese als Kunden, Auftraggeber, Geldgeber oder Endnutzer bezeichnet oder aus Interessenvertretern aller dieser Gruppierungen zusammengesetzt. Gruppen, die zum Beispiel im Kontext einer Krankenhausgestaltung zur Zielgruppe gehören, können dabei sehr unterschiedliche Ansprüche formulieren. Wenn Investoren, Ärzte, Pflegekräfte, Patientenvertreter, Angehörige, Reinigungspersonal, Hygiene- und Sicherheitsbeauftragte in den Gestaltungsprozess einbezogen werden, generieren sie komplexe Anforderungen, die in der Komplexität den eher technischen Belangen in der Disziplin der Architektur in nichts nachstehen.

Zum anderen bezieht sich der Begriff der Gültigkeit auf die vereinbarte zeitliche Dauer, für die Planungen und Planungsergebnisse Gültigkeit besitzen sollen. Stimmigkeit bezieht sich hier auf die Materialwahl und die Wandelbarkeit, also die Anpassungsfähigkeit der Dinge und des Gesamträumlichen an die Ansprüche der Nutzenden. Sie

⁴⁶ Ebd.: 31

⁴⁷ Ich bin mir bewusst, dass dies eine Wortschöpfung ist, die im Englischen so nicht vorkommt. Ich erlaube sie mir als Gegenüberstellung zum Begriff der Interfaces in der Designtheorie.



kann als die *Bestimmung der Lebensdauer* eines Umfelds, der Formulierung des Grades der Beeinflussbarkeit artikuliert werden. Es werden sozusagen die „*Halbwertszeiten*“ der Lösungen vereinbart. Ich möchte das Prozesshafte daran als *Interbodies* bezeichnen. Sie benennen das Verhältnis von Gegenständen zueinander in Bezug auf die Zeit, so wie sich das Verhältnis von Körpern verändert, wenn das Mobiliar je nach Nutzungsansprüchen sich im Gebrauch verändert. Dies meint die Interaktionen, die zwischen Unbelebtem und Belebtem entstehen, wie sie zum Beispiel in Reflexionen nachgewiesen werden können.

8. Wissen um relational-räumliche Qualitäten: Interspaces

Es ist notwendig, die Qualität des Innenräumlichen der Innenarchitektur fassen zu können auch in ihren Veränderungen. Wenn diese Abstimmungsprozesse explizit dazugehören, ist es notwendig, den Raumbegriff der Innenarchitektur explizit zu bestimmen. Wichtig ist, dass eine *Relationalität* im Umgang mit räumlichen Qualitäten entsteht, die die Bewertung von Prozessen *und* Produkten betreffen. *Raum* steht nicht mehr nur für eine Summe von Körpern und Oberflächen, sondern entsteht aus den Beziehungen der Körper und Oberflächen zueinander und meinen Interaktionen zwischen Belebtem und Unbelebtem, wie sie sich in Resonanzen zeigen.

Für die Innenarchitektur ändern sich die zu verhandelnden Innenräume. Ihnen ist wesentlich, die wechselseitige Beeinflussung des Sozialbildenden von Räumen und des Raumbildenden des Sozialen explizit zu erfassen. Ich bezeichne sie als *Interspaces*. Dadurch wird der Fokus von einem nicht undefinierten *Innen* auf ein definierbares *Zwischen* gelenkt. Sie entstehen aus Beziehungen und Bezügen von belebten und unbelebten Körpern, nicht durch Wände.

Martina Löw hat die Unterscheidung dieser Aspekte vorgenommen und das Prozessuale, die gegenseitige Bedingtheit von Raum und Beziehungen formuliert. Sie führt den Begriff der *Synthese* für das Einwirken räumlich gegebener Situationen auf das Soziale ein und nennt *Spacing* das, was das räumlich Wirksame, also das Bauen und Herstellen sozialer Gruppen von Räumen meint⁴⁸. Die Innenarchitektur kann sich daran orientieren. In Folgendem etwas längeren Zitat von Löw wird die Ausweitung eines klassischen Raumbegriffs präzisiert, wobei ‚soziale Güter‘ als Oberbegriff gilt für alle Gegenstände, Gebäude und städtische Strukturen, die durch gesellschaftliche Gruppierungen entstehen und von ihnen genutzt werden:

„In soziologischen Theorien wird mehrheitlich ... eine absolutistische Raumvorstellung, das heißt, bildlich gesprochen, eine Vorstellung vom Raum als Behälter von Dingen und Menschen, zugrunde gelegt. Absolutistisch meint hier, daß

⁴⁸ siehe: Martina Löw (2000): 2158



Raum als eigene Realität nicht als Folge menschlichen Handelns gefaßt wird. Raum wird als Synonym für Erdboden, Territorium oder Ort verwendet. Unter die Bezeichnung ‚absolutistisch‘ fallen auch Raumbegriffe, die die euklidische Geometrie als einziges Bezugssystem der Konstitution von Raum annehmen.

In Abgrenzung dazu schlage ich einen prozessualen Raumbegriff vor.... Meine These ist, daß nur wenn nicht länger zwei verschiedenen Realitäten – auf der einen Seite der Raum, auf der anderen die sozialen Güter, Menschen und ihr Handeln – unterstellt werden, sondern statt dessen Raum aus der Struktur der Menschen und sozialen Güter heraus abgeleitet wird, nur dann können die Veränderungen der Raumphänomene erfaßt werden. Wenn also Raum nicht der starre Hintergrund der Handlungen ist, sondern in den Handlungskontext eingebunden wird, dann kann eine sich verändernde Praxis der Organisation des Nebeneinanders in das Blickfeld gerückt werden. Der Ausgangspunkt des hier entwickelten Raumbegriffs ist demzufolge relativistisch. Die Analyse des Prozesses geht jedoch, da nicht nur die Beziehungsgefüge, sondern auch die angeordneten sozialen Güter und Menschen berücksichtigt werden, über eine relativistische Perspektive hinaus. Das Ergebnis ist ein relationaler Raumbegriff⁴⁹.

Die Innenarchitektur kann darüber theoretisch fundiert in ihre Definition von Innenräumlichkeit neben den gegenständlichen Dingen auch die Menschen einbinden. Das hat für Qualitätsbestimmungen weitreichende Folgen.

9. Wissen um atmosphärisch-räumliche Qualitäten: Interspheres

Ein Sachverhalt erscheint mir von besonderer Bedeutung, der selbst in diesem erweiterten Innenraumbegriff noch zu wenig ausgewiesen ist. Ich denke, ihm gebührt besondere Aufmerksamkeit, weil er in keiner anderen Disziplin in dieser Weise erfaßt und untersucht werden kann. Wieder führen soziologische Definitionen auf die Spur.

Sowohl in die Architekturtheorie als auch in die Designtheorie sind soziologische Kriterien zum beobachtbaren und beschreibbaren Verhalten von Menschen eingegangen. Bei aller architektursoziologischen Ausrichtung von Untersuchungen ist diese Grundannahme bisher nicht in Frage gestellt: „Das Verfahren des Soziologen ist ... die Beobachtung von Beobachtern, die behaupten zu wissen, was sie tun.“⁵⁰

Es fällt auf, dass von Menschen ausgegangen wird, die zum einen etwas tun und zum anderen darüber sprechen können. Dies trifft aber bei Weitem nicht auf alle Menschen zu, mit denen und für die qualitätsvolle Innenräume zu entwickeln sind. Nutzungen von Dingen und Handlungen im Raum bestimmen nur einen kleinen Teil

⁴⁹ Ebd.: 264

⁵⁰ Dirk Baecker (1990): 68



der Aufenthaltsqualitäten in Räumen. Aufenthaltsqualitäten von Räumen zeichnen sich häufig gerade dadurch aus, dass sie in ihren Einzelfaktoren von Laien *nicht* bewusst bestimmt, erkannt und bewusst formuliert werden können. Die Innenarchitektur erweitert die Überlegungen zu Nutzern, Usern und Stakeholdern auf ihre disziplinspezifische Weise. Es kann in ihren Qualitätsbeschreibungen nicht nur um den sich Bewegenden, etwas Nutzenden, zielorientiert Handelnden gehen, das Interesse von Innenarchitekten richtet sich auch auf Untätige, Handlungsunfähige, auf Ungefragte und Sprachlose. Situationen des Nichtstuns, des Wartens, der Muße, des Ausruhens, des bloßen Sich-Aufhaltens können in ihrer Qualität nur in atmosphärischen Raumcharakteren erfasst werden. Sphären zeichnen sich dadurch aus, dass das Relationale in ihnen ununterscheidbar ist, dass im Erleben der Sphäre der Erlebende „in ihnen aufgeht“, nicht mehr unterscheiden kann, ob er die Gestimmtheit in sein räumliches Empfinden einbringt, oder der Raum sein Empfinden stimmt. Ich nenne sie wie im Englischen *Spheres*. Das im Erleben noch halbwegs als Wahrnehmung einzelner Sinnesleistungen bewusst Erkennbare wird zu einer gesamtleiblichen Empfindung. Der Architekt Peter Zumthor beschreibt dieses Sphärische so: „Ich komme in ein Gebäude, sehe einen Raum und bekomme die Atmosphäre mit, und in Sekundenbruchteilen habe ich ein Gefühl für das, was ist.“⁵¹

Philosophische Untersuchungen von Atmosphären differenzieren die Begrifflichkeiten. Peter Sloterdijk beleuchtet in seinem dreiteiligen Werk ‚Sphären‘ besonders im dritten Teil⁵² die Sphären, wie sie gesellschaftlich entstehen und sich in blasenförmigen oder schaumartigen Strukturen auch in der Architektur und im Städtebau niederschlagen. Gernot Böhme geht von phänomenologischen Untersuchungen in Räumen aus und nimmt die Betrachter- und Erleberperspektive ein. Er definiert die Wirkung eines Raumes auf ein Individuum als *Anmutung* und die Arten und Weisen, in der sie das tun, als *Charaktere*. „Allgemein kann man sagen, dass es mindestens fünf Arten von Charakteren gibt: Stimmungen, Synästhesien, Bewegungsanmutungen, gesellschaftliche und kommunikative Charaktere.“⁵³ Philosophisch-ästhetische Diskussionen um Raumqualitäten werde ich hier nicht führen, nehmen sie doch nur selten die Erleberperspektive in einer Weise ein, wie sie hier für eine lebensweltlich orientierte Beschreibung von Qualitäten in der Innenarchitektur Verwendung finden können. Spezifisch architekturphilosophische Beschreibungen von Sphären widmen sich erlebbaren Kontrasterfahrungen bei Übergängen zwischen sich stark unterscheidenden Sphären, wie sie zum Beispiel in den Shoppingmalls von Las Vegas⁵⁴, bei In-

⁵¹ Peter Zumthor (2006): 13

⁵² siehe: Peter Sloterdijk (2004)

⁵³ Gernot Böhme (2006): 18

⁵⁴ siehe: Silke Ötsch (2006)



szenierungen in Großveranstaltungen oder beim Eintritt von einer belebten Straße in eine Kirche differenzierbar werden⁵⁵.

Ich fokussiere auf eine innenarchitektonisch bedeutsame Atmosphäre, die der Stille. In Sakralräumen wird eine besondere Form der Stille erfasst. In architekturtheoretischen und kunstgeschichtlichen Beschreibungen von Kirchen sind Aspekte dieser Sphäre im Begriff der *Erhabenheit* formuliert worden, wurde als *Numinoses*⁵⁶ bezeichnet oder als etwas, das *erbauliche Empfindungen* im Erlebenden hervorruft. Damit wurden für die Architektur Qualitäten beschrieben, die in moderneren Sprachvarianten zum Beispiel als die Empfindung einer *atmenden Leere* in der Besprechung von musealen Räumen wieder auftauchen. Die charakteristischen Merkmale der Sphäre der Stille haben im modernen Architekturdiskurs als Raumqualitäten an sich wenig Eigenwert. Es gibt noch keine phänomenologischen und systematischen Untersuchungen zu Empfindungen vom Verhältnis von Stille und Leere, vom Zusammenhang zwischen Entspannung und der Empfindung von Ödnis, von Zusammenhängen zwischen minimalistischen Räumen und der Empfindung von Härte oder Kälte.

Das Abhandenkommen dieser Themenstellung in der Architektur ist sicherlich auf den großen Einfluss soziologischer Fakten auf die Architektur zurückzuführen. Es liegt kein Fokus mehr auf dem Wissen um diese für Lebensqualität so entscheidenden Faktoren, weil in der Soziologie der Mensch über seine Handlungen, sein Gruppenverhalten, seine Bewegungen erfasst wird und nicht in seinem Nichthandeln. Aus eben denselben Gründen und denen, die in der Industrialisierung zu finden sind, ist auch in der Designtheorie die Definition des Nutzers diejenige, der Dinge braucht und etwas mit ihnen tut. Die Herstellung von Gebrauchsgegenständen ist die Triebfeder für die Gestaltung von Gebrauchsgütern und der Auslöser für die Gründung der Designprofessionen gewesen.

Im architekturtheoretischen Diskurs kommt ein Tatbestand erschwerend hinzu: Die abendländische Rationalisierung des Denkens. Atmosphärische Wirkungen sind dem dubiosen Bereich des Scheins und nicht dem wissenschaftlich fassbaren Bereich des Seins zugeordnet worden. Wie die zum Lebensvollzug notwendigen Dinge zusammen im Raum wirken und wie dabei sphärische Aufenthaltsqualitäten entstehen, ist in der Architekturdebatte mit dem Begriff der *Ausstattung* zusammengefasst worden. Dieser wiederum ist bereits in den Anfängen der Dekor-Debatte vor 120 Jahren ins Zwielficht gekommen und dadurch in seiner Bedeutung für die Qualität von Architektur in Misskredit geraten. Der kollektive Verlust von heimatlichen Atmosphären in den Weltkriegern scheint dies noch verstärkt und zur Distanzierung vom ganzen sphäri-

⁵⁵ siehe: Gernot Böhme (2006): 139ff

⁵⁶ siehe: Rudolf Otto (1932): 139



schen Komplex in der Architektur geführt zu haben. Begriffe wie Gemütlichkeit oder Bequemlichkeit unterliegen im architekturtheoretischen Diskurs bis heute Tabuisierungen. Architekten und Architekturkritiker loben eher den Einfluss guten Weines auf die Lebensqualität als den eines angenehmen Sitzkissens.

Und doch hat die Sphäre der Ruhe erhebliche Auswirkung auf die Lebensqualität von Menschen. Für die leiblich empfundene Qualität kann der Begriff des *Wohlbefindens* stehen. Der Mensch ist also nicht nur Akteur⁵⁷ oder ein in seiner Aufmerksamkeit nach außen Gerichteter, er tut große Zeitstrecken seines Lebens nichts – ja er darf nichts tun, um in körperlich guter Verfassung und in leiblich gesunder Befindlichkeit zu bleiben. Er ist darin existentiell abhängig von architektonisch geeigneten Innenräumen. Das leibliche Bedürfnis nach Ruhe zeichnet sich dadurch aus, dass es das Bedürfnis nach der Möglichkeit ist, die Aufmerksamkeit zu reduzieren und die Kontrolle über die Außenwelt aufgeben zu können. Ausruhen bedarf körperlicher Entspannung, führt eine Verstärkung vegetativer Funktionen herbei und verlangt explizit die Aufgabe zielorientierter Handlungen und gewollter Abgrenzungsbemühungen. Der Mensch weiß, dass er sein Schutzbedürfnis an Umgebungsqualitäten abgeben muss. Er muss sich dem Umraum überantworten können und löst sich, soweit es seine sinnlichen Empfindungen betrifft, in der schützenden Umgebung auf. Sphärischen Anforderungen an Räumen ist nur eingeschränkt mit Maßnahmen zu begegnen, die sich aus Argumentationen im Behältermodell oder dem Relationsmodell ergeben.

Die sphärischen Qualitäten von Ruhe und das Wissen um die Möglichkeiten ihrer Herstellung wird ein wesentliches Qualitätsmerkmal für die Einschätzung der Güte und Qualität zukünftiger Innenarchitektur werden. Ohne genauere Kenntnisse über den Raum als Sphäre ist ein Diskurs über sie im innenarchitektonischen Kontext nicht zu führen, sie bedarf des individuell erworbenen und reflektierten Wissens um Empfindungen.

Die Sphäre der Stille hat für Individuen und für Gruppen wesentliche Aufenthaltsqualitäten. Aber innenräumliche Atmosphären sind bei Weitem nicht auf sie beschränkt. Es gibt Atmosphären, die die Kommunikation fördern oder die Konzentration, Atmosphären, die Genesung befördern oder erschweren, die durchschnittliche Aufenthaltszeiten in Räumen verlängern oder verkürzen. In der Praxis der Innenarchitektur sind beeindruckende Beispiele von der Herstellung sehr unterschiedlicher Atmosphären entstanden. Allein, wenn neben Erinnerungen an die Atmosphäre im Löwenhof der Alhambra in Granada Erlebnisse in der Therme Vals von Peter Zumthor gestellt werden, oder wenn das Erleben der Atmosphäre im Fußballstadion von Herzog/de

⁵⁷ siehe: Jürgen Hasse (2006)



Meuron in München Erinnerungen an die Atmosphäre im Amphitheater in Verona wachrufen, werden Unterscheidungen möglich und ein Teil der innenarchitonisch wirksamen Qualitäten und ihre gestalteten Ursachen erschließbar. Es ist ein großes Wissen erarbeitet, womit Atmosphären zielgruppenspezifisch orientiert gezielt unterstützt oder verhindert werden können.

Doch exakte Bestimmungen und verhandelbare Fakten erweisen sich als schwierig. Empfindungen entziehen sich der eindeutigen Verbalisierbarkeit, auch deshalb, weil sie synästhetisch wahrgenommen werden.⁵⁸ Im Erlebenden sind aus physiologischen Gründen leibliche Empfindungen abhängig von der Dauer des Aufenthalts im jeweiligen Umraum. Von Lebewesen werden Anpassungen an ihre Umgebungen unbewusst geleistet. Sie finden auch dann statt, wenn einzelne Komponenten des Umfelds auf die Lebensqualität im Gesamten nicht qualitätsfördernd einwirken. Für Erforschungen lebensweltlicher Umfeldler entstehen paradoxe Ausgangssituationen, die eine Wissenschaftlichkeit sehr erschweren: Einerseits verhindern körperliche Adaptationsleistungen, dass Einzelkomponenten registriert und formuliert werden können, andererseits fußt das Erfassen von Einzelkomponenten auf sensitiv relevanten Änderungen, die die Untersuchung von Dauerwirkungen räumlicher Situationen unmöglich machen. Sinnliche Wahrnehmungen sind nur relativ zueinander, also im Wechsel zwischen Unterschieden wahrnehmbar und benennbar. Diese Schwierigkeit darf nicht dahin führen, sphärische Qualitäten weiterhin auszublenden und nicht zu erforschen. Relational greifbare Faktoren sind phänomenologisch, systemtheoretisch und mit den Methoden der Medizin zu belegen. Ich plädiere dafür, neben architekturpsychologischen und architektursoziologischen auch explizit ‚architekturmedizinische‘⁵⁹ Fragestellungen zu formulieren und auf Forschungsprojekte zwischen Forschern aus dem Gesundheitsbereich und der Innenarchitektur hinzuwirken, und die Zusammenarbeit so zu etablieren, dass Langzeitstudien im lebensweltlichen Umfeld durchgeführt werden können.

10. Grundqualitäten in Architektur und Innenarchitektur

Die Untersuchungen zur Qualität in der Innenarchitektur im ersten Teil dieser Untersuchung haben dazu geführt, allein bautechnisch zu begründende Qualitäten nicht als innenarchitekturspezifisch gelten zu lassen, auf die sich die Disziplin der Architektur im Zweifelsfalle argumentativ zurückziehen kann, weil sie nicht die Kernaufgabe von Innenarchitektur betreffen. Die Ausführungen im zweiten Teil dieser Untersuchung haben dazu geführt, innenräumliche Qualitäten in einer Weise zu beschreiben, die eine wissenschaftliche Untersuchung und Präzisierung so noch nicht ermögli-

⁵⁸ siehe: Bricchetti, Katharina; Mechsner, Franz (Kur.) (2013)

⁵⁹ als Anfang kann gelten: Thomas Fuchs (2000)



chen. In einem dritten Teil soll nun ein Ansatz beschrieben werden, wie innenräumliche Qualitäten zunächst für die Praxis der Innenarchitektur und in Folge für die Erforschung der Qualitäten in der Innenarchitektur näher bestimmt und verhandelt werden können.

Dabei nähere ich mich ein weiteres Mal von soziologischer Seite an innenraumspezifische und deshalb innenarchitektonisch relevante Überlegungen an. Ich hintergehe dabei die zuvor gestellte Annahme, dass die originär innenarchitektonische Aufgabenstellung sich darin erfülle, die Innenräume bestehender oder herzustellender Räume zu gestalten. Ich stelle in Frage, dass sich die Begriffe ‚Raum‘ und ‚Räumlichkeit‘ und damit ‚Innenraum‘ und ‚Innenräumlichkeit‘ und die Vorstellungen, die mit diesen Begriffen verbunden sind, überhaupt als grundlegendes Prinzip für die Bestimmung von Architektur bzw. von Innenarchitektur eignen.

Ich folge darin einer Beweisführung, die Dirk Baecker in seinem systemtheoretisch motivierten Artikel „Die Dekonstruktion der Schachtel. Innen und Außen in der Architektur“⁶⁰ offenlegt. Architektur steht hier wieder für die Architektur als die Gesamtheit unterschiedlicher Disziplinen. Ich verfolge die Argumentation ausführlich, weil sich in ihr ein Ansatz verbirgt, nicht nur die Qualitäten der Innenarchitektur im Anschluss näher bestimmen zu können, sondern diese auch ins Verhältnis setzen zu können zu denen der Architektur. Die praktische Bedeutung der Argumentation erschließt sich durch die systemtheoretische Logik erst am Ende und erscheint zunächst unanschaulich und abstrakt.

Auch Baecker beginnt mit der Feststellung, dass der Architektur Prinzipienlosigkeit attestiert werden müsse, wengleich mit dem Ärgernis über Zumutungen unangebrachter Wohnverhältnisse auch eine Faszination über die Architektur entstehe „angesichts eines konstruierenden und konstruktiven Umgangs mit der Welt, der in seinen Werken ebenso kenntlich wie in seinen Prinzipien unkenntlich ist“⁶¹. Und die Architektur ziehe auch Nutzen aus ihrem unanschaulichen Denken. Baecker formuliert dies nicht als Vorwurf an die Architektur, sondern als Feststellung. Es sei eine systemimmanente Tatsache, dass, solange die Architektur ihre Selbst- und damit auch ihre Fremdreferenz nicht hinreichend definiert habe, keine Anschaulichkeit der Architektur als Ganzes hergestellt werden könne. Sobald die Architektur aber bestimmen könne, worauf sie referiert, was sie also im Kern ausmache, könne diesem das Uneigentliche des Entfernteren und Fremden gegenüber gestellt werden. Diese Zuversicht speise sich aus dem systemischen Wissen darüber, „daß jeder Beobachter im Hinblick auf die Unterscheidung, die er verwendet, um beobachten zu können, was

⁶⁰ siehe: Dirk Baecker (1990)

⁶¹ Ebd.: 67



er beobachtet, blind ist: Jeder Beobachter ... sieht nicht, daß er nicht sieht, was er nicht sieht.“⁶² Baecker trifft zwei Grundannahmen:

„Die erste Annahme lautet ganz schlicht, daß wir ohne das Treffen einer Unterscheidung nichts beobachten können und ohne die Bezeichnung dessen, was wir in der Unterscheidung von allem anderen unterschieden haben, nicht wissen können, wovon wir sprechen. Die zweite Annahme ... postuliert ..., dass als Form nur sichtbar werden kann, was selbstreferenziell (für die Form) und fremdreferenziell (für den Beobachter) auf eine Unterscheidung rekurriert, die rekursiv einsetzbar ist und daher erhält, was sie erhält.“⁶³

Für unserer Betrachtung ergibt sich daraus: Dass Architekten so wenig über ihre Prinzipien wissen, entsteht daraus, dass sie sie anwenden. Sie können sich nicht gleichzeitig theoretisch beobachten und praktisch arbeiten. Da sie die praktische Tätigkeit des Entwerfens als ihre zentrale Aufgabe sehen, sehen sie nicht, was ihre theoretischen Grundlagen sind. Das ist für die tägliche Arbeit nicht störend, es reicht, das implizite Wissen anzuwenden. Im Entwurfsprozess wird im Hin- und Hergehen zwischen Entwurfsstand und Weiterentwicklung eine größtmögliche Stimmigkeit erreicht. Diese Stimmigkeit drückt aus, was als implizit gewusste und im Entwurf erreichte Qualität gelten kann.

in besonders hohem Maße trifft das für innenarchitektonische Projekte zu, weil sich Stimmigkeit wie zuvor erläutert hier häufig auf gruppenspezifische, ästhetische und kurzzeitiger bestehende Lösungen bezieht. Wenn Architekten aber ihre Prinzipien offen legen sollen, mit denen sie die Qualitäten ihrer Arbeit bewerten, müssen sie sich von ihrer Arbeit distanzieren und einen Beobachterstandpunkt einnehmen, von dem aus sie explizit die Qualitäten erkennbar benennen müssen. Wenn sie dann eine Form beschreiben – sei es die Zeichnung auf einem Plan, ein Modell oder ein fertiges Gebäude –, kann diese Form nur dadurch erkennbar und beschreibbar werden, dass sie sich von ihrer Umgebung und vom Planenden selbst unterscheidet. Die Form bleibt als Form erkennbar, weil und solange diese Unterscheidungen erkennbar bleiben. Von diesen Grundlagen aus definiert Baecker das Grunddilemma der Architektur: Es besteht die Unmöglichkeit für die Architektur, die Differenz von Innen und Außen gleichzeitig als Einheit zu denken.

Auf diese Feststellung folgt der Versuch, zunächst das Grundprinzip, den Leitgedanken der Architektur auszumachen, um nicht nur die Formen in der Architektur, sondern auch die Form der Architektur und ihren Kern zu bestimmen. Erst wenn erkannt ist, was Architektur überhaupt ist, könne sie von anderem abgegrenzt werden. Bae-

⁶² Ebd.: 68

⁶³ Ebd.: 70



cker analysiert in der Folge die Kandidaten, die üblicherweise als Grundprinzipien herangezogen werden, wenn es darum geht, Architektur zu erklären und die in meinen bisherigen Ausführungen alle schon mehr oder weniger auf ihre Tauglichkeit zur Bestimmung von Qualitäten zur Sprache gekommen sind: der Raum, die Funktion, die Form, die Konstruktion und das Ereignis. Die Beweisführung ist äußerst aufschlussreich, in ihrem Reichtum für konkrete Schlussfolgerungen für die Innenarchitektur bei Weitem nicht ausgeschöpft, aber in diesem Zusammenhang ist das Ergebnis der Untersuchung Baeckers ausschlaggebend: keines dieser Prinzipien eignet sich, um ihn als Grundgedanken der Architektur zu bestätigen. Sie haben alle Bedeutung für die Architektur, lassen sich aber nicht auf nur im Zusammenhang miteinander beschreiben. Es sei nur erwähnt, dass Baecker bei der Prüfung des Prinzip ‚Raum‘ zum gleichen Schluss kommt, den ich in meiner Suche nach Gründen für Qualitäten zuvor als Behauptung formuliert habe:

„Der Raum lässt sich nicht als Objekt denken, das einem Subjekt, ihm äußerlich gegenüberstünde, sondern nur als Umwelt, die erst entsteht, wenn sich ein System aus ihm ausgrenzt. Wenn man Objekte beobachten kann, so kann man Umwelten nur erforschen.“

Baecker verschiebt darauf hin seine Fragestellung:

„Wir fragen jetzt nicht nach einem Leitgedanken der Architektur, nach einem Konzept, das definieren könnte, was Architektur ist, sondern nach einer Unterscheidung, die getroffen werden muß, damit Architektur sich ereignet, und die zu konstituieren erlaubt, was als Architektur konstruiert wird und worüber als Architektur kommuniziert wird.“⁶⁴

Er vermutet, dass im Verhältnis von Innen und Außen das Wesentliche der Architektur dennoch verborgen liege, obwohl die Einheit von Innen und Außen nicht gedacht werden könne:

„Die Begründung der Vermutung ist ebenso trivial wie robust, also wiederverwendungsfähig: Wie auch immer Architektur entworfen, dargestellt, benutzt und bewohnt werden mag, man weiß nur, daß es sich um Architektur handelt, wenn man hineingehen und wieder herauskommen kann und wenn sich bei diesem Hineingehen-und-wieder-herauskommen-Können die Verhältnisse ändern, das heißt drinnen anderes geschieht und erwartet werden kann als draußen.“⁶⁵

Baecker untersucht nun die praktische Arbeit von Architekten genauer. Er stellt fest, dass in der Grundrissarbeit und in Detailplanungen besonders offensichtlich wird, wie

⁶⁴ Ebd.: 82

⁶⁵ Ebd.: 83



sich in einer Abfolge Formen finden, die Materialgebrauch festlegen und gleichzeitig Veränderungen zulassen, bis der Entwurf für den Entwerfenden als abgeschlossen gilt. Reflexionen werden möglich, weil eine Distanz entsteht zwischen Betrachter und Betrachtetem, ein Abstand von Subjekt und Objekt. Im fertigen Entwurf zeige sich dann in gelungener und gelingender Form die Paradoxie, dass durch den Blick von außen auf einen Grundrissplan die gleichzeitige Einheit zwischen Innen und Außen sichtbar werde, obwohl sie in der Differenz von Innen und Außen als Einheit undenkbar sei.

Deshalb rückt das *Denken* über Innen und Außen nun in den Fokus des Interesses. Und Baecker macht im Aufsatz von Frank Lloyd Wright ‚destruction of the box‘ den Beginn eines Denkansatzes aus, mit dem der entscheidende Prozess in Gange gekommen sei, dass „das Denken der Architektur von der Anschauung von Architektur gelöst wurde.“⁶⁶ Dieses Denken zeigt sich in der Destruktion der geschlossenen Gebäudeformen, die als Formen geschlossen wirken, auch wenn sie Öffnungen haben. Die Vorstellung von Gebäuden als Schachteln, als Behälter – Martina Löw hatte sie für uns im Zusammenhang mit dem Relationsmodell in der Soziologie beschrieben – ist zerstört worden, Gebäude haben sich als in ihre Wände aufgelöst denken und bauen lassen. Ludwig Mies van der Rohe ist mit dem Barcelona Pavillion berühmt geworden, der optisch nur aus Wandscheiben besteht und einen fließenden Übergang von Innen nach Außen und von Außen nach Innen ermöglicht. Theo van Doesburg hat die Grundaussage zweidimensional gezeichnet, in dem er einem geschlossenen Quadrat vier windmühlenartig angeordnete Linien gleicher Seitenlänge gegenüberstellt hat. Es sind die gleichen Linien, doch einmal entsteht der Eindruck einer geschlossenen Form, die Innen und Außen klar trennt, das andere mal zeigt das Ergebnis eine offene Form, etwas Durchlässiges, in dem Innen und Außen miteinander in Beziehung stehen und das eine in das andere übergeht.⁶⁷

Baecker begründet mit dieser Zeichnung eine Verschiebung des Denkens. „Während die Reflexion sich vom ausgeschlossenen anderen leiten lässt, richtet sich die Dekonstruktion auf das eingeschlossenen andere. Die Dekonstruktion ist der Akt selbst der Einschließung des anderen.“⁶⁸ Für das Denken bedeutet das, dass der Beobachter, der als der Außenstehende gedacht worden war, hier zu einem Teil des Beobachteten werden kann, der Betrachtende sich selbst betrachten kann. Auf die Architektur übertragen scheint hier neben den Produkten von Architektur das Prozesshafte der Architektur auf: das definierte Innen und Außen als Produkthafes und das Öffnen und Schließen als Prozess, in den der Planende mit eingebunden ist. Die Mit-

⁶⁶ Ebd.: 88

⁶⁷ siehe: ebd.

⁶⁸ Ebd.



tel für Produkte und für Prozesse können analog zu den Linien in der Zeichnung Theo van Doesburgs bezeichnet werden. Baecker nennt sie mit Frank Lloyd Wright *Abschirmungen*. Sie sind das Medium der Architektur, ob sie als Dächer, Böden, Fenster oder Lichtkegel erscheinen. Sie werden durch Konstruktionen mehr oder weniger dauerhaft gekoppelt und geformt, Formen stehen räumlich zueinander, werden als Raum erlebt, der im Ereignis wieder konstruiert wird, und so weiter. *Abschirmung* also kann das grundlegende Prinzip der Architektur genannt werden. Baecker folgert daraus:

„Die Unterscheidung zwischen Schließung und Öffnung setzen wir an die Stelle der Differenz von Innen und Außen. Erstere bezeichnet Entwurf und Konstruktion von Architektur, letztere die Möglichkeiten der Darstellung von und Kommunikation über Architektur. In der Form der Abschirmung kommen Entwurf und Konstruktion, Darstellung und Kommunikation zur Einheit.“⁶⁹

Qualität ist somit etwas, was als Anspruch an die Qualität der Abschirmungen in unterschiedlichen Bereichen gestellt werden kann.

Auf verschiedenen Ebenen kann mit diesem Ergebnis die Probe aufs Exempel gemacht werden.

Entwerfen kann als das Selektieren von Abschirmungen gedacht werden, als das Anbinden oder Weglassen möglicher Formbildungen, die jeweils das Öffnen zu anderem hin ermöglichen oder eine Schließung erwirken.

Auch das Wissen der Architekten kann jetzt genauer präzisiert werden. Sie können nicht alles, auch wenn ihre Arbeit es erfordert, viele Aspekte der Gesellschaft, der Kunst und des Bauingenieurswesens in Betracht zu ziehen. Auch wenn ein Architekt versucht sein mag, sich als Soziologe, Künstler oder Bauingenieur zu gebärden, gilt natürlich auch für ihn: was er nicht kennt, weiß er nicht. Was er erkennt, worauf er sich bezieht, was er im Selbstreferentiellen zugänglich gemacht hat, bleibt persönliches und perspektivisches Wissen und vom Fremdreferenziellen anderer Disziplinen verschieden, auch wenn er sich öffnet und alle ihm zugänglichen Aspekte je nach den Ansprüchen an sein Projekt einschließt.

Als letztes sei auf das Regelwerk der Architektur hingewiesen, das Baecker *Konditionierungen*⁷⁰ nennt, die *Routinierungs- und Standardisierungschancen*⁷¹ böten und die sind, die als tradierte Werte in meiner Untersuchung wiederholt schon zur Sprache gekommen sind. Baecker nennt sie *Funktionalität*, *Plastizität* und *Solidität* und kann für alle nachweisen, dass das Prinzip der Abschirmung durch Öffnung und

⁶⁹ Ebd.: 95

⁷⁰ Ebd.: 97ff

⁷¹ Ebd.: 101



Schließung grundlegend für alle ist. Besonders aufschlussreich ist, dass er dieses Prinzip auch für den *Maßstab des menschlichen Körpers*, der als Wert der *Maßstäblichkeit* zu den Grundregelungen in der Architektur mit diesem Prinzip neu belegen und mit dem Relationalen heutiger Abschirmungsnotwendigkeiten verbinden kann.⁷²

11. Qualitäten in der Innenarchitektur

Für unsere Frage nach den Qualitäten in der Innenarchitektur müssen diese Aussagen konkretisiert werden. Was heißt Abschirmung durch Öffnung und Schließung für die Innenarchitektur? Wie kann durch diese spezifische Abschirmung ein Wert qualitativ und selbstreferenziell formuliert werden, also so, dass eine Unterscheidung zur Disziplin der Architektur entsteht? Dabei bleibt selbstverständlich, dass die Abgrenzung nicht mehr im Behältermodell als Ausgrenzung gedacht werden kann, sondern als Eingrenzung innenarchitekturspezifischer Qualitäten.

Ich beziehe mich dazu auf einen Gedankengang Frank Lloyd Wrights, der auch aus ‚Destruction of The Box‘ stammt. Nach ihm „gehe es in der Architektur nicht um die *Einschachtelung*, sondern um die *Einfriedung*.“⁷³ Mit diesem Begriff ist ein Hinweis gegeben, der auf eine Unterscheidung von *Einschließen* und *Ausschließen* hinausläuft und jetzt von anderer Warte aus wieder den Zusammenhang zwischen Innen und Außen thematisiert. Mit dem Begriff der Einfriedung bekommen die vorangestellten Ausführungen zur Sphäre der Ruhe eine tiefere Bedeutung. Demnach interpretiere ich Abschirmung als eine Form der Ausgrenzung, Einfriedung als Begriff für Eingrenzung, treffender noch: *Einhüllung*. Abschirmungen in der Architektur können so verstanden werden, dass sie Schutz schaffen vor Kälte, Lärm, Regen oder Menschenmassen, die also die Abschirmung von störenden Außeneinflüssen bieten, Einfriedungen als Schirme der Innenarchitektur, die Schutz vor Haltlosigkeit und der Auflösung eines Zusammenhangs im Inneren bieten. Wenn ein Konzert stattfindet, gilt es nicht nur, Abschirmungen zu schaffen, die den Lärm der Straße draußen halten, sondern es geht auch um ihre Resonanzfähigkeit, die die Musik im Innenraum halten und hörbar machen. Bei einer Konferenz kann Kommunikation dann gelingen, wenn Störungen von Außen verhindert, Sicherheitsmaßnahmen getroffen sind, und wenn im Inneren das Zusammenkommen von Beteiligten ermöglicht und befördert wird durch angemessene Sitzgelegenheiten, anpassungsfähige Bewegungsräume und angepasste und doch variable Sitzordnungen .

Wenn diese Selbstbeschreibung von Innenarchitektur als zutreffend bestätigt wird, kann sie von den materiellen Abschirmungen und Einfriedungen aus ausgeweitet

⁷² Ebd.: 102

⁷³ Ebd.: 90



werden auf ihren Umgang mit Menschen, das was ich zuvor unter der Nutzerorientierung der Innenarchitektur beschrieben habe. Die Aufgabe der Innenarchitekten ist es dann, im Prozess Zusammenhänge zwischen Einzelnen in Gruppen und zwischen Gruppen, etwas auszubilden das Frank Lloyd Wright an anderer Stelle „*einschließende Schirme*“⁷⁴ nennt. Das beschreibt den Tatbestand des perspektivischen Blicks beim Entwerfen und den Prozess des Öffnens und Schließens dieser ausschließenden und einschließenden Schirme noch einmal deutlicher. Architekten sind außerhalb des Innenraums und sind so lange draußen, so lange sie mit den sachlichen und fachlichen Anforderungen an die Abschirmungen und Einbindungen von Architektur in eine Umwelt beschäftigt sind. Und Innenarchitekten sind in den Innenräumen, und klären und ordnen die Zusammenhänge relational und atmosphärisch so lange, bis sie Einhüllungen, Eingrenzungen, Einfriedungen und Anbindungen leisten können, die in ihren Formen die Lebensqualitäten der späteren Nutzer umfassen. Dabei ergänzen sich die erlebbaren Lebensqualitäten, die die Architektur durch das Ausschließen von Störungen erreichen, mit denen, die die Innenarchitektur durch Lenkung, Förderung und Verstärkung von Gewolltem und Gewünschtem erreichen kann.

Die begrenzte Verfügbarkeit bautechnischen Wissens in der Innenarchitektur kann jetzt als das begriffen werden, was es ist: als Differenzierung und Abgrenzung vom Wissen von Bauingenieuren und Architekten und als eine Eingrenzung eines Wissens, das lebensweltlich verankert und mit soziologischem und psychologischen Fachwissen verbunden ist. Es wird durch das technische Wissen über Details der Ausbaugewerke ergänzt. Innenarchitekten als Lichtplaner oder Akustiker werden über dieses Fachwissen wieder zu vorwiegend technischen Planern. Offensichtlich wird nun, dass disziplinäre Zuweisungen zu plakativ sind und praktische Vollzüge nicht abbilden. Architekten können auch innenarchitektonisch vorgehen und Innenarchitekten architektonisch.

12. Können in der Innenarchitektur

Nach diesen theoretischen Differenzierungen möchte ich praktische anführen, die aus den systemtheoretischen folgen. Auch wenn viele innenarchitektonisch orientierten Projekte hohe technische Qualitätsstandards erreichen und hohe gestalterische Qualitäten vermitteln, möchte ich auf eine besondere Arbeitshaltung hinweisen, die sich genau dadurch auszeichnet, dass sie keine Standards setzt. Durch die vorangegangenen Überlegungen möchte ich sie explizit als eine Qualität definieren, die durch die lebensweltliche Nähe von Architektur entsteht. Die Plausibilität der Begründung lässt sich durch anthropologische Forschungsergebnisse verstärken.

⁷⁴ Liselotte Ungers (2002):151



Das technische Wissen der Architektur und vieler Fachplaner ist Ingenieurwissen. Für statische Berechnungen, konstruktive Detaillierungen oder lichttechnische Berechnungen ist es unabdingbar. Es gibt neben dieser technisch-orientierten und neben der auf soziale Prozesse orientierten Arbeitseinstellung eine pragmatische Handlungsform. Sie hat keinen guten Ruf, weil sie als unprofessionell gilt. Diese Ablehnung hat Gründe, die mit einem Qualitätsbegriff zusammenhängen und von der Nähe der Innenarchitektur zu den Designprofessionen und zum Handwerk geprägt ist. Die Designprofessionen erfüllen durch die Industrie formulierte Anforderungen an Perfektion, und das Handwerk, das durch industriell hergestellte Produkte unter Druck geraten ist und im Wettbewerb hohen Qualitätsstandards ausgesetzt ist, strebt die handwerklich mögliche Exaktheit an. Doch im Rahmen meiner Ausführungen plädiere ich an dieser Stelle für die Rehabilitierung einer wertvoll unperfekten Arbeits- und Denkform: der des Bastelns.

Das Wertvolle am Basteln ist seine praktische Durchführbarkeit mit den vorhandenen Mitteln im unmittelbar Zugänglichen. Im Basteln verbindet sich das Wissen, dass die Probleme, deren Bewältigung anstehen, zu umfangreich sind für perfekte Lösungen, mit dem Erkennen, dass die Umstände nichtsdestotrotz eines Handelns bedürfen, das Entscheidungen herbeiführt, fällt und umsetzt. Die Fragen sind pragmatisch orientiert: Wie kann das, was zur Verfügung steht, mit angemessenem Aufwand zu dem verbunden werden, was gebraucht wird? In der Architektur werden diese Fragen nicht nur beim Modellbau, bei der Zeitplanung, für die grafische Wirkung von Plänen, bei begrenzten Kostenbudgets oder sich widersprechenden Verordnungen nötig, sondern beschreiben einen Teil der Arbeitsweise *von Innen*, die zuvor *von Außen* als der Selektionsprozess beim Entwerfen beschrieben wurde. Besonders aus der Gegenüberstellung der Arbeitsweise eines Bastlers mit der eines Ingenieurs erhellen sich die Unterschiede der Herangehensweise an Probleme. Der Anthropologe Claude Lévi-Strauss hat die Unterschiede untersucht⁷⁵. Ich führe das Wesentliche seiner Gegenüberstellung auf.

Der Ingenieur strebt ein technisch perfektes Ergebnis an, das sich durch Präzision und Spezifizierung auszeichnet. Er hat sich spezialisiert, um spezifische Aufgabenstellungen vollumfänglich zu begreifen, eine Lösung planerisch zu erarbeiten, deren Realisierung zu überwachen und Ergebnisse zu überprüfen. Dafür arbeitet er mit speziellen Werkzeugen, die er gegebenenfalls im Vorfeld des Projekts konstruiert oder organisiert. Der Bastler dagegen kann viele verschiedene Arbeiten ausführen, er greift für ein Projekt auf einen Fundus von Werkzeugen und Materialien zurück, die ihm zur Hand sind und die er nach dem Prinzip „*Das kann man immer noch gebrauchen*“ gesammelt hat. Er prüft jeweils, ob eine Umnutzung des Vorhandenen für

⁷⁵ Claude Lévi-Strauss (1973): 29-48



seine Zwecke vorstellbar ist und erzielt ein exaktes, aus seinem Handeln heraus entstandenes und seinen Absichten entsprechendes genügend gutes Ergebnis.

Eine ähnliche Unterscheidung wie zwischen der Arbeitsweise eines Bastlers und der eines Ingenieurs kann auch für verschiedene Weisen des Denkens getroffen werden. Technische und andere wissenschaftlich anerkannte Gedankengänge lassen sich abgrenzen von den Elementen einer als ‚*mythische Reflexion*‘ bezeichneten Denkform, die auch in künstlerischen Prozessen auftauchen und zu kreativen Prozessen gehören. Lévi-Strauss formuliert das so:

„Die Eigenart des mythischen Denkens besteht, wie die der Bastelei auf praktischem Gebiet, darin, strukturierte Gesamtheiten zu erarbeiten, nicht unmittelbar mit Hilfe anderer strukturierter Gesamtheiten⁴, sondern durch Verwendung der Überreste von Ereignissen: ‚odds and ends‘, würde das Englische sagen, Abfälle und Bruchstücke, ... das mythische Denken, dieser Bastler, erarbeitet Strukturen, indem es Ereignisse oder vielmehr Überreste aus Ereignissen ordnet⁵, während die Wissenschaft, ‚unterwegs‘ allein deshalb, weil sie sich stets begründet, sich in Form von Ereignissen ihre Mittel und Ergebnisse schafft, dank der Strukturen, die sie unermüdlich herstellt und die die Hypothesen und ihre Theorien bilden. ...“⁷⁶

Die Beschreibungen erinnern an das, was zuvor über das Verhältnis von Reflexion und dekonstruktivem Denken zur Sprache gekommen ist, eröffnen aber noch einmal eine andere Perspektive auf die Verbindung von theoretischen und praktischem Wissen, Gewusstem und Gemachtem, Gedachtem und Erlebtem.

Die mythische Reflexion ist angesiedelt zwischen sinnlich wahrnehmbaren Eindrücken und einem gedanklich, also begrifflichen Bezeichnen. In ihr kann weder auf das physische Erlebnis in der konkreten Situation verzichtet werden noch auf den gleichzeitigen Denkvorgang einer konstituierenden Begriffsbildung. Es ist ein dem Tatsächlichen adäquates Denken. Dabei genügt es im Denkprozess, wenn die Begriffe als Zeichen auf ihre Bedeutung hinweisen, sie also nur andeuten und unscharf bleiben. Mit dieser Denkweise können glänzende und unvorhersehbare Ergebnisse erzielt werden, andere als mit dem Ingenieursdenken und geeignet zu dessen Erweiterung. In der Arbeitsweise von Gestaltern drückt sich dieses mythische Denken mehr oder weniger bewusst neben dem bewusst planenden aus. Für die Planung in der Architektur und für die Gestaltung im Design ist es eine unumgängliche Denkweise. Die Planenden arbeiten, indem sie während des Arbeitsprozesses ihre Zwischenergebnisse sowohl mit „ingenieurmäßigen“ Mitteln darstellen, als auch durch „gebastelte“

⁷⁶ ⁴„Das mythische Denken errichtet strukturierte Gesamtheiten mittels einer strukturierter Gesamtheit, nämlich der Sprache; aber es bemächtigt sich nicht der Struktur der Sprache; es errichtet sein ideologisches Gebäude aus dem Schutt eines vergangenen gesellschaftlichen Diskurses⁵. Das Basteln arbeitet mit ‚zweiten Qualitäten‘; cf englisch ‚second hand‘, aus zweiter Hand, ‚Gelegenheit“.
nach: Susanne Hauser, Christa Kamleithner, Roland Meyer (2013): 408



Ausdrucksformen die sinnliche Wahrnehmbarkeit ermöglichen, seien das komplexe Visualisierungen oder einfache Arbeitsmodelle. Ähnliche Ansprüche stellen sie an die Endergebnisse ihrer Arbeit, seien es Plansätze, Dinge oder Präsentationen.

Und diese Haltung kann ausgedehnt werden auf die Einstellung zu kommunikativen Prozessen. Der Innenarchitektur kommt durch ihre Nähe zur Lebenswelt und durch die Vielseitigkeit ihrer Inhalte die Reflexion über pragmatische Vorgehensweisen in Prozessen zu. Mit der Fähigkeit zu inter- und transdisziplinärem Austausch, zur Kommunikation mit Auftraggebern und Nutzern und dem Umgang mit Handwerkern und Ausführenden, entwickelt sich eine Fertigkeit, die mit Kombinationen aus unterschiedlichen Denk- und Arbeitsweisen agiert und Inhalte auf pragmatische Weise in unterschiedlichen Sprachebenen vermittelt. Durch fachliches Wissen, sachliche Analysen und persönliche *Einfühlung*⁷⁷ in lebensweltliche Umstände kommt der Innenarchitektur in besonderem Maße zu, sich auf unterschiedlichste Zielgruppen einzustellen und Lösungen zu fördern und zuzulassen. Die sprachliche Ausdrucksfähigkeit wird bereits in der Ausbildung gefördert.⁷⁸ Der Wunsch von Nutzern nach Differenzierung, nach dem Besonderen, kann in der Innenarchitektur zu unkonventionellen und experimentellen Lösungen führen, weil sie auf eine kürzere Lebensdauer und eine beschränktere Zielgruppe ausgelegt sind als Architektur und daher auch spielerische und verspielte, inszenierende und szenografische Wünsche berücksichtigen kann. Diesen Folgerungen beleuchten noch einmal von einer anderen Seite die als eine wesentliche Qualität von Innenarchitektur bezeichnete lebensweltlich fundierte Kommunikation und die daraus entstehenden sehr heterogenen Qualitäten.

Als Zusammenfassung der Überlegungen zu den Qualitäten der Innenarchitektur kann zum Abschluss die eine Grundqualität als hergeleitet gelten und präzise ausgedrückt werden. Die Qualität der Innenarchitektur ist es, dass sie Inneres räumlich ausdrückt und den Ausdruck dem Äußeren anpasst. Das klingt sehr banal, hat es aber in sich.

Literatur

- Baecker, Dirk (2009): Die Dekonstruktion der Schachtel. Innen und Außen in der Architektur. in: Luhmann, Niklas; Bunsen, Frederick D.; Backer, Dirk (1990): Unbeobachtbare Welt. Über Kunst und Architektur. Verlag Cordula Haux, Bielefeld, 67-104
- Baumberger, Christoph (Hg.) (2013): Architekturphilosophie. Grundlagentexte. mentis Verlag, Münster
- Böhme, Gernot (2006): Architektur und Atmosphäre. Wilhelm Fink Verlag, München

⁷⁷ siehe: Wilhelm Worringer (1907)

⁷⁸ siehe: Carmen Schier ; Elke Schwinger (2014)



- Brichetti, Katharina; Mechsner, Franz (Kur.) (2013): Synästhesie. Leib-Raum/Architektur. Wolkenkuckucksheim. Jg.18. Heft 31
- Bruyn, Gerd de; Reuter, Wolf D. (2011): Das Wissen der Architektur. transcript Verlag, Bielefeld
- Bruyn, Gerd de; Trüby, Stephan (Hg.) (2003): architektur_theorie.doc. texte seit 1960. Birkhäuser Verlag, Basel
- Bürdek, Bernhard E. (1994, 1991): Design. Geschichte, Theorie und Praxis der Produktgestaltung, DuMont Buchverlag, Köln
- Bund Deutscher Innenarchitekten eV. (Hg.) (2015): Handbuch Innenarchitektur. Callway Verlag, München
- Delitz, Heike (2009): Architektursoziologie. transcript Verlag, Bielefeld
- Dünne, Jörg; Günzel, Stephan (2006): Raumtheorie. Grundagentexte aus Philosophie und Kulturwissenschaften. Suhrkamp Taschenbuchverlag, Frankfurt am Main
- Dürckheim, Graf Karlfried von (1932): Untersuchungen zum gelebten Raum. in: Hasse, Jürgen (2005): Graf Karlfried von Dürckheim. Untersuchungen zum gelebten Raum. Selbstverlag Institut für Didaktik der Geographie, Frankfurt Main
- Fischer, Joachim; Delitz, Heike (Hg.) (2009): Die Architektur der Gesellschaft. Theorien für eine Architektursoziologie. transcript Verlag, Bielefeld
- Friedrich, Thomas; Gleiter, Jörg H. (2007): Einfühlung und phänomenologische Reduktion. Grundagentexte zu Architektur, Design und Kunst. Lit Verlag Dr. w. Hopf, Berlin
- Führ, Eduard (2005): Zur Theorie der Architektur als Wissenschaftstheorie und Wissenschaftspraxis. unter: <http://www.cloud-cuckoo.net/openarchive/wolke/deu/Themen/042/Fuehr/fuehr.htm>. zuletzt eingesehen am 15.09.2015
- Führ, Eduard (2009): Architektur/Städtebau. in: Günzel, Stephan (Hg.)(2009): Raumwissenschaften. Suhrkamp Taschenbuch Verlag, Frankfurt am Main
- Fuchs, Barbara (2015): Räumen im Raum. Der Platz der Innenarchitektur. Coburg
- Fuchs, Thomas (2000): Leib Raum Person. Entwurf einer phänomenologischen Anthropologie. Verlag Klett-Cotta, Stuttgart
- Gänshirt, Christian (2011): Werkzeuge für Ideen. Einführung ins architektonische Entwerfen. Birkhäuser Verlag, Basel
- Gleiter, Jörg H. (2008): Architekturtheorie heute. transcript Verlag, Bielefeld
- Gleiter, Jörg H.; Schwarte, Ludger (2015): Architektur und Philosophie, transcript Verlag, Bielefeld
- Goldstein, Bruce E. (2002): Wahrnehmungspsychologie. Spektrum Akademischer Verlag, Heidelberg
- Günzel, Stephan (Hg.)(2009): Raumwissenschaften. Suhrkamp Taschenbuch Verlag, Frankfurt am Main
- Hahn, Achim (2008): Architekturtheorie. Wohnen, Entwerfen, Bauen. Verlag Huter & Roth, Wien



- Hasse, Jürgen (2006): Der Mensch ist (k)ein Akteur. Wolkenkuckucksheim 02/2006. unter: <http://www.cloud-cuckoo.net/openarchive/wolke/deu/Themen/themen052.htm>. zuletzt eingesehen am: 23.10.2015
- Hauser, Susanne; Kamleithner, Christa; Meyer, Roland (2011): Architekturwissen. Grundlagentexte aus den Kulturwissenschaften. Band 1. Zur Ästhetik des sozialen Raumes. transcript Verlag, Bielefeld
- Hauser, Susanne; Kamleithner, Christa; Meyer, Roland (2013): Architekturwissen. Grundlagentexte aus den Kulturwissenschaften. Band 2. Zur Logistik des sozialen Raumes. transcript Verlag, Bielefeld
- Heuner, Ulf (Hg.) (2007/2): Klassische Texte zum Raum. Parados Verlag, Berlin
- Jonas, Wolfgang (1994): Design – System – Theorie. Überlegungen zu einem systemorientierten Modell von Design-Theorie. Verlag Blaue Eule, Essen
- Kirschbaum Marc, Schuster Kai (2008): Architektur und Lebensstil. Dissertation im Fachbereich Architektur, Stadt- und Landschaftsplanung an der Universität Kassel
- Krippendorff, Klaus (2013, engl. 2006): Die semantische Wende. Eine neue Grundlage für Design. Birkhäuser Verlag, Basel
- Kruft, Hanno-Walter (1991/3, 1985): Geschichte der Architekturtheorie. Verlag C. H. Beck, München
- van der Laan, Dom Hans (1992): Der architektonische Raum. Fünfzehn Lektionen über die Disposition der menschlichen Behausung. Verlag Brill, Leiden
- Lehnert, Gertrud (Hg.): Raum und Gefühl. Der Spatial Turn und die neue Emotionsforschung. transcript Verlag, Bielefeld
- Lévi-Strauss, Claude (1973, franz. 1962): Das wilde Denken. Suhrkamp Taschenbuch Verlag, Frankfurt am Main
- Löw, Martina (2015, 2001): Raumsoziologie. Suhrkamp Taschenbuch Verlag, Frankfurt am Main
- Luhmann, Niklas; Bunsen, Frederick D.; Backer, Dirk (1990): Unbeobachtbare Welt. Über Kunst und Architektur. Verlag Cordula Haux, Bielefeld
- Moravánszky, Ákos (Hg.) (2003): Architekturtheorie im 20. Jahrhundert. Eine kritische Anthologie. Verlag Springer
- Nerdinger, Winfried (Hg.) (2013): Der Architekt. Geschichte und Gegenwart eines Berufsstandes. Band 1 und 2. Verlag Prestel, München
- Neufert, Ernst (2009, 1936): Bauentwurfslehre. vieweg+Teubner, Wiesbaden
- Neumeyer, Fritz (2002): Quellentexte zur Architekturtheorie. Prestel Verlag, München
- Ötsch, Silke (2006): Überwältigen und Schmeicheln. Der menschliche Körper im Visier der Planer. Verlag der Bauhaus-Universität Weimar
- Otto, Rudolf (1932): in Gernot Böhme (2006): Architektur und Atmosphäre. Wilhelm Fink Verlag, München



- Rambow, Riklef (2000): Experten-Laien-Kommunikation in der Architektur. Verlag Waxmann, Münster
- Rambow, Riklef (2010): Architektur und Psychologie. in: Linneweber, Volker; Lantermann, Ernst-Dieter, Kals, Elisabeth (Hg.)(2010): Enzyklopädie der Psychologie. Band 2: Spezifische Umwelten und umweltbezogenes Handeln
- Reuter, Wolf D.; Jonas, Wolfgang (Hg.) (2013): Rittel, Horst W. J. (1992): Thinking Design. Birkhäuser Verlag, Basel
- Richter, Peter G. (Hg.) (2004): Architekturpsychologie. Eine Einführung. Pabst Science Publishers, Lengerich
- Rosa, Hartmut (2012): Weltbeziehungen im Zeitalter der Beschleunigung. Umriss einer neuen Gesellschaftskritik. Suhrkamp Taschenbuch Verlag, Frankfurt am Main
- Schäfers, Bernhard (2006, 2003): Architektursoziologie. Grundlagen – Epochen – Themen. Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden
- Schier, Carmen; Schwinger, Elke (2014): Interdisziplinarität und Transdisziplinarität als Herausforderung akademischer Bildung. transcript Verlag Bielefeld
- Schricker, Rudolf; BDIA (Hg.) (2015): Ausgezeichnete Innenarchitektur. Callwey Verlag, München
- Schroer, Markus (2012, 2006): Räume, Orte, Grenzen. Auf dem Weg zu einer Soziologie des Raumes. Suhrkamp Taschenbuch Verlag, Frankfurt am Main
- Schuster, Kai (2005): Qualität in der Architektur. Annäherungen an ein vernachlässigtes Thema. Wolkenkuckucksheim 1/2006 unter:
<http://www.cloud-cuckoo.net/openarchive/wolke/deu/Themen/051/Schuster/schuster.htm>. zuletzt eingesehen am 15.09.2015
- Sloterdijk, Peter (2004): Sphären. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main
- Spiekermann, Corinna (2015): Innenarchitektur. Standortbestimmung einer Profession im Kontext der gestalterischen Berufe. Masterarbeit in der Fakultät Design im Bereich Interior Architecture and Architectural Design an der Hochschule Coburg
- Taylor, Mark; Preston, Julieanna (2006): Intimus. Interior Design Theory Reader. Wiley-Academy, Chichester, England
- Ungers, Liselotte (2002): Über Architekten. Verlag DuMont, Köln
- Walker, John A. (1992, engl. 1989): Designgeschichte. Perspektiven einer wissenschaftlichen Disziplin. scaneg Verlag, München
- Weber, Karsten; Nagenborg, Michael; Spinner, Helmut F. (Hg.) (2002): Wissensarten, Wissensordnungen, Wissensregime, Beiträge zum Karlsruher Ansatz der integrierten Wissensforschung. Springer Verlag, Wien
- Wolkenkuckucksheim. <http://cloud-cuckoo.net/de/offene-sammlung/texte/>
- Worringer, Wilhelm (1948, 1907): Abstraktion und Einfühlung, Verlag Piper, München
- Zumthor, Peter (2006): Atmosphären. Architektonische Umgebungen. Die Dinge um mich herum. Verlag Birkhäuser, Basel



Peter Herz

Die Besten

Moralische Kategorien in der politischen Diskussion der Antike

Selbst in der modernen politischen Diskussion berufen wir uns immer wieder gerne auf die Griechen als die Väter der modernen Demokratie. Dies ist allerdings eine Fehleinschätzung, denn wenn man einmal von der Tatsache absieht, dass die Demokratie, an die wir denken, ein Spezifikum Athens war, sind unsere modernen Vorstellungen von Demokratie doch recht weit von den antiken Konzeptionen einer Demokratie entfernt.

Um dies an einigen Beispielen zu verdeutlichen: In unserer Vorstellung von Demokratie gibt es, zumindest in der Theorie, keinen Unterschied zwischen Mann und Frau, was einem antiken Menschen völlig unverständlich gewesen wäre.

Die griechische Demokratie, in ihrer athenischen Variante, kannte die Sklaverei und setzte diese geradezu voraus, da man sonst als Bürger kaum die notwendige Zeit für eine politische Betätigung gehabt hätte.

Zu unserer Konzeption von Demokratie gehört zumindest theoretisch, dass jeder Bürger ohne Berücksichtigung seiner Vermögenssituation dieselben politischen Rechte besitzen sollte. In Athen war seit Solons Zeiten, also seit dem Beginn des 6. Jh. v.Chr., die Bürgerschaft in vier Vermögensklassen eingeteilt, die u.a. den Zugang zu den politischen Ämtern regelten. Für uns ein völlig undemokratischer Zustand. Für die Athener offensichtlich nicht, denn sie haben selbst in den Tagen der radikalen Demokratie in der 2. Hälfte des 5. Jh. niemals an diesem Grundsatz gerüttelt.¹

Spätestens wenn man sich daran erinnert, dass es seit Perikles auch noch ein athenisches Bürgerrechtsgesetz gab, das für einen athenischen Bürger den Nachweis forderte, dass bereits seine beiden Elternteile das attische Bürgerrecht besessen hatten, sollte man erkennen, dass griechische Demokratie etwas völlig anderes als unsere moderne Demokratie war.²

¹ Einen abgewogenen Überblick zur Geschichte Athens liefert K.-W. Welwei, Athen. Von den Anfängen bis zum Beginn des Hellenismus, 2. bibliographisch aktualisierte und mit einem neuen Vorwort versehene Auflage, Darmstadt 2011.

² Zum Bürgerrechtsgesetz des Perikles vgl. Plut. Per. 37,2 zusammen mit C. Patterson, Pericles' citizenship law of 451-50 B.C., New York 1981; K.R. Walters, Pericles' citizenship law, Classical Antiquity 2, 1983, 314-336.



Wie kann man dies erklären? Aristoteles liefert in seiner ‚Politik‘ den entscheidenden Ansatzpunkt:³ „Die Männer, die kämpfen, haben die meiste Macht, und die, die die Waffen besitzen, sind die Bürger.“ Aus diesem Grundsatz erwuchs die Vorstellung, dass politische Rechte direkt von dem Leistungsvermögen abhängig sein müssten, das jeder in die Gemeinschaft einbringen konnte. Dabei bedeutete Leistungsvermögen zunächst in erster Linie die militärische Leistungsfähigkeit, da man sich die notwendigen Waffen und Ausrüstungsteile aus dem eigenen Vermögen beschaffen musste.

Daher zogen in Athen die beiden obersten Vermögensklassen im Kriegsfall als Reiter in den Kampf, die dritte Klasse, die der vermögenderen Bauern, stellte die schwerbewaffnete Infanterie der Hopliten. Die Angehörigen der vierten Klasse, die zu arm war, sich eigene Waffen anzuschaffen, mussten hingegen als Leichtbewaffnete dienen. Aus dieser sicherlich zahlenmäßig größten Klasse Athens rekrutierten sich später im 5. Jh. die Mannschaften der athenischen Kriegsschiffe.

In vielen griechischen Staaten finden wir weitere gesellschaftliche Differenzierungen, die am ehesten durch die komplizierte Geschichte des frühen Griechenlands zu erklären sind. Denn in vielen Staaten lassen sich unterschiedliche gesellschaftliche Schichten erkennen, die durch die Einwanderung von neuen Gruppen oder interne Kämpfe geschaffen wurden. Soweit die Vorbevölkerung von den Neueinwanderern nicht völlig verdrängt worden war, wurden ihre Angehörigen auf einen minderen Rechtsstatus herabgedrückt, den wir in der Terminologie des Mittelalters als ‚Hörige‘ bezeichnen können.

Das beste Beispiel für eine solche Gesellschaft liefert die interne Gliederung der spartanischen Gesellschaft. Neben der vollberechtigten Gruppe der Spartiaten gab es die zwar mit persönlichen, aber nicht mit politischen Rechten ausgestatteten Perioiken (die Umherwohnenden) und schließlich die Heloten.⁴ Zu den griechischen Staaten mit einer vergleichbaren Struktur gehören Argos, aber auch die Gemeinden in Thessalien und auf der Insel Kreta.⁵

Das Selbstverständnis dieser kriegerischen Führungsschicht lässt sich zum einen in den Epen Homers, zum anderen in der etwas später einsetzenden griechischen Lyrik erfassen. Die Selbstbezeichnung dieser Menschen als ‚aristoi‘ = ‚die Besten‘ oder

³ Ar. Pol. 3,1279 b 3-5.

⁴ Für den Einstieg gut geeignet: N. Luraghi, S.E. Alcock (Edd.), *Helots and their masters in Laconia and Messenia. Histories, ideologies, structures*, Cambridge/Mass., London 2003.

⁵ Vgl. D. Lotze, *Zur Verfassung von Argos nach der Schlacht von Sepeia* (Aristoteles Politik 5, 1309 a 6-8), *Chiron* 1, 1971, 95-109 = D. Lotze, *Bürger und Unfreie im vorhellenistischen Griechenland. Ausgewählte Aufsätze*, Stuttgart 2000 (Altertumswissenschaftliches Kolloquium 2). R.F. Willets, *Cretan laws and society*, *CAH III* 3, 1982, 234-248. G. Seelentag, *Das archaische Kreta. Institutionalisierung im frühen Griechenland*, Berlin, New York 2015.



‚eupatrides‘ = ‚die mit den guten Vätern‘ ist für diese Einstellung bezeichnend. Um ihre Wertvorstellung noch besser erfassen zu können, ist das dichterische Werk des Homer von besonderem Wert. Dort finden wir in der Darstellung der homerischen Helden einen guten Ansatzpunkt, denn wir können davon ausgehen, dass das von Homer vermittelte Bild der griechischen *aristoi* weitgehend dem Bild entsprach, das diese selbst von sich hatten.

Ein griechischer Aristokrat musste natürlich schön (*kalos*) und gut (*agathos*) sein, wobei seine körperliche Schönheit gewissermaßen das öffentliche Kennzeichen für seine gehobene soziale Stellung lieferte. Daher wird bei Homer selbst ein Mann im fortgeschrittenen Alter, wie der greise Herrscher Nestor von Pylos, durch seine Ebenmäßigkeit hervorgehoben. Als einer der führenden Helden vor Troja konnte er natürlich nicht wie ein einfacher Mensch altern.

Die nichtaristokratischen Menschen tauchten im Weltbild der homerischen Helden nur am Rande auf. Sie waren ihre Diener oder anonyme Soldaten, die im Kampf von den Helden reihenweise niedergemäht wurden. Wenn sie namentlich bezeichnet werden und es dann auch noch wie Thersites wagten, anderer Meinung als die Aristokraten zu sein, wurde diese Störung der Ordnung im Epos sofort verdeutlicht.⁶

„... der häßlichste Mann, der gegen Troja gekommen; säbelbeinig und hinkend auf einem Fuße, die Schultern höckrig, gegen die Brust zusammengebogen; darüber spitzte sich sein Kopf, besät mit spärlicher Wolle.

Doch jetzt mit schrillum Gekreische schalt der den edlen Herrn Agamemnon ...“

Dieser gesellschaftliche Störfaktor wurde sehr schnell von einem der anwesenden Helden durch einen Schlag mit seinem Zepter zur Raison gebracht. In der Weltsicht der Aristokraten nahmen solche Personen einen ähnlichen sozialen Rang wie kläffende Hunde ein, die man mit einem gezielten Fußtritt verscheuchte.

Solche Aristokraten hoben sich auch durch ihre Kleidung deutlich von ihrer Umgebung ab. Das beste Beispiel liefert der Dichter und Philosoph Xenophanes. Dieser beschrieb Ende des 6. Jh. die Aristokraten seiner Heimatstadt Kolophon in der heutigen Türkei. Die sogenannten ‚Tausend‘ oder ‚chilioi‘, die sich auf dem Marktplatz (*agora*) versammelten, waren Männer mit gepflegten langen Haaren, die Purpurgewänder trugen, die mit goldenen Fibeln zusammengehalten wurden und nach wohlriechenden Salben rochen.⁷

⁶ Hom. II. 2,216-219 und 221-222. Nach Homer, *Ilias*, übertragen von H. Rupé, mit Urtext, Anhang und Reistern, 8. Auflage München, Zürich 1983, 51-53.

⁷ Text nach *Die Vorsokratiker* Band 1. Thales, Anaximander, Anaximenes, Pythagoras und die Pythagoreer, Xenophanes, Heraklit, griechisch-lateinisch-deutsch, Auswahl der Fragmente und Zeugnisse, Übersetzung und Erläuterungen von M.L. Gemelli Marciano, Düsseldorf 2007,



Xenophanes frg. 5 = Athen. 526 A

„Wie Phylarchos berichtet, traten aber die Kolophonier, die zunächst eine strenge Lebensweise führten, nachdem sie sich der Verweichlichung hingegeben hatten, weil sie mit den Lydern Freundschaft geschlossen hatten und ein Bündnis eingegangen waren, mit goldenen Schmuck verzierten Haaren öffentlich auf, wie auch Xenophanes sagt:

„Sie, die die nutzlosen Feinheiten von den Lydern gelernt hatten, solange sie noch frei von der verhaßten Tyrannis waren, schritten auf den Marktplatz in ganz purpurnen Gewändern, im ganzen nicht weniger als tausend, aufgeblasen, prunkend mit wohlgezierten Haaren, triefend vom Duft künstlich bereiteter Salben.“

In vielen Standardwerken zur Aristokratie des frühen Griechenland gilt diese Stelle als Zeugnis für das Leben der griechischen *aristoi*.⁸ Doch es gibt einige gewichtige Argumente gegen eine solche Ansicht. Im großen Orakelheiligtum des Apollon von Klaros, das auf dem Territorium von Kolophon lag, haben sich zwei Ehreninschriften gefunden, die am Ende des 2. Jh. v.Chr. für wichtige Lokalpolitiker der Gemeinde Kolophon errichtet wurden.⁹ Der eigentliche Inhalt hat uns hier nicht zu interessieren, denn die für uns entscheidende Information findet sich jeweils am Ende der Texte. Dort wird angegeben, wie viele Bürger der Stadt Kolophon bei der Abstimmung in der Volksversammlung anwesend waren. Im Falle des Politiker Menippos finden wir: „Ihre Stimme abgegeben haben eintausenddreihundertvierzig (und) zwei; zustimmend eintausenddreihundertse[chs] und zwanzig, ablehnend sechzehn.“

Dies bedeutet, dass sich die Zahl der vollberechtigten Bürger Kolophons in rund 400 Jahren wahrscheinlich immer auf dem Niveau von rund eintausend erwachsenen Männern bewegte. Welchen Prozentsatz sie an der Gesamtzahl der erwachsenen Männer innerhalb der Gemeinde repräsentierten, bleibt unklar. Sie dürften aber auf jeden Fall eine Minderheit gewesen sein. Über ihre politischen und wirtschaftlichen Vorrechte ist praktisch Nichts bekannt.¹⁰

Die einfachen Menschen trugen ganz einfache Kleidung ohne besondere Farben. Teilweise waren das sogar Tierfelle und Kappen aus Fell, wodurch sie auch äußer-

⁸ Vgl. Etwa E. Stein-Hölkeskamp, *Adelskultur und Polisgesellschaft. Studien zum griechischen Adel in archaischer und klassischer Zeit*, Stuttgart 1989.

⁹ L. und J. Robert, *Claros I. Décrets hellénistiques*, Fascicules I, Paris 1989 = SEG 39, 1989, Nr. 1244.

¹⁰ Wenn man die Analogie zu Athen bemüht, dann könnte u.a. das Recht, Eigentum an Grund und Boden zu erwerben, an den Besitz des vollen Bürgerrechtes gekoppelt gewesen sein.



lich von den Adelligen und ihrer Kleidung abgehoben wurden.¹¹ Unter diesen aristokratischen Gesichtspunkten ist es im späten 5. Jh. verwunderlich, dass ein so hässlicher Mann wie Sokrates in den aristokratischen Kreisen Athens überhaupt akzeptiert wurde. Er soll angeblich in seinem Aussehen eher einem Satyr als einem Menschen geglichen haben.

Musische Betätigungen wie Tanz und Musik galten ebenfalls als Zeichen einer gehobenen aristokratischen Kultur. Dieses aristokratische Lebensgefühl wurde auf die spätere griechische Kunst und ihre Ästhetik übertragen, die daher gewissermaßen als Spiegel der aristokratischen Gesinnung dienen kann. Es reicht, wenn man die griechische Vasenmalerei als Beispiel nimmt, die überall mit Motiven einer aristokratischen Kultur aufwarten kann: neben vielfältigen Elementen der aristokratischen Symposienkultur stehen Darstellungen aus der epischen Welt oder dem Leben des aristokratischen Kriegers. Auch die erhaltenen Zeugnisse der Bildhauerkunst der archaischen und klassischen Zeit sind natürlich der aristokratischen Lebenswelt verpflichtet. Diese Skulpturen, egal ob Männer oder Frauen dargestellt werden, besitzen immer makellose Körper, die zu Personen mit einer alterslosen Schönheit gehören. Die Darstellung von alten oder gar hässlichen Personen wird erst in der Zeit des Hellenismus ein Thema der Kunst.

Die artgerechten Beschäftigungsmöglichkeiten solcher Personen waren naturgemäß beschränkt. Neben der Bewährung im Krieg und beim Symposion der Männer standen die Jagd – und zwar möglichst auf Großwild –, sportliche Betätigungen und vor allem die Pferdezucht.¹² Dies führte dazu, dass in einigen griechischen Gemeinden die Aristokraten sogar kollektiv als die ‚Pferdezüchter‘ bezeichnet werden konnten.

Die breitangelegte Darstellung der Jagd in den griechischen Epen zeigt deutlich, welche Bedeutung dieses Ereignis für das Lebensgefühl der aristokratischen Griechen hatte. Die berühmte Jagd auf den kalydonischen Eber führte eine große Zahl von Helden zusammen, die praktisch die gesamte Generation der Heroen vor dem trojanischen Krieg repräsentierten. Auch im Leben der späteren makedonischen Adelligen und Könige spielte die Jagd und die dabei unter Beweis gestellten männlichen Leistungen eine zentrale Rolle.

Beliebte Jagdobjekte der aristokratischen Jagd waren Wildschweine. Sie besaßen als einziges Tier, das man in der historischen Zeit in Griechenland jagen konnte, die Möglichkeit, sich im Kampf ihren Verfolgern zu stellen und sie anzugreifen. Das

¹¹ H. van Wees, *Trailing tunics and sheepskin coats. Dress and status in early Greece*, in Ö. L. Cleland, M. Harlow, L. Llewellyn-Jones (Edd.), *The clothed body in the ancient world*, Oxford 2005, 44-50.

¹² P. Schmitt Pantel, *La cité au banquet. Histoire des repas publics dans les cités grecques*, Paris, Rome 1992 (Collection de l'École française de Rome 157); M. Stahl, *Gesellschaft und Staat bei den Griechen: Archaische Zeit*, Paderborn 2003; Ch. Ulf, *Die homerische Gesellschaft. Materialien zur analytischen Beschreibung und historischen Lokalisierung*, München 1990.



machte den Prestigegewinn beim Erlegen eines solchen Tieres besonders groß. Sobald die Makedonen, unter Alexander dem Großen, Zugriff auf die Jagdreviere der persischen Großkönige erhielten, konzentrierten sie sich daher auf die Jagd von Löwen.

Die eigentliche Landwirtschaft oder gar handwerkliche Tätigkeiten waren in dieser Gesellschaft völlig unakzeptabel, denn dies waren banausische Tätigkeiten, für die sich ein wahrer aristokratischer Krieger nicht interessieren sollte. Der Handwerker Sokrates dürfte unter diesem Gesichtspunkt, obwohl sein Schüler Platon ein anderes Bild zu vermitteln sucht, in einer solchen Gesellschaft eher ein Außenseiter gewesen sein.

Beim Sport waren es vor allem Sportarten, die man als dem kriegerischen Leben eng verwandt einstufen konnte: also Ringen, Faustkampf, Lauf (auch mit Waffen), Sprung oder Wurf. Abgesehen davon, dass man beträchtliche Zeit für das Training aufwenden musste, um hier vorzeigbare Leistungen zu erzielen, könnte man diese Sportarten fast als waffenlose Rankämpfe verstehen, die den aktuellen Rang der Beteiligten in der Führungsschicht festlegen sollten. Diese sportlichen Wettkämpfe und der daraus resultierende Sieg wurden durch wertvolle Ehrengaben belohnt. Kostbare Waffen, Gegenstände aus Edelmetall oder Bronze (Freifüße), aber auch Tiere und Sklaven wechselten den Besitzer.¹³

Selbst bei solchen Tätigkeiten wollte man möglichst unter sich bleiben. Dafür spricht eine Passage aus der Hausordnung eines Gymnasions aus der makedonischen Stadt Beroia (heute Veria).

Ph.Gauthier, M.B.Hatzopoulos, *La loi gymnasiarchique de Beroia*, Athen 1993 = Historische griechische Inschriften in Übersetzung 486:

„Nicht nackt antreten darf im Gymnasion ein S[klave], noch ein Freigelassener, noch deren Söhne noch wer nicht tauglich ist für die Palaistra, noch ein Prostituiertes, noch wer zu den das Krämergewerbe Betreibenden gehört, noch wer betrunken oder von Sinnen ist.“

Es war alles in allem eine sehr elitäre Gesellschaft, in der man sich beständig darum bemühen musste, seinen gesellschaftlichen Rang zu halten und möglichst noch auszubauen. Dabei war man zunächst nicht von objektivierbaren Kriterien wie der Größe seines Landbesitzes oder der Zahl seiner Sklaven und Hörigen abhängig, sondern von eher volatilen Dingen wie dem jeweiligen Urteil seiner Standesgenossen. Diese Ausgangssituation hatte einige gravierenden Konsequenzen für das Selbstverständ-

¹³ H. van Wees, *Status warriors, War, violence and society in Homer and history*, Amsterdam 1992. Ders. (Ed.), *War and violence in ancient Greece*, Swansea, London 2000. Ders., *Greek warfare. Myths and realities*, London 2004.



nis und das gesellschaftliche Verhalten dieser Führungsschicht. Zunächst einmal können wir davon ausgehen, dass es ständig interne Streitigkeiten um die gerechte Einstufung gegeben haben muss.

Die hier beschriebene gesellschaftliche Elite gründete ihren Führungsanspruch wahrscheinlich zunächst auf ihrer Unentbehrlichkeit in kriegerischen Dingen. Dieser Führungsanspruch erstreckte sich sowohl auf die politische Dominanz innerhalb ihres jeweiligen Gemeinwesens als auch auf die wirtschaftliche Führung. Solange die Rahmenbedingungen sich nicht änderten, war es wahrscheinlich relativ leicht, diese angenehme Sonderstellung zu bewahren. Doch wir können erkennen wie sich als Resultat tiefgreifender Veränderungen diese Situation immer mehr änderte.

Wenn wir das Beispiel Athen nehmen, können wir diese Veränderungen auf zwei Gebieten beobachten. Auf wirtschaftlichem Gebiet erstarkten neue gesellschaftliche Gruppen durch Handel und Handwerk. Das war ein Gegensatz zum alten Reichtum, der auf der Kontrolle des Ackerlandes und der dort arbeitenden Menschen basierte. Dank ihres ‚neuen‘ Reichtums konnten diese Gruppen mit den *aristoi* konkurrieren und Ansprüche an die Teilhabe an der politischen Macht stellen.

Noch tiefgreifender waren die Auswirkungen auf militärischem Gebiet. Wenn man die Heeresstruktur der griechischen Heere nach dem Bild der homerischen Gesellschaft rekonstruieren möchte, dann dominierten dort die bewaffneten Gefolgschaften der *aristoi*. Durch die Einführung der schwerbewaffneten Infanterie der Hopliten gewannen neue gesellschaftliche Gruppen – in diesem Fall die landbesitzenden Bauern – militärisch an Gewicht. Dies musste fast zwangsläufig zu der Forderung nach einer stärkeren Teilhabe an der politischen Macht führen.

Noch gravierender im Falle Athens war aber die Hinwendung Athens zu einer maritimen Politik, die seit den 80er Jahren des 5. Jh. zum Aufbau einer großen Kriegsflotte führte. Um eine solche Flotte aufzubauen und auch permanent für einen Einsatz bereitzuhalten, musste man auf die Teile der attischen Bevölkerung zurückgreifen, die aus finanziellen Gründen der 4. Vermögensklasse angehörten. Damit wurde eine zahlenmäßig große Bevölkerungsgruppe, die aber bisher wegen ihrer finanziellen Situation militärisch von eher marginaler Bedeutung gewesen war, plötzlich sehr wichtig und konnte mehr politische Rechte für sich einfordern.

Die sozialen Gruppen, die sich als die *aristoi* verstanden, mussten plötzlich feststellen, dass sie innerhalb des Staates nur eine Minderheit repräsentierten und jederzeit von der armen Mehrheit dominiert werden konnten. Dies wurde in der ersten Phase der attischen Demokratie noch etwas abgemildert, da die ersten Persönlichkeiten, die politische Führungspositionen einnahmen, selbst der Schicht der *aristoi* angehörten. So stammten die führenden Politiker Kimon und Perikles aus Adelsfamilien, die auf eine lange Geschichte innerhalb Athens zurückblicken konnten. Erst in der Kri-



senzeit des großen peloponnesischen Krieges gelang es ersten Vertretern aus nicht-aristokratischen Familien Führungspositionen für sich zu beanspruchen, was von den Autoren der Alten Komödie mit giftigen Kommentaren bedacht wurde.¹⁴

Das Aufkommen dieser neuen Schicht an Politikern war aber nur eine Begleiterscheinung eines wesentlich unangenehmeren Phänomens, des Prinzips der Gleichheit. Man konnte als *aristos* nicht mehr losgelöst von allen Regeln seinen eigenen Lebensstil verwirklichen, sondern musste sich in ein System von Regeln fügen, das durch die Gemeinschaft aller Bürger vorgegeben wurde – also auch von den verachteten Angehörigen der unteren Bevölkerungsklassen.¹⁵

Das interne Ringen um das rechte Maß zwischen aristokratischer Individualität und den Normen der bürgerlichen Gemeinschaft beherrschte fast das gesamte 5. Jh. und lässt sich noch in vielen Zeugnissen dieser Zeit nachvollziehen.¹⁶ Lange Zeit spielte sich dieses Ringen um den ‚rechten‘ Weg des attischen Staates in vergleichsweise friedlichen Formen ab und war in die Regeln und Institutionen eingebunden, die die demokratische Staatsform vorgab.¹⁷ Erst nach der katastrophalen Niederlage Athens am Ende des großen peloponnesischen Krieges (404 v.Chr.) hatten sich die Machtverhältnisse innerhalb Athens so verändert, dass man den theoretischen Überlegungen auch reale Taten folgen lassen konnte. Dieser politische Umschwung wurde sicherlich erleichtert, weil man mit einer gewissen Berechtigung sagen konnte, dass die hegemoniale Politik, die die attische Demokratie in ihrem Machtbereich verfolgt hatte, zur Katastrophe beigetragen hatte.

Unter dem Druck der siegreichen Spartaner konnte viele Politiker, die als Protagonisten einer aristokratischen bzw. oligarchischen Regierungsform anzusehen waren, aus ihrem Exil nach Athen zurückkehren und sich mit den aristokratischen Gruppen, die in Athen geblieben waren, zusammenschließen.

Das sicherlich wichtigste Anliegen dieser konservativen Gruppen war es, das bisher gültige politische System grundlegend zu ändern, um eine ‚bessere‘ Ordnung an die Stelle der bisherigen Demokratie zu setzen.¹⁸ Man setzte dazu bei den Auswahlkrite-

¹⁴ Vgl. etwa N. Holzberg, *Aristophanes. Sex und Spott und Politik*, München 2010.

¹⁵ Vgl. etwa P. Liddel, *Civic obligations and individual liberty in ancient Athens*, Oxford 2007. Daneben einige Beiträge in H. Beck, P. Scholz, U. Walter (Hrsg.), *Die Macht der Wenigen. Aristokratische Herrschaftspraxis, Kommunikation und ‚edler‘ Lebensstil in Antike und Früher Neuzeit*, München 2008.

¹⁶ Wichtig sind die Beiträge von M. Ostwald, *Nomos and the beginnings of the Athenian democracy*, Oxford 1969 und *From popular sovereignty to the sovereignty of law. Law, society, and politics in fifth-century Athens*, Berkeley 1986.

¹⁷ Vgl. J. Ober, *Mass and elite in democratic Athens. Rhetoric, ideology, and the power of the people*, Princeton 1989. Ders., *Political dissent in democratic Athens. Intellectual critics of popular rule*, Princeton 1999.

¹⁸ P. Krentz, *The Thirty at Athens*, Ithaca, London 1982. B. Strauss, *Athens after the Peloponnesian War. Class, faction and policy 403-386 B.C.*, London, Sydney 1986. G.A. Lehmann, *Oligarchische Herrschaft im 5. und 4. Jahrhundert v. Chr. Zu den Krisen und Katastrophen der attischen Demokratie*



rien für das attische Bürgerrecht und der Bekleidung der Ämter an und versuchte diese unerwünschten Kriterien im Sinne der aristoi zu revidieren. Neben einer radikalen Verkleinerung der Vollbürgerschaft von ursprünglich über 30000 Personen auf nur noch 3000 vollberechtigte Bürger, die außerdem nur noch ad personam ausgewählt werden sollten, sollte in Zukunft auch das individuelle Vermögen keinerlei Rolle mehr für die Ausübung politischer Rechte spielen.

Das einzige Auswahlkriterium für diese von den Dreißig Tyrannen handverlesene Personengruppe war, dass es sich bei diesen 3000 Männern angeblich um die besten Männer (hoi beltistoi) Athens handeln würde. Dabei unterstreicht die Bezeichnung ‚die Schönen und die Guten‘ (hoi kaloi kai agathoi) die offiziell aristokratische Grundhaltung bei der Auswahl dieser Männer. Eine Zahl von 3000 Mitgliedern für diese ausgewählte Gruppe dürfte aber selbst von der 3. Vermögensklasse Athens, also den Hoplitzen, nur einen kleinen Teil berücksichtigt haben, was also die strikt aristokratische Ausrichtung dieser neuen Verfassung beweist.

Németh ging bei seinen Untersuchungen davon aus, dass trotz der schweren Personalverluste, die vor allem am Ende des großen peloponnesischen Krieges eingetreten waren, wahrscheinlich immer noch rund 8000 Athener in der Lage gewesen wären, den Vermögensnachweis für die Klasse der Zeugiten oder Hoplitzen zu erreichen.¹⁹ Wenn wir die Zahl von 3000 Vollbürgern nehmen, die die Oligarchen vorsahen und dabei berücksichtigen, dass wir wahrscheinlich auch noch mit rund 1000 Rittern (hippeis) und 500-Schefflern (pentekosiomedimnoi) zu rechnen haben, die bevorzugt in die Gruppe der neuen Vollbürger aufgenommen werden sollten, hatte sogar von den attischen Hoplitzen nur etwa ein Viertel eine realistische Chance, Mitglied in dem neuen exklusiven demos zu werden.

Natürlich gehen auch wir heute davon aus, dass im Idealfall die Besten oder die Klügsten an der Spitze des jeweiligen Gemeinwesens stehen sollten, eben weil man für diese Leute vermutet, dass sie am besten wissen, wie man einen Staat lenken sollte. Zumindest hoffen wir dies. Allerdings haben so schönklingende Kriterien wie ‚die Besten‘, ‚die Schönen und die Guten‘ oder auch ‚die Tapfersten‘ einen entscheidenden Nachteil: sie entziehen sich höchst erfolgreich einer objektivierbaren Nachprüfung. Die Vermögenswerte eines Individuums kann man jederzeit messen und beziffern. Die moralische Qualität, die Klugheit oder auch nur ihre politische Fähigkeit

im 5. und 4. Jahrhundert v.Chr., Opladen 1997 (Rheinisch-Westfälische Akademie der Wissenschaften G 346); M. Ostwald, *Oligarchia. The development of a constitutional form in ancient Greece*, Stuttgart 2000 (Historia Einzelschrift 144); D. Haßkamp, *Oligarchische Willkür – demokratische Ordnung. Zur athenischen Verfassung im 4. Jh. v.Chr.*, Darmstadt 2005. G. Németh, *Kritias und die Dreißig Tyrannen. Untersuchungen zur Politik und Prosopographie der Führungselite in Athen 404/403 v.Chr.*, Stuttgart 2006 (HABES 43); J.L. Shear, *Polis and revolution. Responding to oligarchy in classical Athens*, Cambridge 2011.

¹⁹ Németh, *Kritias* 50 ff.



ist ein völlig subjektives Kriterium, das jeder unterschiedlich bewerten kann und auch bewerten wird.

Die hier erkennbare Argumentationslinie der Dreißig gewinnt etwas mehr an Konturen, wenn wir als parallele Informationsquelle die Dichtung heranziehen, die unter dem Namen des Theognis von Megara läuft.²⁰ Theognis beklagt in seinen Gedichten den Verfall der alten aristokratischen Gesellschaft seiner Heimatstadt und ihrer – aus seiner Sicht – positiven ethischen Werte.

Dabei liefert er allerdings keine besonders konkreten historischen Informationen. Er zeichnet eher ein düsteres und sehr persönlich gehaltenes Stimmungsbild der innenpolitischen Entwicklung während seiner Lebenszeit. Theognis wendet sich dabei an einen jüngeren Mann namens Kyrnos, dem er in poetischer Form seine höchst persönliche Meinung zur Situation in Megara vermittelt.²¹

Theognis richtet dabei seine Kritik vor allem gegen zwei gesellschaftliche Auswüchse. Zum einen kritisiert er vehement den Aufstieg einer neuen gesellschaftlichen Klasse, die das Fehlen einer guten (d.h. aristokratischen) Herkunft durch schnöden Reichtum ersetzt hatte. Zum anderen kämpft er gegen die moralische Korrumpierung der eigenen Adelsschicht, weil sie sich mit diesen verachtenswerten Neureichen eingelassen hatte und sich so selbst erniedrigte und beschmutzte.

Theogn. 183 ff.: „Kyrnos, wir bemühen uns Widder, Esel und Pferde zu besitzen, die reinrassig (eugeneis) sind, und jeder möchte sie von guten Eltern (agathoi) zu züchten. Aber ein edler Mann (esthlos) hat keine Bedenken, eine schlechte Frau (kaké) zu heiraten, die von einem schlechten Mann (kakós) geboren wurde, so lange ihm dieser schlechte Mann viele Besitztümer (chremata) gibt. Ebenso weigert sich keine Frau, Gemahlin eines schlechten Mannes zu sein, der Reichtum hat, sondern sie möchte einen reichen Ehemann an der Stelle eines edlen (agathos).

Die Menschen ehren den Reichtum. Und einer, der edel ist (esthlos), heiratet die Tochter eines, der schlecht ist, während einer, der schlecht ist, die Tochter eines Mannes heiratet, der edel ist. Der Reichtum (ploutos) hat das Geschlecht verdorben. Daher, Sohn des Polypaos, sei nicht überrascht, daß das Geschlecht der Bürger geschwärzt ist. Denn was auch immer edel (esthla) war, ist mit dem vermischt, was schlecht (kaka) ist.“

²⁰ H. Selle, *Theognis und die Theognidea*, Berlin, New York 2008 liefert ein sehr plastisches Bild der unübersichtlichen Überlieferungslage des Corpus Theognideum. Es wurde die deutsche Übersetzung aus Theognis. Mimnermos. Phokylides. Frühe griechische Elegien, griechisch und deutsch, eingeleitet, übersetzt und kommentiert von D.U. Hansen, Darmstadt 2005 verwendet.

²¹ Th.J. Figuera, G. Nagy (Edd.), *Theognis of Megara. Poetry and the polis*, Baltimore, London 1985. St. von der Lahr, *Dichter und Tyrannen im archaischen Griechenland. Das Corpus Theognideum als zeitgenössische Quelle politischer Wertvorstellungen archaisch-griechischer Aristokraten*, München 1992 (Quellen und Forschungen zur Antiken Welt).



Dies bedeutet, dass wir im Prinzip bereits im dichterischen Werk, das unter dem Namen des Theognis überliefert wurde, das gesamte politische Vokabular vorfinden, das auch in klassischer Zeit im innenpolitischen Streit zwischen Aristokraten bzw. Oligarchen auf der einen und den Demokraten auf der anderen Seite verwendet wurde.²² Dabei stilisierten sich die Aristokraten selbst als die Personen mit der moralischen Qualität eines ‚agathos‘ (gut) oder ‚esthlos‘ (edel). Sie verstanden sich also selbst als die einzigen wirklich wertvollen Mitglieder ihrer Gesellschaft. Im Vergleich zu ihnen konnten die anderen Menschen natürlich nur ‚kakós‘ (schlecht) sein.

Doch Theognis belässt es nicht bei der Herausstellung seines eigenen ethischen Weltbildes. Für ihn sind grundsätzlich nur die wirklich guten Leute, unter denen er natürlich die aristoi seines eigenen Schlanges versteht, geeignet, einen Staat vernünftig zu lenken. Was er unter ‚vernünftig‘ versteht, lässt sich unschwer mit der alten aristokratischen Gesellschafts- und Herrschaftsordnung identifizieren, die existierte bevor die schlechten Menschen mit ihrem schlechten Reichtum alles korrumpierten.

Theog. 675 ff.: „Sie haben den Steuermann (kybernetes), den edlen (esthlos), abgesetzt, der mit Erfahrung Wache hielt. Sie ergreifen mit Gewalt Besitztümer (chremata) und die Ordnung (kosmos) ist zerstört worden. Es wird nicht mehr gerecht und zu gleichen Teilen geteilt (δασμός δ' οὐκέτ' ἴσος γίνεται ἐς το μέσον), sondern die Lastträger (phortegoi) regieren und die Schlechten stehen über den Edlen (agathoi).“

Interessant ist, dass Theognis für den in der deutschen Übersetzung verwendeten Begriff ‚Ordnung‘, den griechischen Begriff ‚kosmos‘ verwendet und dabei einen Unterschied zwischen ‚taxis‘ und ‚kosmos‘ macht, obwohl beide Begriffe im Prinzip dasselbe bedeuten. Dabei ist allerdings ‚taxis‘ eine Ordnung, die von Menschen eingesetzt wurde, während ‚kosmos‘ eher der Vorstellung einer harmonischen und von den Göttern festgelegten Weltordnung entspricht. Mit anderen Worten, die bisherige Herrschaft der aristoi entspricht einer natürlichen und von den Göttern selbst befürworteten Weltordnung.

Was sich den Parteien der Theognidea entnehmen lässt, die gesichert Theognis selbst zuzuweisen sind, spricht dafür, dass er wahrscheinlich zeitweilig eine leitende Position in seiner Polis gehabt hatte und dann gezwungen war ins Exil zu gehen. Die Schuld am unglücklichen Schicksal des Gemeinwesens (und auch wohl an seinem persönlichen Schicksal) suchte er aber bezeichnenderweise nicht bei der Gruppe,

²² Zur aristokratisch-oligarchischen Kritik an der attischen Demokratie vor 404 vgl. auch The ‚Old Oligarch‘. The constitution of the Athenians attributed to Xenophon, with introduction, translation and commentary edited by J.L. Marr, P.J. Rhodes, Oxford 2008. Pseudo-Xenophon, Die Verfassung der Athener, griechisch und deutsch, eingeleitet, übersetzt und kommentiert von G. Weber, Darmstadt 2010.



die bisher nicht an der Macht beteiligt war. Den Keim für das Verderben sieht er durch die aristokratischen Führer und ihr öffentliches Fehlverhalten gelegt.

Theog. 39 ff.: „Kyrnos, diese Stadt ist schwanger, und ich fürchte, sie wird einen Mann gebären, der unseren schlechten Übermut zurechtrückt (εὐθυνητῆρα κακῆς ὕβριος ὑμετέρος). Die Bürger (ἄστοί) hier sind noch gemäßigt,²³ aber die Führer (hegemones) haben sich so vorgewagt, daß sie der Schlechtigkeit (kakotes) verfallen sind. Männer, die agathoi waren, Kyrnos, haben bisher noch keine Stadt verdorben, aber wenn die Schlechten entschlossen sind, mit Übermut zu handeln) und wenn sie beginnen, den demos zu verderben und Urteile im Interesse der Ungerechten fällen (ὕβριζειν), weil sie auf privaten Gewinn und auf Macht (krates) aus sind.

Erwarte nicht, daß diese Gemeinde noch lange friedlich ist, selbst wenn sie sich jetzt noch im Zustand großer Ruhe (hesychia) befindet, wenn die Schlechten in diesen Dingen entscheiden, vor allem, wenn privater Gewinn allgemeinen Schaden bringt (κέρδεα δημοσίῳ σὺν κακῷ ἐρχόμενα). Aus diesen Dingen entstehen Streitigkeiten (zwischen den Bürgern = στάσιεις), gewaltsamer Tod von Männern und Tyrannen (μούναρχοι = monarchoi).²⁴ Möge sich diese Gemeinde dazu entschließen, diese Dinge niemals anzunehmen.“

Vor diesem geistigen Hintergrund können wir nunmehr die Situation in Athen besser beurteilen. Man könnte sagen, dass im Jahre 404/403 ein Teil der attischen, konservativen aristoi den Versuch unternahm, nach der Katastrophe des peloponnesischen Krieges das Rad der Geschichte um mehr als 200 Jahre zurückzudrehen, um wieder den inzwischen idealisierten Zustand des archaischen Griechenland und Athens zu erreichen.²⁵ Wie klar die Vorstellungen waren, wie sich in der fernen Vergangenheit die Situation in Athen dargestellt hatte, lässt sich nur schwer sagen. Auf jeden Fall war die Parole ‚Rückkehr zu der Verfassung der Väter (patrioi nomoi)‘ sehr verführerisch, weil jeder darunter genau das verstehen konnte, was er wollte.

Um es etwas konkreter zu sagen: man wollte unbedingt in eine Zeit zurückkehren, in der es in Athen nur die aristoi als politisch bestimmende, gesellschaftliche Gruppe gegeben hatte. Dazu musste man allerdings die gesamte demokratische Entwicklung Athens, die es seit den Tagen Solons gegeben hatte, weitgehend über den Haufen

²³ Theognis verwendet hier das Wort ‚astoi‘, das an sich ‚Stadtbewohner‘ bedeutet. Dabei repräsentiert die ‚asty‘ das städtische Zentrum einer Gemeinde, in dem die vollberechtigten Bürger leben, die man von den wahrscheinlich rechtlich zurückgestuften Landbewohnern unterscheiden muß. In vielen aristokratischen Staatsentwürfen sollte es nur den aristoi oder den Vollbürgern erlaubt sein, im städtischen Zentrum zu leben. Vgl. P. Herz, Oikonomia und Politik bei Aristoteles. Der oikos als Grundlage des staatlichen Lebens, Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte 2009, 177-194.

²⁴ Interessant und zugleich sehr problematisch ist hier, dass durch die Übertragung ‚Tyrannis‘ und die ‚Herrschaft einer einzelnen Person‘ ohne spezielle Differenzierung miteinander gleichgesetzt werden.

²⁵ Vgl. auch J. Witte, Demosthenes und die patrios politeia. Von der imaginären Verfassung zur politischen Idee, Bonn 1995.



werfen und einen neuen Staat zusammen mit einer völlig neuen Gesellschaft schaffen.

Mit diesem politischen Programm gerieten die attischen *aristoi* und an ihrer Spitze die dreißig Führer aber schnell in ein grundsätzliches Dilemma. Auf der einen Seite war die Kontrolle über möglichst viel materiellen Reichtum ein unverzichtbares Charakteristikum des wahren aristokratischen Lebens, das man hier anstrebte. Denn um wirklich als *aristos* das angestrebte ideale Leben mit Symposien, sportlichen Betätigungen, usw. führen zu können, musste man natürlich über ein großes Vermögen verfügen. Auf der anderen Seite konnte aber durch das Kriterium ‚materieller Besitz = Anspruch auf die Teilhabe an der politischen Macht‘ auch Personen der Weg geöffnet werden, deren Existenz man als *degoutant* und unerwünscht einstufte. Man könnte auch sagen, diesen Leuten fehlte der rechte Stallgeruch. Diese Personen erfüllten zwar das formale Kriterium, dass sie reich waren, aber sie sollten trotzdem nicht zum ausgewählten Kreis der *aristoi* gehören.

Es war also die sehr persönliche Entscheidung der dreißig Entscheidungsträger, wer zum exklusiven Kreis der 3000 Vollbürger gehören durfte und wer nicht. Besonders deutlich wird dies an dem ausschließlich für sie reservierten Recht, jederzeit Personen von der Liste der Vollbürger streichen zu dürfen, ohne dass man ein Einspruchsrecht gegen eine solche Entscheidung hatte. Alle Personen ohne das neue vollwertige Bürgerrecht konnten jederzeit verhaftet und wahrscheinlich ohne eine Gerichtsverfahren hingerichtet werden. In der kurzen Zeit, in der die Dreißig ihre Macht ungehindert ausüben konnten, führte das in Athen zu rund 1500 Hinrichtungen.

Das Verhalten der Dreißig entlarvte sehr schnell viele ihrer hehren Argumente als genau das, was sie waren, nämlich vorgeschobene Scheinargumente. Wenn man die politische Realität als Maßstab nimmt, um die Qualität der vorgebrachten Argumente zu überprüfen, dann kann man durchaus sagen, dass die Dreißig damit lediglich versucht hatten, ihr eigentliches Vorhaben vor der Öffentlichkeit zu kaschieren.

Sie wollten sich auf Kosten der übrigen Athener hemmungslos bereichern und ein von allen gesellschaftlichen Kontrollen und Normen befreites Leben nach den eigenen Vorstellungen führen. Besonders aufschlussreich sind zwei Ereignisse. Wie der Historiker Xenophon, der selbst eine konservative Politik befürwortete, berichtet, durften Personen, die auf der Liste der 3000 Vollbürger standen, nur hingerichtet werden, wenn vorher der von den Dreißig eingesetzte Rat der 500 diesem Urteil zugestimmt hatte.²⁶ Dieser Rat war aber kein Gremium, das eigenständige Entscheidungen traf, da er ja von den Dreißig eingesetzt worden war. Dies bedeutet also, dass alle anderen Menschen in Athen auf bloßen Befehl der Dreißig und vermutlich

²⁶ Xen. Hell. 2,3,11.



ohne formelles Gerichtsverfahren jederzeit hingerichtet werden konnten. Die Herrschaft der Gesetze war damit aufgehoben und durch ein Willkürsystem ersetzt worden.

Dieses Gefühl der völligen Recht- und auch Machtlosigkeit wurde durch einen weiteren Handstreich der Dreißig noch verstärkt. Während sich die Gruppe der 3000 Vollbürger zu einer Volksversammlung sammelte, wurde der Rest der attischen Bevölkerung, die sich parallel dazu an anderen Plätzen sammeln sollte, entwaffnet, da man ihnen nicht vertraute. Mit der Entwaffnung entzog man aber dem größten Teil der freien Bevölkerung Athens einen zentralen Teil seiner Rechte, nämlich die Fähigkeit, sich selbst zu verteidigen. Wenn man sich an dieser Stelle an die bereits erwähnte Aussage des Aristoteles erinnert, dass die Bewaffnung ein fester Bestandteil der Bürgerrechte war, dann dürfte dieser Schritt den meisten Athenern endgültig die Augen geöffnet haben.

Man verstand, dass sich hinter der wohlklingenden Rhetorik von der ‚Herrschaft der Besten‘ und der ‚Rückkehr zu den Gesetzen der Vorfäter‘ nichts anderes als eine brutale Gewaltherrschaft einer kleinen aristokratischen Clique versteckte.

Was kann ein Mensch des frühen 21. Jh. aus dem hier vorgestellten Sachverhalt lernen? Die erste Lehre wäre sicherlich, dass zwischen den individuellen Bedürfnissen einer Einzelpersonlichkeit und den Bedürfnissen der Gesamtheit ein grundsätzlicher Konflikt besteht, der sich kaum endgültig auflösen lässt. Die zweite Erkenntnis sollte sein, dass zum Funktionieren einer Demokratie auch stets der wachsame Bürger gehört, der es versteht, hinter den wohlklingenden Parolen zum Kern vorzudringen, um Rhetorik von Realität unterscheiden zu können.



Sandra Scalici & Mark Phillips

The Emotional Value of Brands

Abstract – The Emotional Value of Brands & How Scenography can contribute to the Communication of Brand Values?

Brands are a child of industrial society. They were developed to provide orientation in a new era in which numerous products and goods could easily be confused. A brand is supposed to signify a clearly marked territory. And, the fact that the brand gained its importance in the industrial society seems to make it inseparable from material commodities. It is connected to goods, products and hardware. Goods and products were the visible proof that the brand was still alive. It existed because its sign was recognized and its beneficial use was appreciated. But, what happens to this visibility when today most things are replaced by ideas and knowledge, by services and processes?

We can best describe brand and how these brands survive by using pictures from theology. Brands function in the knowledge society like religion. We see nothing when brands sell knowledge goods. In religions, we do not see the beings that they are all about, either. But, we see churches, priests, ritual objects. People tend to believe only what they can see. Like in religion, storytelling is a central tool in interior architecture designs. The staging of real-life brand stories and imagined ones increase consumer loyalty. Scenically designed brand environments today are not only the subject of objects which are exhibited in the classical way in display cabinets, or, that can be experienced in a more modern way, namely, interactively. Many public and private brand environments try to convey intangibles: from social problems or challenges to company philosophies or brand values.

Successful communication in spaces has the primary objective of reaching the emotional state of fascination. All of the scenic, dramaturgical, surprising and emotionalizing elements of communication ensure the necessary interaction between human beings and the brand. Interaction provides the visitor with the opportunity of experiencing something new. Quenching the thirst for knowledge. Communication in spaces is perhaps the most efficient form of branding. The positive internal part of the brand must be made outwardly visible. Design as “walkable” identity in the form of branding space with all of its expressive qualities presents a singular opportunity to influence the brand in a positive way.

A brand is more than a product. This has always been the case. But, in times when knowledge becomes the most important property, you cannot survive without this



insight. So said, in the field of Design today, normal hard work is not enough because everyone wants to leave their mark. A “brandmark”.

But where does this expression come from? In former times, when people lived in the wild it was common amongst ranchers to brand their cattle. To increase the size of their herd, they would brandmark any cattle they found that had not already been branded.

This “brandmarking” led to an increase in economic perspectives. This was also true in other regions where border stones were used to mark ownership. It was not uncommon for farmers to move the border stone a little into the territory of the neighbouring farmer. Whether these actions were successful was dependent upon choosing the right approach. This required considerable thought and cleverness. You cannot just move a stone a few metres into the neighbour’s territory. All this had to be done carefully, *peu à peu*, one inch at a time. It had to appear for everyone as if everything was in harmony.(cf. Lotter 2010)

Brands are like territories. Within their borders there are rules, a common understanding of what is good and bad, right and wrong. As long as a brand remains within its territory, it offers the orientation that is expected. But today this is no longer the case. Areas of activity are continuously expanding, territories ignored and lines crossed. The world is full of “designer-farmers” that move border stones and “designer-ranchers” that brandmark other people’s cattle. Here – somewhat different to the historical role model – things do not happen in a very harmonious way but occur rather violently.

The result is that the brand is not known in the new territory. The creators of the brand do not understand the language and in the new territory it is not understood either. It feels uncomfortable. Irritated, the brand starts to leave a mark on anything it can get its fingers on in foreign territories: clothes, heating pads, ballpoint pens, etc. The brand is emotionally disturbed. This post-modern disease is called branding. Other illnesses follow. Wildly marking foreign territory (brand incontinence) is often combined with a total loss of memory. The brand no longer knows where it came from originally, who used it or what it was used for. (cf. Lotter 2010)

A striking example of this was when Mercedes-Benz perfume was first presented in Autumn 2011. “The first fragrance for men”, as it was called, was developed together with the INCC Group. In addition, licensing cooperation exists for video games, model cars and toys. All of these products are produced for the brand with the three-pointed star. But, what do these have to do with the origin of the brand? The hard core of the brand has now become soft.



The brand is the spirit of what is common amongst companies and customers.

Brands are a child of industrial society. They were developed to provide orientation in a new era in which numerous products and goods could easily be confused. A brand is supposed to signify a clearly marked territory. And, the fact that the brand gained its importance in the industrial society seems to make it inseparable from material commodities. It is connected to goods, products and hardware. Quality and junk, original and copy, orientation and security, life style and continuity – all these abilities and characteristics have been given to lifeless goods by a living brand. This brand was always to be more than the product it marks.

Goods and products were the visible proof that the brand was still alive. It existed because its sign was recognized and its beneficial use was appreciated. But, what happens to this visibility when today most things are replaced by ideas and knowledge, by services and processes? (cf. Lotter 2010)

What happens to a landmark in the age of knowledge?

There is a cultural transformation in business away from industry on to knowledge. This is the real cause for the strange crossing of borders and brand incontinuity. For years, products stood as symbols for intangible values: cars and fridges, and especially if they came from a leading brand, they were a symbol for wealth and success. Material goods were something rare and special. (cf. Lotter 2010)

Just to name an example, in the 1960s coupés like the Mercedes 300 SE were status symbols for the rich. Whoever wanted power and elegance had to be able to pay for it and automatically represented the upper class.

This is all long gone. Goods, products and other objects are no longer something special. Now, it is the way that we implement them that is significant. Not the mere amount of goods is important, but the purpose behind them and the intention that is being following. The keys to success are the right approach and ideas for solving problems. And, of special importance is that the idea has to be placed at a higher level than the product. In the industrial age, and even today, we have been drilled to view products and goods as the real objective of all economic activities. Most of the brand name companies are so deeply rooted in their products that they are no longer able to recognize the difference between brands as intangible goods and what they manufacture. It is grotesque, but even in places where knowledge and ideas are part of the daily economic routine, this paradigm shift is only very gradually being understood.

Instead of human beings and their desires, problems and the solutions to these problems are taking centre stage of the economic processes. It is things, objects, commodities and products that one accredits with the ability to provide for a better life



rather than human relationships. This is pure fetishism. With his essay, “The Fetishism of Commodities and the Secret thereof”, Marx exaggerates. However, he already recognized at the beginning of industrial capitalism the mechanisms that are of central importance today: Is it the purpose of a company to produce goods or to solve problems? Depending on how we answer this question, we will be presenting a different picture. Commodity fetishists have no doubt that it is the product – even today. (cf. Lotter 2010)

Clearly, a company that concentrates entirely on its material goods belongs to the commodity fetishists. However, a company that offers solutions – and, in doing so, makes the brand to something meaningful – is just the opposite. Fetishism is superstition. But, we know that true faith can move mountains. The fetish that Max saw as the driving force behind the old form of capitalism confirms how strong beliefs can be.

We can best describe brand and how these brands survive by using pictures from theology. Brands function in the knowledge society like religion. We see nothing when brands sell knowledge goods. In religions, we do not see the beings that they are all about, either. But, we see churches, priests, ritual objects. People tend to believe only what they can see. (cf. Lotter 2010)

We have to pose the decisive question: What is my company really about and how can I make the purpose of the brand clear for everyone?

Klaus M. Bernsau, a brand specialist and communications expert, put the dilemma in a nutshell in his remarkable essay when he wrote, “But even though everyone is talking about brand, we still lack an accepted brand-theory.” As well as, “[...] the construct brand exceeds clearly the possibilities of economic theory building, Brand is a blind spot on the retina of economics.”

Summing up: the old instruments, the trusted methods and the proven technologies – they do not function when it comes to seeing reality. The central emotional value for the company, namely the brand, is not really understood or it just becomes a plaything for short-term interests.

We can see this in one particular place. Namely, where do the people come from that are responsible for brands in companies? They are not the designers who know how essential the emotional value of brands really is and they are not storytellers. Most of the brand experts are to be found in the executive board of companies. The classical board member is an economist, engineer or lawyer. Engineers have a love for everything material. In order to convince them of the effect of brands on human beings, it would be necessary to present them with measurements of electrical activity in the brain that demonstrate what exactly happens in the minds of consumers when they hear a brand name or enter a brand space. (cf. Lotter 2010)



Anyone who addresses the question as to what the mind can do and what it is able to achieve – and admits in doing so that they do not know everything – is classified straightaway as an esoteric. This is because it is not possible to talk about emotional values in the same way as about machines, steel or a forklift truck.

We designers, who have dedicated ourselves to brand architecture, will have to take the brunt of the translation work. This is exactly the territory where it is important to break the brand away from the product. But, how can we do this as designers? First of all, we have to consider whether a company is perceived through what it produces – and only that – or by the way that it solves problems and satisfies needs. We are talking about key competence here. The word “competence” comes originally from the Latin verb “competere” and means as much as “to be capable of doing something”. In the context of a brand, this would become something unmistakable:

To be capable of doing something that others are not!

This competence is made up of techniques, procedures, knowledge, know-how and of nothing less than cultural characteristics. Some of these can be described clearly and others cannot. The key competence stands for something unique, something original. Engineers often like to confuse this with technical ability – what seems to be “hard facts”, to use the language of the materialist.

How little they strengthen the brand value can be best illustrated by looking at Germany’s most prominent industry, namely, the car manufacturers. Without doubt, German car brands have always represented leading technology. But, in the brand language, this was not an end in itself. It led to high intangible assets, which the customer wanted to see fulfilled: long-life cycle, reliability, security, dependability – a whole row of good reasons that cannot be replaced by technical superlatives. The measurable data behind these values compiles a relatively small part – for example, the question about crash-test results or a guarantee against rust corrosion – the expectations that customers place in brands.

This is exactly where the problem lies: technical standards are easily copied and that is the reason why they exist. Commodity fetishists fall into the trap that they have set themselves. Ulrich Bloom, Professor at the Institute for Economic Research in Halle, shows his sympathy for this. “Brands used to be easier. The array of products is completely full. There are all sorts of varieties for all sorts of things. And everything is presented as if it were something special. That is the problem: where everything is special, nothing is special any longer.” (Lotter 2010)

In view of the challenge that exists, it is the task of every designer, interior architect, scenographer and brand architects to ask the question right at the very beginning,



“What is the key competence of the brand and the message that we want to transfer into three-dimensional space?”

For this transfer, you need a good “story”, a personal story that is easily understood as the important basis for a brand. One needs to know what brand is, where it comes from, and what it is doing. It is a question of simplicity. A brand is alive when you enter a brand space and you immediately understand what the brand can do for you. Simplicity is the concentration of intelligence, the unification of all strength to reach one goal. This should not be confused with omission, with crude reduction: The concept of simplicity only works when all the planning and implementation as well as every feeling and every effort is directed at one goal. Simplicity is effectiveness. The tasks are: create accesses. Be clear and distinct. Clear up the myth. (cf. Lotter 2010)

What does this chance mean for interior architecture and for scenography?

Scenically designed brand environments today are not only the subject of objects which are exhibited in the classical way in display cabinets, or, that can be experienced in a more modern way, namely, interactively. Many public and private brand environments try to convey intangibles: from social problems or challenges to company philosophies or brand values. Usually, the aim is a change of perspective, a better absorption by the customer or even a change of behaviour. But, how should such a space be constructed so that it can fulfil its function as a “catalyst of social interaction and change”?

The greatest challenge in the staging of an objectless brand zone lies in establishing platforms that provide an open space for interaction. In creating a place where one can exchange thought and ideas in a meaningful and authentic way. According to Orna Cohen, five central factors are paramount.(cf. Falkowski 2014)

Abnormal Situations

It is important to surprise humans, to provoke situations, which are unexpected and make people curious and to attract attention. This could be something small, e.g. a text that has been turned 90 Degrees so you have to turn your head in order be able to read it. However, the other side of the story is that such situations should not be too extreme or too many or even trigger off negative emotions.

The Visitor is in the Centre

The concept must take the visitors and their individual characteristics and ideas into consideration. For example, different cultures have differing level of willingness to interact.



Playful Situations

Human beings can better understand themes when they can experience them as part of a game or can exchange ideas on them. The solution for both an international public as well as across generations would be, for example, the creation of a playful situation during which the visitors interact.

The Visitor as Subject and Object

Humans are very interested in what other people think, do or say. When the views and opinions of the visitors contribute to the brand environment, e.g. through discussion, tasks or voting, the visitors are no longer just visitors but become an important and interesting part of the production.

Authentic Encounters

When dealing with intangibles, it is important to be able to place oneself in the position or appreciate the views of others both in a physical and in a mental way. Authentic encounters amongst humans play a significant role: depending on the topic, but, for example, guides should be credible representatives of a theme. The environment and the interior design are factors that produce authenticity.

A great example how immaterial exhibitions can be designed and perceived is “Dialogue with Time”. This exhibition is concerned with the immaterial theme of “Getting Old”. The objective is to provide an opportunity for a change of perspective and to overcome prejudices towards older people and the process of getting older. The visitor is guided in groups through the exhibition by an elderly personal guide and can get a direct and authentic encounter with experiences connected to the theme.

We are less concerned with the visual presentation of marketing strategies as with essential features of the brand through association. Within the framework of the given codes, the viewer should be able to understand the attitude. This should clarify the subtle and content focus of the brand and address the feelings of the viewer. There are numerous examples of this form of brand architecture. For example, “aesthetics” is a keyword of the company philosophy of the premium brand Bang & Olufsen or “simplicity and clarity” is a key to the Jan Soendergaard brand. A walk through their Milan headquarter, which was designed by Japanese architect Tadao Ando, a brand like Armani illustrates perfectly how a space without any content can be filled with an attitude: Armani stands for minimalism, coolness and determination. In this example, it is evident that brand architecture can communicate brand messages and brand attitudes in an understandable way. (cf. Herbrand (Hrsg.) 2008)



Design has reached the narrative age. Design needs storytelling!

Storytelling is a central tool in interior architecture designs. Why the staging of real-life brand stories and imagined ones increases consumer loyalty can be excellently explained using the example of “Dan Pearlman brand architecture” in Berlin. The office was founded on a simple freely invented story, which helped the young design company win its first customer. The alleged founder of the company and eponym, namely, the fictional US designer Dan Pearlman, never existed. That was exactly what every beginner needs – an interesting story that is worth listening to.

Competent storytelling is releasing a process to gain its own momentum in the mind of the listener

Of course, the customer must really be the target group that is being addressed. In interior architecture, the aim of storytelling is to tell the story of a brand spatially. And, if a story does not yet exist, it has to be “made up”. Brand stories never end. After seven years, at the latest, there will be the next sequel and brand spaces will be appropriately reconstructed. However, this rhythm is being shortened and it also depends on the customer that brands are trying to address. Young men or mature women, a hipster or someone who is into luxury. When the customer is told the appropriate story, then he or she will notice in the store: “Hey, it’s me they’re talking to.”

An example. At Hollister or Abercrombie & Fitch, the space tells me a different story. It says, “You are not the one – you are too old and simply not cool enough.” Sure, in such a case, one finds oneself at the wrong party. By the way, the comparison works. Then, here we are dealing with a whole package: food, music, and other guests. If a single element does not fit, then the whole party is bad. In the shop, it is exactly the same. The ingredients for a good story are the materials used. The more authentic and honest, the better they work. Material collages can be used to create the essence of the story, which is then told in its complete form in the shop design.

If you want to tell a story through special design – as Hollister does – then, you want to be understood by the target group. However, it is possible that the recipient cannot correctly decode the transmitted code. To avoid this, there are instruments like “understand and observe”. As interior architects, we have to capture the perspectives of the customer. This has something to do with role-play. It is hard work. But, if necessary, you have to slip into a onesie, which conveys the body feeling of the 1980s or become temporarily a professional teenager. And again: hard work today is not enough. (cf. Katschinski 2014)



How can scenography contribute to the communication of brand values?

Presuming that content was at the beginning, even if only of something invisibly intangible like an idea, a wish, a dream, then the process of inventing stories has already begun. Fable and space need form and rhythm. That is exactly what scenography wants: the scenic space. (cf. Brückner 2014)

Communication in spaces is perhaps the most efficient form of branding. The positive internal part of the brand must be made outwardly visible. Designing a “walkable” identity in the form of a branding space with all of its expressive qualities presents a singular opportunity to influence the brand in a positive way.

If we want to be successful in designing a brand space it helps to design along the five levels of effect, “Attraction – Exploration – Narration – Interaction – Identification”. Then we provide sustainable real benefits of a temporary brand presentation and create a place of desire and comprehension.

Attraction – Distinguishing the Visible

The essential requirement at exhibitions, events and in shopping malls is to be taken notice of, to get on the visual radar of the visitor and the casual customer. This is why it is important to serve the right visual axis, to send out effective signals, because the dialogue with the visitor begins already when they are still at a distance. First impressions are often decisive. The rule is to make the best possible use of this chance.

Exploration – Multisensory Comprehension

Curiosity is one of the strongest drivers in order to design communication in space as a sustainable experience. But, only a multi-sensory unit of parallel sensorial stimuli has the necessary strength in the severe competition for attention to be able to gain access to the minds of the target group. Explorative reduction and clever visitor guidance make brands at exhibitions and in shops comprehensible.

Narration – Storytelling

Every meeting of humans and brands in spaces is the opportunity to begin a dialogue or continue one. The narrative possibilities of architecture and design must be used to interact with the visitors in order to experience products and to understand the message of the brand. Communication in spaces is probably the most efficient form of branding.

Interaction – Staging

Successful communication in spaces has the primary objective of reaching the emotional state of fascination. All of the scenic, dramaturgical, surprising and emotionaliz-



ing elements of communication ensure the necessary interaction between human beings and the brand. Interaction provides the visitor with the opportunity of experiencing something new. Quenching the thirst for knowledge.

Identification – Building up Confidence

Brand environments are communication platforms. As interior architects and designers, we must provide an environment that is supportive of dialogue in order to promote the development of relationships. The visitors are guests. They should feel comfortable for the length of their stay. Interior architecture and design promote identification and contribute towards building up confidence. Confidence in the brand and the personal benefit of a brand increases positively the decision-making for buying a specific product later. (cf. Wenger Wittmann 2014)

A plea for excitement!

We – those who are creative in this world – want to do things differently. We must do things differently and inspire people for professional reasons because desire and passion are our natural impulses. But, sometimes motivation is lost and frustration grows where really pleasure and verve should be ruling. Creating excitement is dialectic. Excitement always needs a transmitter and a recipient that need each other: to excite someone or to be excited! However, if the transmitter is not 100 % certain, then some of the target persons will possibly see lies and exaggeration instead.

Key word Authenticity

All of this means walking on thin ice. Therefore one of the first insights is that excitement can quickly make the ice break. It should not awaken any exaggerated expectations, it must remain true and it must be provided with intelligence and emotion. “Enthusiasm without knowledge is like running in the dark”, is a well-known saying. Real enthusiasm involves having a passion for something. Only then, can one survive today in a creative profession. This already begins at university with professors who are enthusiastic and with students whose souls are burning for the subject.

Enthusiasm is passionate devotion with intensely positive motivation and a glowing interest. And, there lie the dangers. Enthusiasm in an exaggerated form becomes fanaticism. Beware, when the flame is too hot and too close!

The sender: honest, innovative and authentic. The addressee: at first, surprised and then full of enthusiasm. Creating the feeling of elation and passion in the 21st century in times of Rationalism and Functionalism is almost secretive and has to be planned as if it were a surprise coup. That means: planned with military precision, precise, but at the same time, everything must remain relaxed. This sometimes reminds us of the cabaret artist. Where the laugh after the punch line would get stuck in most of the



audiences throats if they knew how hard the performer had to work to get the applause. (cf. Meyerhöfer 2014)

Let us close with the words of Peter Higgins, who once wrote the following lines:

“The challenging area of exhibition design creates a fascinating relationship between the narrative elements of telling stories, architectural spaces, the expedient use of communication media and an appreciation of the profile of the visitors as well as the business opportunities. This is a complex mixture of various disciplines which, under normal circumstances, are taught” – and practiced – “separately. Therefore, everyone that climbs onto this carousel should patiently collect experience for a profession that, in the end, is worthwhile and one which is a direct benefit for society.” (Locker 2011)

References

- Lotter, Wolf (2010): Der harte Kern. Brand eins Medien AG, Hamburg Germany
- Falkowski, Katharina (2014): 5 Faktoren immaterieller Ausstellungen um Interaktion & Veränderung zu fördern – DASA Szenografie Kolloquium. Eveosblog – Falkowski & Stein GbR, Solingen Germany
- Nicolai O. Herbrand (Hrsg.) (2008): Schauplätze dreidimensionaler Markeninszenierung. Edition Neues Fachwissen GmbH, Stuttgart Germany
- Katschinski, Volker (2014): Storytelling. Die MADEby-Plattform wird herausgegeben von derHeinze GmbH, Celle Germany
- Brückner, Uwe (2014): International Sceography Biennial. Ludwigsburg Germany
- WengerWittmann GmbH (2014): Wie Marken dauerhaft begehbar gemacht werden. Wenger Wittmann GmbH, Haar Germany
- Meyerhöfer, Dirk (2014): Feuer & Flamme. Raumbrand 28 by Wenger Wittmann GmbH, Haar Germany
- Locker, Pam (2011): Ausstellungsdesign. Stiebner Verlag GmbH, München Germany





Ralf Reißing

Softwarequalität

Quality ... you know what it is, yet you don't know what it is. But that's self-contradictory. But some things are better than others, that is, they have more quality. But when you try to say what the quality is, apart from the things that have it, it all goes poof! There's nothing to talk about. But if you can't say what Quality is, how do you know what it is, or how do you know that it even exists? If no one knows what it is, then for all practical purposes it doesn't exist at all. But for all practical purposes it really does exist. What else are the grades based on? Why else would people pay fortunes for some things and throw others in the trash pile? Obviously some things are better than others ... but what's the "betterness"? ... So round and round you go, spinning mental wheels and nowhere finding anyplace to get traction. What the hell is Quality? What is it? (Pirsig, 1981, S. 163f.)

Einführung

Die Bedeutung von Software in unserem Alltag nimmt immer mehr zu. Auch technische Systeme wie Automobile sind heute ohne Software nicht mehr denkbar. Komplexe Fahrerassistenzsysteme wie Abstandsregeltempomat oder Spurhalteassistent sind durch die weitgehende Realisierung in Software schneller und kostengünstiger umzusetzen, aber auch einfacher zu ändern. Demgemäß ist hochautomatisiertes oder gar autonomes Fahren ohne Software undenkbar.

Allerdings hat Software eine unangenehme Eigenschaft: Bei ihrer Entwicklung werden besonders viele Fehler gemacht, die sich im fertigen Produkt als fehlerhafte Funktionalität zeigen. Im harmlosesten Fall führt das zu einem Schaden am Ruf des Herstellers, wie beispielsweise bei über Mobilfunk angreifbaren Fahrzeugen von BMW oder Chrysler, bei denen glücklicherweise niemand zu Schaden kam, weil verantwortungsbewusste Sicherheitsforscher die Fehler aufdeckten. Die resultierenden Kosten für die Aktualisierung der Software in allen Fahrzeugen waren aber nicht zu vernachlässigen, da teilweise Rückrufe in die Werkstätten notwendig waren. Auf der anderen Seite kann fehlerhafte Software aber auch Personenschäden, also Verletzung oder Tod von Menschen bedeuten, wie der Fall der unerwünschten Beschleunigungen bei Toyota gezeigt hat. Im Gerichtsprozess zu einem Unfall eines Toyota Camry, bei dem ein Mensch getötet und einer verletzt wurde, zeigten Gutachter, dass die unerwünschte Beschleunigung auf fehlerhafte Software zurückzuführen war. Toyota wurde zur Zahlung von drei Millionen Dollar Schadensersatz verurteilt. Und das war nur einer von mehreren Fällen.



Software sollte also aus ethischen, aber auch aus wirtschaftlichen Überlegungen heraus eine möglichst hohe Qualität besitzen. Dazu zählt sicherlich, dass Software möglichst wenig Fehler haben sollte. Aber ist das schon alles? Im Folgenden wird zunächst der Begriff Qualität und dann der Softwarequalität genauer umrissen. Anschließend wird gezeigt, wie man Softwarequalität in der Praxis messbar macht, typischerweise mit Hilfe von Qualitätsmodellen. Abschließend werden Qualitätssicherungsmaßnahmen vorgestellt, mit denen eine möglichst hohe Softwarequalität erreicht werden kann. Teile des Kapitels beruhen auf Kapitel 6 der Dissertation des Autors (Reißing, 2002).

Qualität

Das Wort „Qualität“ kommt vom lateinischen *qualitas* (Beschaffenheit) und beschreibt die Güte oder den Wert eines Objekts. Im Folgenden zwei Definitionen des Begriffs Qualität aus unterschiedlichen Quellen:

Definition 1 (quality, ISO 9000:2005)

Degree to which a set of inherent characteristics fulfils requirements.

Definition 2 (Qualität, DGQ, 1995)

Die Gesamtheit von Merkmalen (und Merkmalswerten) einer Einheit bezüglich ihrer Eignung, festgelegte und vorausgesetzte Erfordernisse zu erfüllen.

Beide Definitionen liefern eine klare und eindeutige, abstrakte Definition der Qualität. Inhaltlich sind sie ähnlich, aber doch unterschiedlich: Die ISO 9000 (Definition 1) beschränkt sich auf die durch Anforderungen explizit festgelegten Eigenschaften, während die DGQ (Definition 2) auch vorausgesetzte, d. h. implizite Erfordernisse zulässt. So sieht man schon an nur zwei unterschiedlichen Standards und Normen, dass es in der Praxis keine wirkliche Übereinkunft über die Bedeutung des Begriffs Qualität gibt. Der wichtigste Grund dafür ist, dass man Qualität aus verschiedenen Perspektiven sehen und beurteilen kann. Garvin (1984, 1988) unterscheidet beispielsweise fünf Sichten, unter denen man den Begriff Qualität in Bezug auf ein Produkt definieren kann:

- transzendent (transcendent)
- produktbezogen (product-based)
- benutzerbezogen (user-based)
- herstellungsbezogen (manufacturing-based)
- kostenbezogen (value-based)



Transzendente Sicht

Die transzendente Sicht besagt, dass Qualität etwas Absolutes und universell Erkennbares ist – eine Art innewohnende Vortrefflichkeit. Jeder kann lernen, sie zu erkennen, aber nur durch Erfahrung, nicht durch Analyse. Qualität entzieht sich jeder Analyse, sie kann nicht präzise definiert werden. Anhand von Beispielen, die Qualität besitzen, kann man aber lernen, Qualität zu erkennen. Hier gibt es deutliche Parallelen zum Begriff der Schönheit, der nach Platon ebenfalls nicht definiert, sondern nur erfahren werden kann. Pirsig (1981, S. 185) formuliert das wie folgt: “But even though Quality cannot be defined, you know what Quality is.”

Das dürfte auch der Grund sein, warum der Architekt Christopher Alexander der Qualität, die er bei seiner Architektur anstrebte, den Namen *quality without a name* gab (Alexander, 1977, 1979). Diese Qualität ist etwas Reales und Objektives, das jedoch nicht in Worte gefasst werden kann: “There is a central quality which is the root criterion of life and spirit in a man, a town, a building, or a wilderness. This quality is objective and precise, but it cannot be named.” (Alexander, 1979, S. ix)

Produktbezogene Sicht

Die produktbezogene Sicht hingegen sieht Qualität als präzise und messbar an. Unterschiede in der Qualität reflektieren Unterschiede in den Bestandteilen oder den Attributen eines Produkts. Die Qualität wird also auf messbare Eigenschaften eines Produkts zurückgeführt, was es erlaubt, eine Rangfolge von Produkten zu erstellen. Auf diese Weise ist Qualität eine inhärente Eigenschaft eines Produkts, die objektiv bestimmt werden kann. Diese Qualitätssicht wird typischerweise bei Produktvergleichen, z. B. denen der Stiftung Warentest, eingenommen.

Benutzerbezogene Sicht

Die benutzerbezogene Sicht definiert Qualität aus der Sicht des Benutzers eines Produkts. Er wird dasjenige Produkt als hochwertig ansehen, das seine Bedürfnisse optimal befriedigt. Juran (1974) z. B. definiert “quality is fitness for use”. Die Bestimmung der Qualität durch den Benutzer ist aber subjektiv: “Quality is the degree to which a specific product satisfies the wants of a specific customer.” (Gilmore, 1974). Weinberg (1991) macht die Subjektivität von Qualität besonders deutlich: Offensichtlich haben alle dieselbe Definition für Qualität, und die lautet „Quality is whatever I like“. Daraus eine einheitliche, objektive Definition abzuleiten, ist unmöglich. Allenfalls sind Mehrheitsentscheidungen denkbar, die einen bestimmten Geschmack festlegen, an dem sich Produkte orientieren müssen, um marktfähig zu sein.



Herstellungsbezogene Sicht

Die herstellungsbezogene Sicht definiert die Qualität eines Produkts ausgehend von seinem Entwurfs- und Herstellungsprozess. Im Blickpunkt stehen die (feststehenden) Anforderungen an das Produkt: "Quality is the degree to which a specific product conforms to a design or specification." (Gilmore, 1974). Ein Produkt hat dann eine hohe Qualität, wenn seine Eigenschaften in hoher Übereinstimmung mit den Anforderungen stehen (Crosby, 1979). Jede Abweichung bedeutet einen Qualitätsverlust; es entsteht Ausschuss oder der Bedarf für Nacharbeit. Hier können die üblichen Qualitätssicherungsmaßnahmen eingesetzt werden, die versuchen, solche Abweichungen zu erkennen, oder besser noch, sie gleich zu vermeiden (Null-Fehler-Ziel). Diese Qualitätssicht ist typisch für die Herstellung materieller Gegenstände, insbesondere in der Massenfertigung.

Kostenbezogene Sicht

Die kostenbezogene Sicht geht noch einen Schritt weiter als die anderen Sichten. Qualität wird hier auf der Grundlage von Kosten und Preisen definiert. Ein Produkt ist dann von hoher Qualität, wenn es die gewünschte Leistung zu einem akzeptablen Preis oder die gewünschte Übereinstimmung mit den Anforderungen zu akzeptablen Kosten bietet (Broh, 1974). Die inhärente Qualität wird so mit den Kosten für Anschaffung (und Betrieb) in Beziehung gesetzt. Entscheidend für Qualität ist somit das Preis-Leistungsverhältnis. Unter Umständen kann auch die Zeit, zu der ein Produkt zur Verfügung steht, Einfluss auf dessen Qualität haben (Time-to-Market). Je früher das Produkt beim Kunden einsetzbar ist, desto höher wird die von ihm wahrgenommene Qualität des Produkts, falls die Bereitstellungszeit für ihn eine Rolle spielt.

Konsequenzen

Die Existenz der fünf unterschiedlichen Sichten führt häufig zur Verwirrung, wenn über Qualität gesprochen wird. Beispielsweise kommt es regelmäßig zu Missverständnissen, wenn die Marketing-Abteilung, die eher zu der benutzerbezogenen Sicht neigt, sich mit der Produktionsabteilung, die eher die herstellungsbezogene Sicht einnimmt, über die gewünschte Qualität eines Produkts einigen soll. Trotzdem ist es wichtig, verschiedene Sichten bei der Entwicklung und Herstellung eines Produkts einzubeziehen. Am Anfang des Entstehungsprozesses eines neuen Produkts steht eine Marktanalyse (liefert benutzerbezogene Qualitäten). Daraus werden die Eigenschaften des Produkts abgeleitet (produktbezogene Qualität). Schließlich muss das Produkt nach den Anforderungen hergestellt werden (herstellungsbezogene Qualität). Der Kunde schließlich wird bei der Entscheidung für ein Produkt auch die kostenbezogene Sicht einnehmen. Nur im Zusammenspiel der Sichten wird am Schluss ein hochwertiges und erfolgreiches Produkt entstehen.



Softwarequalität

Definition

Auch in der Welt der Software herrscht keine Einigkeit über den Begriff der Qualität. Jones (1996) demonstriert dies, indem er diverse Größen des Software Engineering mit ihrer Definition von Softwarequalität zitiert (vgl. Tabelle 1). Jede dieser Definitionen hat ihre Berechtigung, zusammengenommen sind sie aber widersprüchlich. Jones fordert für eine praxisrelevante Definition von Softwarequalität, dass Qualität messbar (nach der Fertigstellung der Software) und vorhersagbar (vor der Fertigstellung der Software) sein sollte.

Tabelle 1: Verschiedene Definitionen von Softwarequalität

Autor	Definition von Softwarequalität
Barry Boehm	Achieving high levels of user satisfaction, portability, maintainability, robustness, and fitness for use
Phil Crosby	Conformance to user requirements
W. Edwards Deming	Striving for excellence in reliability and functions by continuous improvement in the process of development, supported by statistical analysis of the causes of failure
Watts Humphrey	Achieving excellent levels of fitness for use, conformance to requirements, reliability, and maintainability
Capers Jones	The absence of defects that would make software either stop completely or produce unacceptable results
James Martin	Being on time, within budget, and meeting user needs
Thomas McCabe	High levels of user satisfaction and low defect levels, often associated with low complexity
John Musa	Low defect levels, adherence of software functions to user needs, and high reliability
Bill Perry	High levels of user satisfaction and adherence to requirements

Verschiedene Organisationen haben den Begriff der Softwarequalität standardisiert; hier als repräsentative Beispiele die Definitionen von IEEE 610.12 und ISO/IEC 25000:

Definition 3 ([software] quality, IEEE Std. 610.12-1990)

- (1) The degree to which a system, component, or process meets specified requirements.
- (2) The degree to which a system, component, or process meets customer or user needs or expectations.

Definition 4 (software quality, ISO/IEC 25000:2014)

Capability of software product to satisfy stated and implied needs when used under specified conditions.



Die Definition aus IEEE 610.12 (Definition 3), die auch den Entwicklungsprozess einschließt, spiegelt die herstellungsbezogene und die benutzerbezogene Sicht wieder. Die Definition aus ISO/IEC 25000 (Definition 4) lässt den Prozess weg, ist aber ansonsten ähnlich. Es fällt auf, dass beide Definitionen sehr abstrakt sind. Eine universelle Qualitätsdefinition muss allerdings auch abstrakt sein, da es keine detaillierte produkt-unabhängige Definition von Qualität geben kann (Glass, 1998). Will man die Qualität einer Software bewerten, muss man deren spezifische Anforderungen berücksichtigen.

Klassifikationen der Softwarequalität

Produkt vs. Prozess

Produktqualität ist die Güte des Produkts, Prozessqualität die Güte des Entwicklungsprozesses des Produkts. Beispielweise bauen Ludewig und Lichter (2013) ihre Taxonomie der Qualität auf dieser Klassifikation auf. Die Prozessqualität beeinflusst die Produktqualität in der Regel positiv, z. B. die Wartbarkeit (Slaughter, Banker, 1996).

Intern vs. extern

Die interne Qualität (oder Wartungsqualität) bezieht sich auf den Entwicklungsprozess und die dabei entstandenen internen Dokumente (z. B. Entwurfsdokumentation). Sie entspricht der Entwicklersicht. Die externe Qualität (oder Gebrauchsgüte) entspricht der Sicht des Benutzers des Programms. Die geforderte externe Qualität ist in den Anforderungen festgehalten, während die geforderte interne Qualität, wenn überhaupt, überwiegend in Richtlinien und Verfahrensweisen der Entwicklungsorganisation dokumentiert ist. Die interne Qualität beeinflusst die externe in der Regel positiv.

Mittelbar vs. unmittelbar

Wenn Zwischenprodukte in das Endprodukt einfließen, wie das beim Software-Entwurf der Fall ist, kann man zwischen der unmittelbaren Qualität des Zwischenprodukts und der durch das Zwischenprodukt beeinflussten Qualität des Endprodukts unterscheiden. Beim Entwurf ist z. B. Strukturiertheit eine unmittelbare, Effizienz eine mittelbare Qualität. Eigentlich interessiert die mittelbare Qualität des Entwurfs, also die Eigenschaften des Endprodukts, die durch den Entwurf bestimmt sind. Da diese Eigenschaften aber nicht gemessen werden können, bevor eine Implementierung vorliegt, misst man stattdessen Eigenschaften des Entwurfs und verwendet sie zur Vorhersage der Eigenschaften des Endprodukts.



Qualitätsmodelle

The quality of software is measured by a number of totally incompatible criteria, which must be carefully balanced in the design and implementation of every program. (Hoare, 1981, S. 80)

Definition

Ein Qualitätsmodell bestimmt den allgemeinen Qualitätsbegriff genauer, indem Unterbegriffe (Qualitätsattribute) angegeben werden, aus denen sich die Qualität zusammensetzt. Qualitätsmodelle dienen zur Definition von Qualität, als Qualitätsvorgabe und zur Qualitätsbewertung (Dißmann, 1990). In der Regel werden die Qualitätsattribute hierarchisch angeordnet (vgl. Abbildung 1). Die Qualitätsattribute der obersten Stufe werden als Faktoren (factors) bezeichnet, die untergeordneten Attribute heißen Kriterien (criteria). Die unterste Stufe bilden die Metriken (metrics). Ein solches Modell wird als FCM-Modell (für factors-criteria-metrics) bezeichnet.

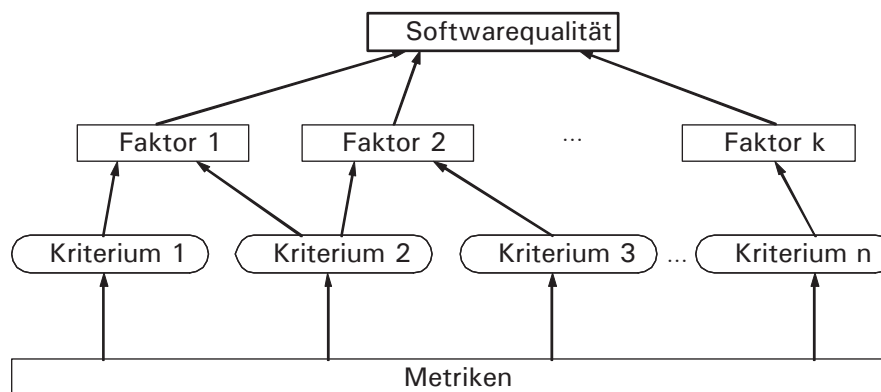


Abbildung 1: Aufbau eines Qualitätsmodells (nach Balzert, 1998, S. 257)

In der Software-Engineering-Literatur gibt es einige Vorschläge für Qualitätsmodelle (vgl. Roche, Jackson, 1994). Im Wesentlichen existieren zwei verschiedene Ansätze für die Gewinnung von Qualitätsmodellen. Der erste Ansatz stellt ein vollständiges, generisches Qualitätsmodell zur Verfügung, aus dem durch Streichungen und Verfeinerungen ein für den eigenen Bedarf passendes Modell generiert werden kann (vgl. Abschnitt 0). Der zweite Ansatz definiert lediglich ein Vorgehensmodell, mit dem ein passendes Qualitätsmodell entwickelt werden kann (vgl. Abschnitt 0).

Generische Qualitätsmodelle

Die beiden ältesten generischen Qualitätsmodelle von Boehm et al. (1978) und McCall et al. (1977) stammen aus den späten 70er Jahren (später weiterentwickelt von Bowen et al., 1984). Die Standardisierung begann erst Anfang der 90er Jahre mit dem ISO/IEC Standard 9126:1991 und dem IEEE Standard 1061-1992.

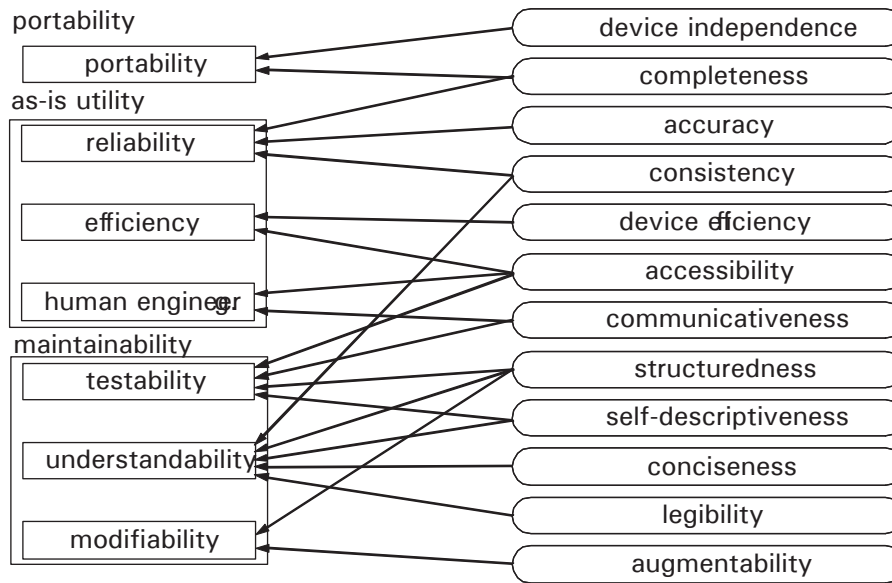


Abbildung 2: Qualitätsmodell von Boehm et al.

Boehm et al.

Das Qualitätsmodell von Boehm et al. (1978) ist in Abbildung 2 dargestellt. Die Faktoren sind in drei Kategorien eingeteilt: Portabilität, Brauchbarkeit und Wartbarkeit. Die Portabilität enthält nur sich selbst als Faktor; die beiden anderen Kategorien haben jeweils drei Faktoren. Jedem Kriterium sind Code-Metriken (für Fortran) zugeordnet, die vor allem Anomalien aufdecken sollen. Der Schwerpunkt liegt auf der Entwicklersicht, nur die Kategorie Brauchbarkeit gehört zur Benutzersicht.

McCall et al.

McCall et al. (1977; Cavano, McCall, 1978) unterscheiden wie Boehm et al. (1978) drei Kategorien: Anwendung, Änderung und Portierung. Die Kategorien korrespondieren mit den typischen Arbeiten mit und an Software. Die Faktoren werden jeweils einer dieser drei Kategorien zugeordnet (vgl. Abbildung 3). Die Kategorie Anwendung entspricht der Benutzersicht, während die anderen beiden Kategorien zur Entwicklersicht gehören.

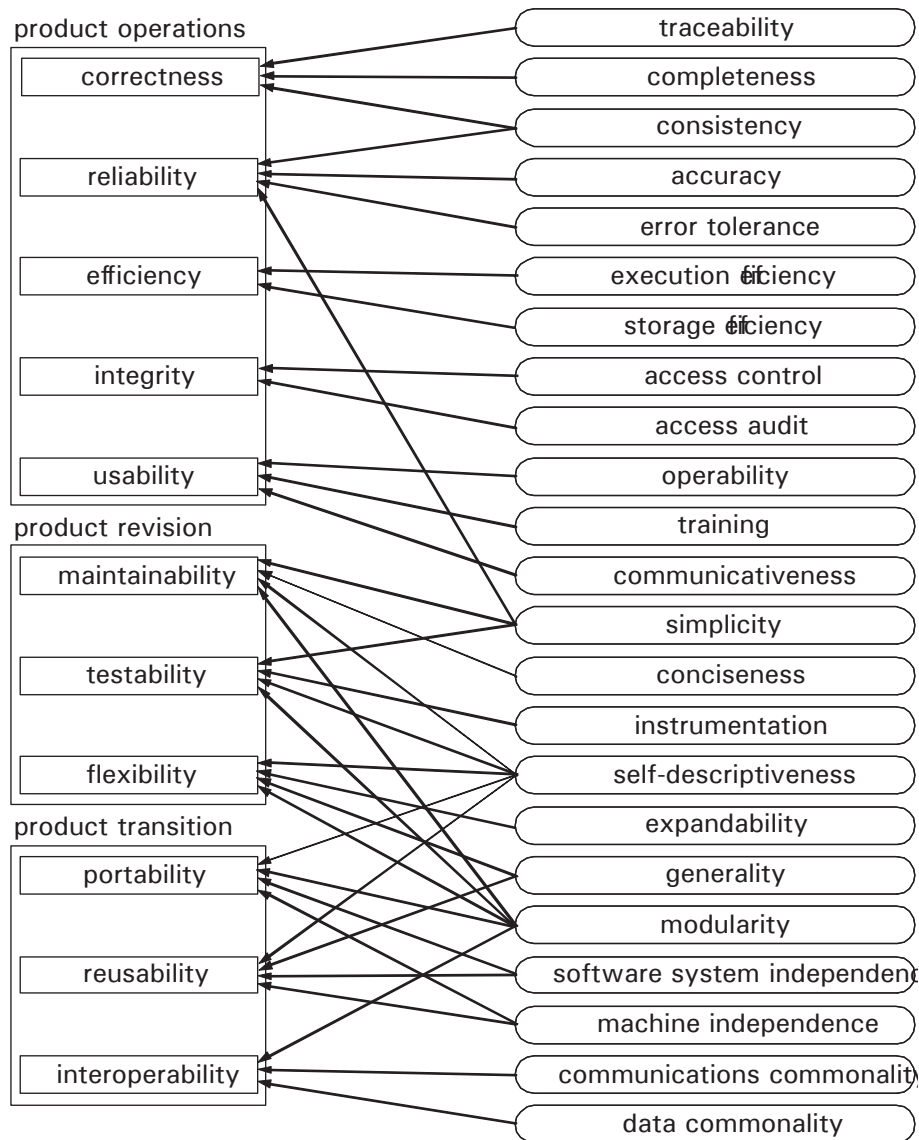


Abbildung 3: Qualitätsmodell von McCall et al.

ISO/IEC 9126:1991

Der Standard ISO/IEC 9126:1991 (inzwischen abgelöst vom recht ähnlichen ISO/IEC 25010:2011, aber in der Praxis weiter verwendet) versteht sich vor allem als Richtlinie zur Qualitätsbewertung anhand von Metriken. Um die Zusammenstellung eines Metrikprogramms zu erleichtern, wird ein Qualitätsmodell (ohne Metriken) vorgeschlagen. Die Metriken sollen spezifisch für das konkrete Projekt ergänzt werden.

In den Erläuterungen zum Modell (vgl. Abbildung 4) wird darauf hingewiesen, dass Qualität aus verschiedenen Sichten beurteilt werden kann, was eine unterschiedliche Gewichtung der Faktoren nach sich zieht. Es wird die Sicht des Benutzers, des Entwicklers und des Managers unterschieden. Der Schwerpunkt im Modell liegt von der Anzahl der Faktoren her auf der Benutzersicht, denn die ersten vier Faktoren lassen sich dieser zuordnen, während die letzten beiden Faktoren der Entwicklersicht zuzuordnen sind.

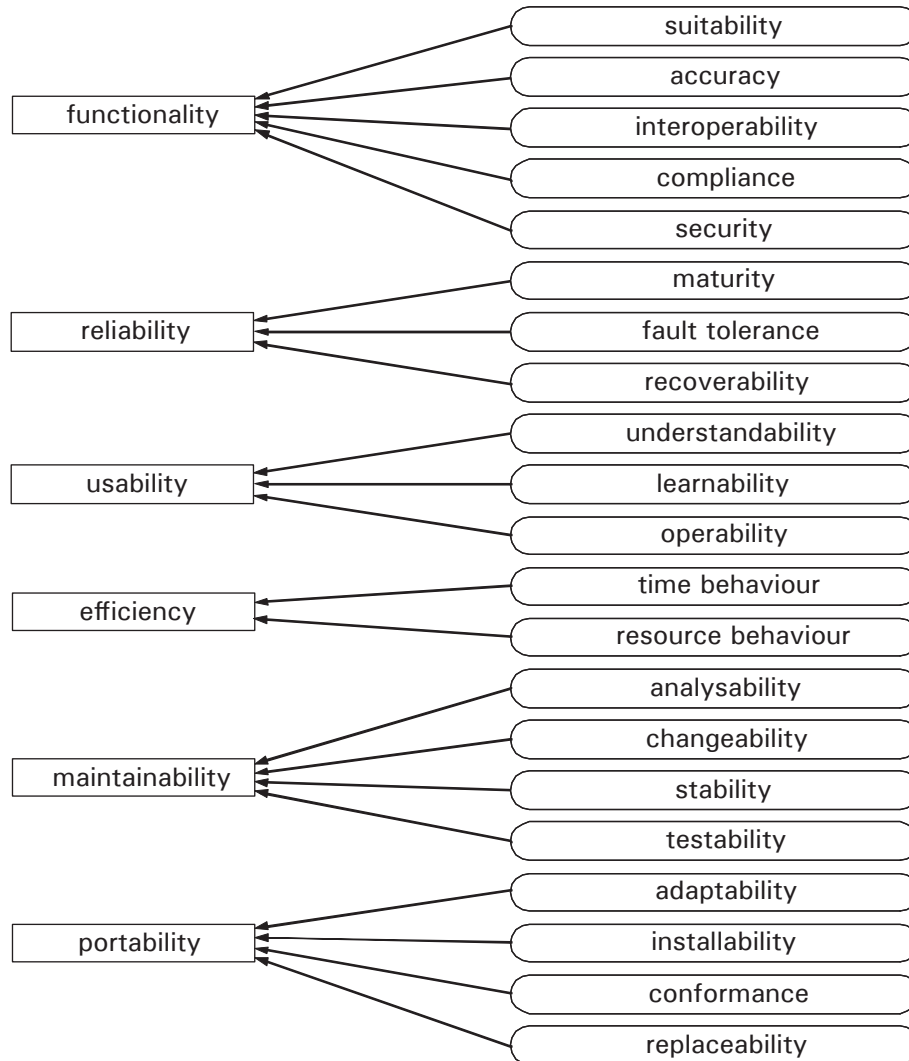


Abbildung 4: Qualitätsmodell in ISO/IEC 9126:1991

IEEE 1061-1998

Der Schwerpunkt dieses Standards liegt auf der Umsetzung eines Qualitätsmodells in ein Metrikenprogramm (metrics framework). Im Anhang wird ein Qualitätsmodell vorgeschlagen, das starke Ähnlichkeit mit dem ISO/IEC 9126-Modell hat. Die Faktoren sind dieselben, lediglich in den Kriterien gibt es Unterschiede (vgl. Abbildung 5).

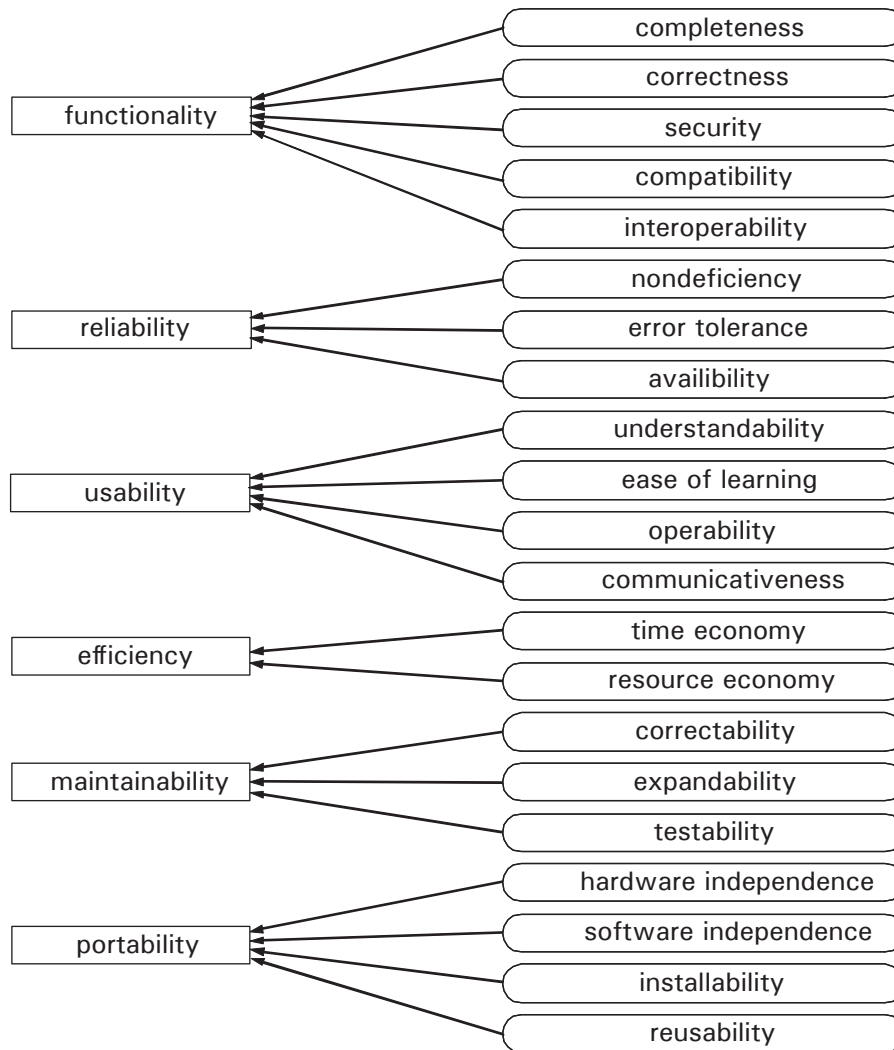


Abbildung 5: Qualitätsmodell in IEEE 1061-1998

Zusammenfassung

Die beiden ältesten Modelle sind nicht strikt hierarchisch, weil es Kriterien gibt, die in mehrere Faktoren eingehen. Die neueren Modelle sind dagegen strikt hierarchisch, weil sie so leichter zu verstehen und zu modifizieren sind. Des Weiteren ist eine Verschiebung des Schwerpunkts der Qualitätsmodelle (was die Anzahl der Faktoren angeht) hin zu Faktoren der Benutzersicht zu beobachten. Leider gibt es bei den generischen Modellen immer noch kein allgemein akzeptiertes Modell. Wie man bei den Modellen der ISO/IEC und des IEEE sieht, bewegt man sich aufeinander zu, doch bleiben die Faktoren und Kriterien in ihren konkreten Definitionen umstritten.

Vorgehensmodelle

Beim Ansatz der Vorgehensmodelle wird kein Qualitätsmodell vorgegeben. Stattdessen wird eine Vorgehensweise angegeben, mit der ein passendes Qualitätsmodell systematisch entwickelt wird. Beispiele dieses Ansatzes sind QFD (Quality Function Deployment) und GQM (Goal-Question-Metric).



Quality Function Deployment

QFD wurde erstmals 1972 bei Mitsubishi in der Fabrikation eingesetzt und später von Kogure und Akao auf Software-Produkte übertragen. Der Ansatz ist hauptsächlich in Japan verbreitet (Kogure, Akao, 1983) und gehört zum Bereich des Total Quality Management (TQM). Eine ausführliche Beschreibung von QFD gibt Akao (1990).

Das Vorgehen bei QFD ist wie folgt: Zunächst werden sämtliche Qualitätsanforderungen des Kunden und der zukünftigen Benutzer durch Befragung erhoben. Anschließend werden diese Anforderungen an das Endprodukt (Benutzersicht) in Anforderungen an die Zwischenprodukte (Entwicklersicht) übersetzt. Der Zusammenhang zwischen den beiden Sichten wird für jede Anforderung klar dokumentiert, z. B. in Form von Matrizen. Auf diese Weise ist den Entwicklern immer klar, was eine Anforderung für die beiden Sichten bedeutet.

In Zusammenhang mit Joint Application Development (JAD, Entwicklung unter Integration von Vertretern des Kunden) hat sich diese Methode als sehr effektiv herausgestellt, Fehler in der Spezifikationsphase zu vermeiden (Jones, 1997, S. 266). Haag et al. (1996) berichten über die erfolgreiche Anwendung von QFD bei großen Softwareherstellern.

Goal-Question-Metric

GQM wurde Ende der 80er Jahre im Rahmen des TAME-Projekts (Tailoring a Measurement Environment) von Basili (Basili, Rombach, 1988; Basili 1989) entwickelt. Das Vorgehen nach GQM lässt ein spezifisches Qualitätsmodell entstehen, das aus den Qualitätszielen des Unternehmens oder des Projekts abgeleitet ist. Zuerst werden die Qualitätsziele (goals) erhoben. Anschließend werden Fragestellungen (questions) formuliert, die sich aus den Zielen ergeben. Zum Schluss werden diejenigen Metriken (metrics) festgelegt, welche die Frage beantworten sollen.

Das resultierende Qualitätsmodell besteht nicht aus Qualitätsattributen, sondern aus der Hierarchie von Zielen, Fragestellungen und Metriken. Das GQM-Modell kann besser zur Aufgabe passen, da Qualitätsziele vielschichtiger sein können als Qualitätsattribute. Ein Ziel besteht nämlich aus drei Dimensionen: dem Objekt, dem Qualitätsattribut und dem Blickwinkel (Rombach, 1993). Die Vorgehensweise der Entwicklung eines Qualitätsmodells nach GQM ist aufgrund ihrer Offenheit allerdings sehr schwierig. Um diesen gewichtigen Nachteil abzumildern, werden für jeden Schritt umfangreiche Hilfestellungen in Form von Schablonen, Richtlinien und Prinzipien angeboten. Daskalantonakis (1992, 1994) stellt fest, dass GQM erst ab den Stufen zwei oder drei des Capability Maturity Model funktioniert. Da sich der Großteil aller Organisationen noch auf Stufe eins befindet, ist GQM folglich in vielen Fällen nicht anwendbar.



Fazit

Die generischen Qualitätsmodelle geben ein unspezifisches Qualitätsmodell vor. Nach Auffassung von Rombach (1993) sind generische Modelle zu allgemein, als dass sie wirklich verwendet werden könnten. Auf jeden Fall muss eine Anpassung an den konkreten Bedarf erfolgen. Diese Anpassung wird dadurch erschwert, dass ein generisches Modell, das alle möglichen Anwendungen abzudecken soll, groß und unübersichtlich wird. Das Modell muss vor einer Anpassung zunächst verstanden werden, wobei durch die Größe die Aufmerksamkeit vom Wesentlichen ablenkt werden kann. Die große Breite der generischen Modelle hat allerdings den Vorteil, dass sie auf alle Aspekte aufmerksam macht, die berücksichtigt werden könnten.

Dagegen haben Vorgehensmodelle den Vorteil, dass direkt ein für den eigenen Bedarf passendes Qualitätsmodell entsteht, während bei generischen Modellen zunächst eine Anpassung vorzunehmen ist. Allerdings ist es in der Regel einfacher, etwas Vorhandenes anzupassen, als etwas völlig Neues zu schaffen. Das Ergebnis der Anpassung ist in der Regel nicht so vollkommen wie eine Spezialanfertigung, doch ist der Aufwand bei der Anpassung geringer.

Qualitätssicherung

Qualitätssicherungsmaßnahmen

You can sense it all around you, a software crisis: your bank statement's not right, the PC software has glitches, and the software you've written keeps you up all night. Everyone can feel the problem, but they can't define it. Most software engineers believe there is a crisis, but they haven't been able to figure out what to do to change it.

"The problem is quality!", they cry. Nonsense, quality is the solution to your problem. (Arthur, 1993, S. xiv)

In the recent struggle to deliver any software at all, the first casualty has been consideration of the quality of the software delivered. (Hoare, 1981, S. 80)

Software hat bestimmte Eigenschaften, die es Menschen sehr schwer machen, bei ihrer Entwicklung keine Fehler zu machen. Selbst die bestbekannte Software aus der Raumfahrt enthält immer noch Restfehler. Qualitätssicherung (quality assurance) dient dazu, die Übereinstimmung eines hergestellten Produkts mit den Anforderungen zu gewährleisten:

**Definition 5 (quality assurance, IEEE Std. 610.12-1990)**

A planned and systematic pattern of all actions necessary to provide adequate confidence that an item or product conforms to established technical requirements.

Es hat sich gezeigt, dass zum einen über eine brauchbare Vorgehensweise bei der Entwicklung der Software die Wahrscheinlichkeit der Entstehung von Fehlern reduziert werden kann und durch geeignete Maßnahmen die meisten der trotzdem gemachten Fehler finden kann. Die dazu notwendigen Qualitätssicherungsmaßnahmen werden unterschieden in drei Bereiche: organisatorische, konstruktive und analytische (Frühauf et al., 2000).

Die organisatorischen Maßnahmen bilden dabei die Grundlage, auf der die anderen Maßnahmen aufbauen. Es wird ein Qualitätssicherungsprozess etabliert, der festlegt, welche konstruktiven und analytischen Maßnahmen wann von wem durchzuführen sind und welche Richtlinien gelten. Der Prozess selbst wird durch Audits geprüft. Im Automobilsektor beispielsweise wird die Qualität von Prozessen nach der Norm Automotive SPICE (2015) bewertet, die von der allgemeineren SPICE-Norm ISO/IEC 15504-5:2006 abgeleitet ist.

Konstruktive Maßnahmen sollen dafür sorgen, dass das Produkt von Anfang an eine hohe Qualität hat, Qualität also quasi mit „eingebaut“ wird. Dazu werden bestimmte Techniken und Werkzeuge verwendet, die in der Regel zu hoher Qualität führen (z. B. Standardarchitekturen, Datenkapselung, Hochsprachen, Programmierrichtlinien). Beispielsweise dient das Einführen von Programmierrichtlinien der Reduzierung der Häufigkeit von Programmierfehlern, z. B. indem die Nutzung fehleranfälliger Konstrukte der Programmiersprache untersagt wird. Im Automobilsektor sind hier die Regeln der Motor Industry Software Reliability Association (MISRA) zur Programmiersprache C (MISRA C:2012) besonders bedeutsam.

Die analytischen Maßnahmen dienen zur Aufdeckung von Qualitätsmängeln, die sich trotz der präventiven organisatorischen und konstruktiven Maßnahmen ihren Weg in das Produkt gefunden haben. Analytische Maßnahmen greifen im Gegensatz zu den anderen Maßnahmen also erst, wenn das Problem schon besteht. Zu den analytischen Maßnahmen gehören z. B. Reviews, statische Analysen (z. B. die Erhebung von Metriken) und Tests.

Da es in diesem Kapitel vornehmlich um die Qualitätsbewertung für existierende Softwareprodukte geht, wird hier der Bereich der analytischen Qualitätssicherung genauer betrachtet. Analytische Maßnahmen nehmen mehr oder minder explizit eine Bewertung der Qualität des Prüfgegenstands vor, indem nach Mängeln, also Abweichungen vom Soll, gesucht wird.



Reviews

Inspections are an important way to find errors. Not only are they more effective than testing in finding many types of problems, but they also find them early in the project when the cost of making corrections is far less. Inspections should be a required part of every well-run software process, and they should be used for every software design, every program implementation, and every change made either during original development, in test, or in maintenance. (Humphrey, 1989)

Für allgemeine Dokumente wie Anforderungsspezifikationen und Entwürfe ist dabei das Review das wichtigste analytische Qualitätssicherungsverfahren. Der Standard IEEE 1028-2008 unterscheidet verschiedene Review-Arten: Management-Review, Audit, technisches Review, Inspektion und Walkthrough. Für die Produktbewertung sind aber nur die letzten drei relevant. Diese Verfahren sind relativ ähnlich; die wesentlichen Unterschiede liegen in der Zielsetzung und der Art der Durchführung, z. B. wie viele Personen wie intensiv beteiligt sind oder ob Lösungen für Mängel und Alternativen diskutiert werden oder nicht. Für alle drei Verfahren gilt, dass mehrere Menschen daran teilnehmen, so dass für Vorbereitung, Durchführung und Nachbereitung Personal und Arbeitszeit benötigt wird. Daher ist eine weitgehende Werkzeugunterstützung wünschenswert (z. B. bei der Verwaltung der identifizierten Mängel), um den erforderlichen Aufwand zu reduzieren. Checklisten helfen bei der systematischen Fehlersuche.

Statische Analysen

[W]hile seemingly vacuous tautologies have had a negative effect on technical development, a nice balancing empirical tautology holds that bug finding is worthwhile for anyone with an effective tool. If you can find code, and the checked system is big enough, and you can compile (enough of) it, then you will always find serious errors. (Bessey et al., 2010)

Formalere Dokumente, insbesondere der Code der Software in einer Programmiersprache, lassen sich für bestimmte Aspekte auch mit Hilfe eines Werkzeugs automatisch bewerten. Dieses Werkzeug durchsucht die Dokumente nach formalen Mängeln, z. B. bei Code nach typischen Programmierfehlern oder Verstößen gegen Programmierrichtlinien. Da dabei der Code nicht ausgeführt wird, spricht man von statischen Analysen. Da die statische Analyse jederzeit und in geringerer Zeit durchgeführt werden kann, als dies bei menschlichen Gutachtern der Fall wäre, sollte man vor einem Review eines Dokuments auf jeden Fall zuerst eine statische Analyse durchführen, damit sich der Mensch als Gutachter auf diejenigen Fehler konzentriert, die Werkzeuge nicht finden können. So wird beispielsweise beim Automobil-Code



vor einem Review eine statische Analyse auf Einhaltung der oben genannten Richtlinie MISRA C:2012 mit einem geeigneten Werkzeug durchgeführt.

Solche Werkzeuge können typischerweise auch Kennzahlen für den Code ermitteln, so genannte Code-Metriken. Die Herstellerinitiative Software (HIS) hat einige Code-Metriken für Automobilsoftware in C ausgewählt sowie für diese Metriken akzeptable Unter- und Obergrenzen definiert (Kuder, 2008). Beispielsweise ist dort festgelegt, dass jede C-Funktion minimal eine und maximal 50 Anweisungen enthalten sollte. Die gewählten Grenzwerte beruhen auf Erfahrungswerten, welche Messwerte sicher einen Programmierfehler aufzeigen, bzw. auf eine akzeptable oder nicht mehr akzeptable Fehlerwahrscheinlichkeit hindeuten.

Tests

Program testing can be a very effective way to show the presence of bugs, but it is hopelessly inadequate for showing their absence. (Dijkstra, 1972, S. 864)

Der Test ist nur auf ausführbare Dokumente anwendbar, z. B. formale Funktionsmodelle in Matlab/Simulink oder Programm-Code in einer Programmiersprache. Hierbei wird das Testobjekt, also das zu prüfende Dokument, ausgeführt und sein Verhalten auf Konformität mit seiner Spezifikation geprüft. Die dazu durchgeführten Stichproben heißen Testfälle, die im Wesentlichen aus der Stimulation des Testobjekts (z. B. Eingabedaten) und dem erwarteten Soll-Verhalten auf diese Stimulation hin bestehen. Weicht das Ist-Verhalten vom Soll-Verhalten ab, so ist in der Testauswertung zu prüfen, ob dies auf einen Fehler im Testobjekt hinweist. Die größte Herausforderung beim Test ist die Wahl der Stichproben, denn man will mit möglichst wenigen Testfällen möglichst viele Fehler finden, um eine hohe Effektivität und Effizienz zu erreichen. In der Automobilbranche stellt der Test bei der Funktionsentwicklung die wichtigste analytische Qualitätssicherungsmaßnahme dar und wird auf verschiedenen Teststufen (z. B. Modell, Software, Steuergerät, System, Fahrzeug) durchgeführt.

Good Enough Quality

We don't believe in striving for the ideal software architecture. Instead, the goal should be to design a good architecture – one in which, when the system is implemented according to the architecture, it meets its requirements and resource budgets. This means that it must be possible to implement the system according to the architecture. So an architecture that isn't explicit, comprehensive, consistent, and understandable is not good enough. (Hofmeister et al., 2000, S. 7)

Qualitätssicherung (QS) verursacht Kosten. Diese Kosten sind idealerweise aber geringer als die Fehlerfolgekosten der Qualitätsmängel, die dank der Qualitätssicherung vor der Auslieferung verhindert oder behoben wurden (z. B. Kosten für Fehler-



suche und Fehlerbehebung). Um eine kosteneffektive Qualitätssicherung durchzuführen, müssen Qualitätssicherungskosten und Fehlerfolgekosten gegeneinander abgewogen werden (Ludewig, 1994), um ein Kostenoptimum zu erreichen (vgl. Abbildung 6).

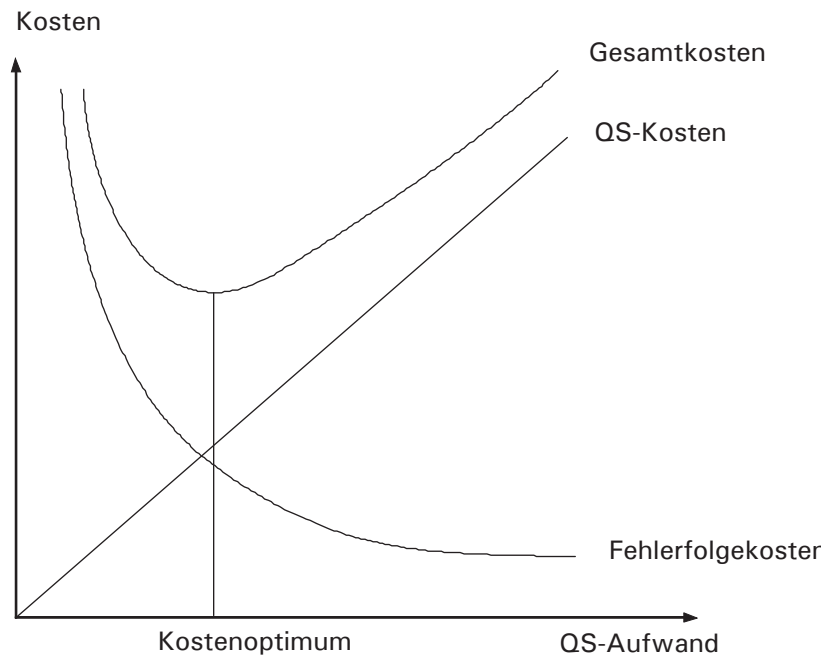


Abbildung 6: Kostenoptimum bei der Qualitätssicherung

Die Kosten sind aber nicht der einzige limitierende Faktor für die Qualität. Das „magische Dreieck“ sieht die Qualität in Konkurrenz zu Kosten und (Liefer-)Zeit, das „magische Viereck“ nimmt noch den (Funktions-)Umfang als Optimierungsgröße hinzu (vgl. Abbildung 7). Wird hier eine Größe (z. B. Qualität) optimiert, geht das immer zu Lasten der anderen Größen. Daher muss ein optimaler Kompromiss gefunden werden.

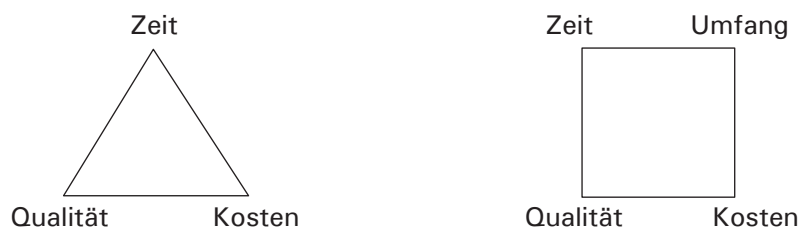


Abbildung 7: Magisches Dreieck und Viereck

Die Idee der „Good Enough Quality“ ist es, nicht die größtmögliche Qualität anzustreben, sondern nur die notwendige. Dazu wird mit dem Kunden über den gewünschten Kompromiss zwischen den konkurrierenden Zielen des magischen Drei- oder Vier-



ecks verhandelt (Yourdon, 1995). Entscheidend ist dabei, dass der Kunde die Entscheidung fällt, nicht die Entwickler, wie wichtig welches Ziel ist. Die Entwickler sagen dem Kunden nur, was machbar ist und was nicht.

Auch innerhalb der Qualität gilt es abzuwägen, denn Qualität ist multidimensional (Bosch, 2000). Bass et al. (1998, S. 75) stellen dazu fest: „No quality can be maximized in a system without sacrificing some other quality or qualities.“ Das erfordert einen Kompromiss zwischen den verschiedenen Qualitätsmerkmalen. Der optimale Kompromiss kann leichter ermittelt werden, wenn klar ist, welche Qualitätsmerkmale in welchem Umfang gefordert sind. Ein projektspezifisches Qualitätsmodell implementiert dann diesen Kompromiss in Form einer Gewichtung.

Literatur

Akao (1990)

Akao, Y.: Quality Function Deployment: Integrating Customer Requirements into Product Design. Productivity Press, Cambridge, 1990.

Alexander et al. (1977)

Alexander, C.; Ishikawa, S.; Silverstein, M.: A Pattern Language. Oxford University Press, Oxford, 1977.

Alexander (1979)

Alexander, C.: The Timeless Way of Building. Oxford University Press, Oxford, 1979.

Arthur (1993)

Arthur, L.: Improving Software Quality: An Insider's Guide to TQM. Wiley, New York, 1993.

Automotive SPICE (2015)

Automotive SPICE Process Reference and Assessment Model, Release 3.0.
Abgerufen unter http://www.automotivespice.com/fileadmin/software-download/Automotive_SPICE_PAM_30.pdf am 21.10.2015.

Balzert (1998)

Balzert, H.: Software-Management, Software-Qualitätssicherung, Unternehmensmodellierung. Lehrbuch der Softwaretechnik, Bd. 2. Spektrum, Heidelberg, 1998.

Basili (1989)

Basili, V.: Software Development: A Paradigm for the Future. Proceedings of the 13th Annual International Computer Software and Applications Conference (COMPSAC), Orlando, FA, 1989, 471-485.

Basili, Rombach (1988)

Basili, V.; Rombach, H.: The TAME Project: Towards Improvement-Oriented Software Environments. IEEE Transactions on Software Engineering, 14(6), 1988, 758-773.

Bass et al. (1998)

Bass, L.; Clements, P.; Kazman, R.: Software Architecture in Practice. Addison-Wesley, Reading, MA, 1998.



Bessey et al. (2010)

Bessey, A.; Block, K.; Chelf, B.; Chou, A.; Fulton, B.; Hallem, S.; Henri-Gros, C.; Kam-sky, A.; McPeak, S.; Engler, D.: A Few Billion Lines of Code Later: Using Static Analysis to Find Bugs in the Real World. *Communications of the ACM*, 53(2), 66-75.

Boehm et al. (1978)

Boehm, B.; Brown, J.; Kaspar, H.; Lipow, M.; MacLeod, G.; Merritt, M.: *Characteristics of Software Quality*. North Holland, Amsterdam, 1978.

Broh (1974)

Broh, R.: *Managing Quality for Higher Profits*. McGraw-Hill, New York, 1974.

Brown et al. (1998)

Brown, W.; Malveau, R.; McCormick, H.; Mowbray, T.: *AntiPatterns: Refactoring Software, Architectures, and Projects in Crisis*. Wiley, Chichester, 1998.

Bosch (2000)

Bosch, J.: *Design and Use of Software Architectures*. Addison-Wesley, Harlow, 2000.

Cavano, McCall (1978)

Cavano, J.; McCall, J.: A Framework for the Measurement of Software Quality. *Proceedings of the Software Quality and Assurance Workshop; Software Engineering Notes*, 3(5), 1978, 133-139.

Crosby (1979)

Crosby, P.: *Quality Is Free: The Art of Making Quality Certain*. McGraw-Hill, New York, 1979.

Daskalantonakis (1992)

Daskalantonakis, M.: A Practical View of Software Measurement and Implementation Experience Within Motorola. *IEEE Transactions on Software Engineering*, 18(11), 1992, 998-1010.

Daskalantonakis (1994)

Daskalantonakis, M.: Achieving Higher SEI Levels. *IEEE Software*, 11(7), 1994, 17-24.

DGQ (1995)

Deutsche Gesellschaft für Qualität e.V.: *Begriffe zum Qualitätsmanagement*. DGQ-Schrift Nr. 11-04 (6. Auflage), Frankfurt, 1995.

Dijkstra (1972)

Dijkstra, E.: The Humble Programmer. *Communications of the ACM*, 15 (10), 1972, 859-866.

Dißmann (1990)

Dißmann, S.: *Anforderungsflüsse in der Software-Entwicklung als Grundlage für die Qualitätssicherung*. Forschungsbericht Nr. 362/1990, Fachbereich Informatik, Universität Dortmund, 1990.

Frühauf et al. (2000)

Frühauf, K.; Ludewig, J.; Sandmayr, H.: *Software-Projektmanagement und -Qualitätssicherung* (3. Auflage). vdf, Zürich, 2000.



Garvin (1984)

Garvin, D.: What Does "Product Quality" Really Mean? Sloan Management Review, 25(3), 1984, 25-43.

Garvin (1988)

Garvin, D.: Managing Quality: The Strategic and Competitive Edge. Free Press, New York, 1988.

Gilmore (1974)

Gilmore, H.: Product Conformance Cost. Quality Progress, June 1974.

Glass (1998)

Glass, R.: Defining Quality Intuitively. IEEE Software, 15(3), 1998, 103-107.

Haag et al. (1996)

Haag, S.; Raja, M.; Schkade, L.: Quality Function Deployment Usage in Software Development. Communications of the ACM, 39(1), 41-49, 1996.

Hoare (1981)

Hoare, C. A. R.: The Emperor's Old Clothes. Communications of the ACM, 24(2), 1981, 75-83.

Hofmeister et al. (2000)

Hofmeister, C.; Nord, R.; Soni, D.: Applied Software Architecture. Addison-Wesley, Reading, MA, 2000.

Humphrey (1989)

Humphrey, W.: Managing the Software Process. Addison-Wesley, Reading, MA, 1989.

IEEE 610.12-1990

IEEE 610.12-1990: IEEE Standard Glossary of Software Engineering Terminology, 1990.

IEEE 1028-2008

IEEE 1028-2008: IEEE Standard for Software Reviews and Audits, 2008.

IEEE 1061-1992

IEEE 1061-1992: IEEE Standard for a Software Quality Metrics Methodology, 1992.

ISO 9000:2005

ISO 9000:2005-12: Quality Management Systems – Fundamentals and Vocabulary, 2005.

ISO/IEC 9126:1991

ISO/IEC 9126:1991: Information Technology – Software Product Evaluation – Quality Characteristics and Guidelines for Their Use, 1991.

ISO/IEC 15504-5:2006

ISO/IEC 15504-5:2011: Information Technology – Process assessment – Part 5: An exemplar Process Assessment Model, 2006.

ISO/IEC 25000:2014

ISO/IEC 25000:2014: Systems and software engineering – Systems and software Quality Requirements and Evaluation (SQuaRE) – Guide to SQuaRE, 2014.

**ISO/IEC 25010:2011**

ISO/IEC 25010:2011: Systems and software engineering – Systems and software Quality Requirements and Evaluation (SQuaRE) – System and software quality models, 2011.

Jones (1996)

Jones, C.: Applied Software Measurement: Assuring Productivity and Quality (2. Auflage). McGraw-Hill, New York, 1996.

Jones (1997)

Jones, C.: Software Quality: Analysis and Guidelines for Success. Thomson, London, 1997.

Juran (1974)

Juran, J. (Hrsg.): Quality Control Handbook (3. Auflage). McGraw-Hill, New York, 1974.

Kogure, Akao (1983)

Kogure, M.; Akao, Y.: Quality Function Deployment and CWQC in Japan. Quality Progress, October 1983.

Kuder (2008)

Kuder, Helmar: HIS Source Code Metriken v1.3.1, 2008. Abgerufen unter <http://portal.automotive-his.de/images/pdf/SoftwareTest/his-sc-metriken.1.3.1.pdf> am 28.10.2015.

Ludewig (1994)

Ludewig, J.: People Make Quality Happen (or Don't). Proceedings of the 4th European Conference on Software Quality. vdf, Zürich, 1994, 11-21.

Ludewig, Lichter (2013)

Ludewig, J.; Lichter, H.: Software Engineering. Grundlagen, Menschen, Prozesse, Techniken (3. Auflage). dpunkt, Heidelberg, 2013.

McCall et al. (1977)

McCall, J.; Richards, P.; Walters, G.: Factors in Software Quality; Volumes I, II, and III. US Rome Air Development Center Report NTIS AD/A-049 014, NTIS AD/ A-049 015 and NTIS AD/A-049 055, 1977.

MISRA C:2012

MISRA C:2012: Guidelines for the use of the C language in critical systems, 2012.

Pirsig (1981)

Pirsig, R.: Zen and the Art of Motorcycle Maintenance. Bantam, New York, 1981.

Reißing (2002)

Reißing, R.: Bewertung der Qualität objektorientierter Entwürfe. Dissertation, Universität Stuttgart, Fakultät Informatik. Cuvillier, Göttingen, 2002.

Roche, Jackson (1994)

Roche, J.; Jackson, M.: Software Measurement Methods: Recipes for Success? Information and Software Technology, 36(3), 1994, 173-189.



Rombach (1993)

Rombach, H.: Software-Qualität und -Qualitätssicherung. Informatik-Spektrum, 16(5), 1993, 267-272.

Slaughter, Banker (1996)

Slaughter, S.; Banker, R.: A Study of the Effects of Software Development Practices on Software Maintenance Effort. Proceedings of the International Conference on Software Maintenance (ICSM'96), Monterey, CA. IEEE Computer Society Press, Los Alamitos, 1996, 197-205.

Weinberg (1991)

Weinberg, G.: First-Order Measurement. Quality Software Management, Bd. 2. Dorset House, New York, 1991.

Yourdon (1995)

Yourdon, E.: When Good Enough Software is Best. IEEE Software, 12(3), 1995, 79-81.



Henning Hopf

Qualität durch Ranking?

Abstract

Der Beitrag geht der Frage nach, ob Ranking-Methoden dazu in der Lage sind, die Qualität der Hochschulen in Forschung und Lehre zu verbessern. Als Beispiel wird das Fach Chemie und sein Ranking durch das CHE gewählt. Es wird gezeigt, dass die derzeitige CHE-Methode von falschen Voraussetzungen ausgeht, technisch unbefriedigend ist und am Ende eine komplexe Wirklichkeit durch einen dreifarbigigen Code darstellen will. Das CHE-Ranking erzeugt (innerhalb des Fachs Chemie) Sieger und Verlierer. Es handelt sich dabei eine den Hochschulen aufgezwungene PR-Maßnahme, die von den Fakultäten unter Nutzung staatlicher Ressourcen für eine Privatfirma kostenfrei durchgeführt wird.

Wenngleich sich zukünftige Studenten nur begrenzt dieses Ranking-Verfahrens bei der Fach- und Ortswahl bedienen, kommt ihm dennoch politische Bedeutung zu, da seine Resultate u.a. von Hochschulleitungen bei ihrer Außendarstellung und der Mittel- und Personalallokation genutzt werden.

Nach Meinung des Autors sind die Hochschulen gut beraten, in Zukunft dem CHE und verwandten Institutionen keine Daten mehr zur Verfügung zu stellen und deren Rankingwünsche zu ignorieren.

Als ich vor deutlich über 50 Jahren mit meinem Chemiestudium in Göttingen begann, begegnete mir der Begriff „Qualität“ zum ersten und einzige Mal im Grundpraktikum „Qualitative Analyse“. Hierbei ging es darum, die qualitative Zusammensetzung eines Stoffes oder Stoffgemisches zu bestimmen, mit anderen Worten, herauszufinden, aus welchen chemischen Elementen und/oder Elementkombinationen dieses Stoffgemisch bestand. Obwohl gerade die Anfänger häufig über dieses Praktikum stöhnten und es für zu umfangreich hielten, wurde mir später klar, wie wertvoll es war, führte es doch den Anfänger – Anfängerinnen gab es damals kaum – an eine echte „Forschungssituation“ heran – also etwas, was heute von vielen „Reformern“ immer wieder als „neu und unverzichtbar“ gefordert wird. In einem sich anschließenden „quantitativen Praktikum“ musste dann auch die Bestimmung der quantitativen Zusammensetzung von Stoff(gemisch)en erlernt werden. Am Ende dieser Ausbildungsstufe hatte man also gelernt, die Fragen „Was?“ und „Wie viel?“ zu beantworten.

Zurück zur Qualität. Die Frage nach der Qualität der Ausbildung, die man erhielt, wurde kaum gestellt, ganz sicher nicht die Frage nach der lokalen Qualität im Vergleich zu den Ausbildungsgängen an anderen Hochschulen. Man nahm an, dass die



Hochschullehrer vor Ort sich schon um diese Frage kümmerten und dass ein Studium an einer anderen (deutschen) Hochschule genauso gut sein würde, alle Standorte also mehr oder weniger gleiche Anforderungen stellen würden. Das war auch tatsächlich der Fall, wie man u.a. von Studienortwechslern und Kommilitonen anderer Hochschulen erfuhr. Natürlich gab es kleinere örtliche Unterschiede, aber die konnten schnell ausgeglichen werden und waren letztlich ohne Belang.

Je älter und erfahrener man in dem System wurde, desto mehr erkannte man, dass ähnliche Vorstellungen zum Beispiel auch von Standesorganisationen – vor allen Dingen der Gesellschaft Deutscher Chemiker (GDCh) – vertreten wurden. Die GDCh hatte schon immer ein sehr großes Interesse an Ausbildungsfragen, verfügte über exzellentes, alljährlich erneuertes statistisches Material (Studentenzahl, Studiendauer, Abbrecherquoten u.v.a.m.) und ihre Politik gegenüber den Hochschulen ließ sich am besten durch den Satz beschreiben: „Gleiche – und hohe – Ausbildungsstandards an allen deutschen Hochschulen, die ein Chemiestudium anbieten“.

Wie gerechtfertigt diese (unausgesprochenen) Standards waren, merkte ich nach meinem Vordiplom als ich an der Graduate School der University of Wisconsin in Madison mein Studium in den USA fortsetzte: Ich war all meinen Kommilitonen in der praktischen Ausbildung weit überlegen.

Natürlich waren auch die Hochschulen in ihren Studiengängen seinerzeit nicht starr, sondern passten sie den sich ändernden Zeiten an. Für die Chemie bedeutete das u.a. eine Ergänzung der „ererbten“ klassischen, häufig bewusst handwerklichen Methoden, durch moderne physikalische Methoden und Denkweisen.

Der entscheidende Unterschied zu heute bestand aber darin, dass alle diese Veränderungen aus der Hochschule *selbst* kamen, von den Hochschullehrern und den Studenten, den wichtigsten Akteuren jeder Universität. Selbstverständlich mischte sich eine „Verwaltung“ in Fragen, die den wissenschaftlichen Kern des Studiums betrafen nicht ein, und an eine externe „Qualitätskontrolle“ war überhaupt nicht zu denken. Wer hätte diese auch leisten können?

Das hat sich in der modernen, der heutigen Universität vollständig geändert. Die Autonomie der Institute und Fakultäten ist – trotz dauernder Behauptung des Gegenteils – in vielen Fragen weitgehend verschwunden und ein externes, aufgezwungenes Begutachtungs- und Evaluationssystem breitet sich – von den jeweiligen Verwaltungen meistens begrüßt – krebsgeschwürartig aus. Methoden, die es (vielleicht) gestatten, eine Schraubenfabrik zu optimieren, werden auf die „Kunden“ genannten „Produkte“ der Hochschule angewendet, die Absolventen. Der Widerspruch, der darin besteht, dass eine Hochschule „im Prinzip“ selbstbewusste und selbstkritische Absolventen und Absolventinnen ausbilden und erziehen soll und will und der Ange-



passtheit, die ein externes Wertungssystem erzeugt, erzeugen muss, wird nicht gesehen.

Natürlich steht hinter jedem Wertungssystem auch ein Menschenbild, an dem gemessen werden kann, wie die Realität im Vergleich zu ihm abschneidet, aber eben dieses Bild wird nicht (mehr) hinterfragt – es ist alternativlos. Gerade die Hochschule ist aber der klassische Ort, nach Alternativen zu suchen – nicht nach Einheitslösungen. Die Universität – um es letztmalig zu sagen – ist keine Schraubenfabrik oder wie jüngst der Karlsruher Finanzwissenschaftler Berthold Wigger im Feuilleton der FAZ meinte, keine Wurstfabrik, wobei ich selber die Bezeichnung „Schraube“ – ich arbeite an einer Technischen Universität – für die „Kunden“ dem ein wenig verächtlichen „Würst(ch)en“ doch vorziehe.

Die Frage nach der Qualität einer Hochschule oder einer Ausbildung ist schwer zu beantworten. Vermutlich gibt es keine „endgültige“ Antwort auf die Frage nach ihr. Sicher ist, dass es sich bei ihr um einen ständigen Prozess handelt, bei dem die Bewährung in der Praxis, ob akademischer oder industrieller Natur, eine wichtige Rolle spielt. Ein Land, das es in den letzten 50 bis 60 Jahren geschafft hat, in nahezu allen Bereichen weltweit eine Spitzenstellung einzunehmen, kann bei der Ausbildung seines Nachwuchses nicht ganz versagt haben, besonders, wenn man daran denkt, dass der Ausgangspunkt die physische und psychische Katastrophe des angezettelten und verlorenen Krieges war (sowie den ihm vorausgegangenen Diktaturjahren).

Um auf die Titelfrage zurückzukommen: Kann man Qualität durch Evaluation und Ranking erzeugen? Oder anders: Sind (externe) Rankingsysteme der bisher genutzten Selbstkontrolle überlegen?

Ich will diese Frage am Beispiel der derzeit in Deutschland wichtigsten Ranking-Agentur beschreiben und diskutieren: des Centrums für Hochschulentwicklung, abgekürzt CHE.

Das CHE ist eine in Gütersloh ansässige GmbH, deren Gesellschafter die *Bertelsmann Stiftung* und die *Stiftung zur Förderung der Hochschulrektorenkonferenz* sind. Das CHE versteht sich (laut eigenen Angaben) als „eine Reformwerkstatt für das deutsche und europäische Hochschulwesen“. Grundgedanke und Leitmotiv des CHE ist die Idee der „entfesselten Hochschule“, die sein ehemaliger Leiter, Professor Detlef Müller-Bölling, in einem gleichnamigen Buch im Jahre 2000 vorstellte.

Seit 1998 legt das CHE in jedem Frühjahr eine Rankingliste deutscher und (einiger) ausländischer Universitäten vor, die in der Öffentlichkeit nicht zuletzt deshalb sehr stark wahrgenommen wird, weil sie durch die Wochenzeitung DIE ZEIT in Form eines Studienführers veröffentlicht wird. Das Ranking ist nach Fächern aufgeteilt und soll vor allen Dingen zukünftigen Studierenden dabei helfen, ein ihren Neigungen



entgegenkommendes Fach und eine für sie passende Hochschule auszuwählen. Das CHE-Ranking, das sich gegenüber allen in Deutschland durchgeführten Rankings als wichtigstes durchgesetzt hat, erzeugt in Ministerien und Hochschulverwaltungen eine beträchtliche Aufmerksamkeit, weil an und mit ihm angeblich die „starken“ und die „schwachen“ Fächer einer Hochschule erkannt werden können, also eine Qualitätskontrolle möglich wird. Die CHE-Rankings sind immer wieder Gegenstand von Artikeln der (Lokal) Presse und werden von hochgerankten Fachbereichen für ihre PR-Arbeit benutzt. Damit gehen die Resultate dieser Evaluation auch in die Hochschulpolitik ein, was u.a. bei der Verteilung von Mitteln und Stellen eine Rolle spielen kann.

Inwieweit kann dieser Vergleich die Qualität deutscher Chemiefachbereiche erkennen und damit – so laut CHE-Angaben der Hauptsinn des Unterfangens – zukünftigen Studierenden dabei helfen, die für sie „beste“ Hochschule zu finden?

Die Rankingliste des Jahres 2012 für das Fach Chemie bezieht alle Studienfächer der Chemie ein, so wie sie an den Universitäten und Technischen Hochschulen gelehrt werden, jedoch nicht die der Biochemie und der Lebensmittelchemie. Neben den deutschen werden auch einige ausländische Universitäten berücksichtigt, was vom CHE als „Internationalisierung“ bezeichnet wird. Das Ranking aus dem Jahre 2012 ist das letzte für das Fach Chemie; ein erneuter Vergleich der Chemiefachbereiche soll im Jahre 2016 erscheinen. Der vorliegende Text bezieht sich als auf das gut drei Jahre alte Ranking.

Befragt wurden seinerzeit 63 Fachbereiche, von denen 60 geantwortet haben. Eine bibliometrische Analyse (siehe unten: Zitationen) wurde vom Forschungszentrum Jülich durchgeführt; sie beruht im Wesentlichen auf Zitationsdatenbanken des Web of Science (WoS). Das CHE bezeichnet diese Daten, zu denen noch Erfindungsmeldungen kommen, als „Fakten“.

Den Fakten stehen so genannte „Urteile“ gegenüber. Diese ergeben sich einerseits aus Studierendenbefragungen, wobei insgesamt 13.576 Chemiestudenten der Fachsemester 3 bis 7 einbezogen wurden. Diese zunächst eindrucksvoll klingende Zahl wird stark relativiert, wenn man erfährt, dass nur 15,4 Prozent der Studierenden die Fragebogen überhaupt beantwortet haben. Zudem gibt es eine Professorenbefragung, bei der von 902 angeschriebenen Hochschullehrern und Hochschullehrerinnen immerhin fast die Hälfte (46,1 Prozent) geantwortet haben. Die einzelnen Rücklaufzahlen unterscheiden sich drastisch. Während z. B. von der Humboldt Universität Berlin gerade einmal 19 Studierende ihren (Online-) Fragebogen ausfüllten (niedrigste Zahl in Deutschland), waren es an der Ludwig Maximilians Universität in München immerhin 109. Die meisten anderen Rücklaufzahlen liegen zwischen 20 und 40. Da insgesamt ja fünf Semester erfasst wurden, haben sich durchschnittlich etwa 6 bis 8



Studierende pro Fachsemester beteiligt. Ob ein erfahrener Statistiker dieses noch als relevant bezeichnen würde, sei dahingestellt. Für einen Laien (wie den Autor) dürfte die Faktenbasis des Rankings sehr schmal sein, zumal aus ihr nicht hervorgeht, wie groß die relativen Rücklaufzahlen einzelner Hochschulen waren und wie sich die Antworten auf die Einzelsemester verteilen. Es ist durchaus vorstellbar, dass für einige Semester gar keine Antworten vorliegen.

Abgefragt werden in der Chemie Daten zu insgesamt 20 Kriterien, die von Auslandsaufenthalten der Studierenden der jeweiligen Hochschule, über die Betreuung und die Ausstattung der Bibliothek sowie die Ausrüstungsqualität der Laboratorien bis hin zu eher vagen Konzepten wie Studierbarkeit, Wissenschafts- und Berufsbezug reichen. Dass ein Student im 3. oder 4. Semester den Berufsbezug seines Studiums erkennen kann, ist wenig wahrscheinlich, besonders wenn es darum geht, im Beruf fraglos wichtige Verhaltensweisen und Eigenschaften wie Durchhaltevermögen, Sorgfalt, Kritikfähigkeit und ähnliche Primärtugenden zu vermitteln. Demgegenüber ist – meiner Meinung nach – die Frage wie man in der Technik z.B. Acrylnitril herstellt, vergleichsweise unwichtig. Bei der Frage nach der Laborausstattung dürfte es ähnlich sein, da ja in der Mehrzahl der Fälle das (Anfänger-) Laboratorium das bis dato einzige sein dürfte, das die jungen Studierenden kennen gelernt haben. Was soll hier also ein zu einer „Note“ (Ampelfarbe) führender Vergleich?

Aus diesen Einzelkriterien werden dann fünf Kategorien herausdestilliert, die bis jetzt in der endgültigen Rankingliste der ZEIT erscheinen. Für die Chemie sind dies die Kriterien Forschungsgelder, Zitationen, Ausstattung Praktikumslabore, Betreuung und Studiensituation insgesamt.

Über all diese Kriterien kann man diskutieren, aber genau das erfolgt nicht. Für die Lern- und Leseschwachen unter den zukünftigen Chemiestudenten werden vielmehr die Kriterien nicht in ausführliche und kritische Texte übersetzt, sondern in bunte Farbpunkte. Grün bedeutet Spitze, gelb bedeutet Mittelbereich und babyblau (das zur Ampel fehlende Rot war offenbar zu aggressiv) steht für Schlusslicht. Ein Blick auf die Gesamttabelle lehrt dann, dass Eindhoven bei allen fünf Kriterien Spitze ist (fünfmal grün – bei allerdings nur 16 Rückläufen), gefolgt von der LMU, Jena und Bayreuth bis zu Hamburg (immerhin 44 Rückläufe), das die rote, d. h. blaue Laterne erhält.

Eine die ratsuchenden Abiturienten Ernst nehmende Bewertung hätte ihnen erklärt, was z. B. unter Zitationen zu verstehen ist, ob es sich hierbei überhaupt um wissenschaftliche, und das heißt: überprüfbare Daten und nicht um u. U. fehlerbehaftete Wertungen handelt und was sie mit ihrem Anfängerstudium zu tun haben. Auch Forschungsgelder sind ein komplexes Thema, bei dem man im Übrigen auch einem Anfänger durchaus die Erkenntnis zumuten kann, dass viel Geld nicht automatisch gut



ist. Auf jeden Fall nicht besser. Die Erläuterungen zu diesen Themen im „Studienführer“ beschränken sich auf Kürzestsätze, falls sie überhaupt gegeben werden.

Die Deutsche Gesellschaft für Soziologie (DGS) hat vor einigen Jahren eine sorgfältige fachliche und wissenschaftspolitische Beurteilung des CHE-Rankings (www.sociologie.de/che) für das Fach Soziologie vorgelegt und kommt zu dem Schluss, dass das CHE-Ranking gravierende methodische und empirische Mängel aufweist. Die DGS fordert „die soziologischen Institute an deutschen Hochschulen dazu auf, nicht länger durch ihre Teilnahme an diesem Ranking den Eindruck zu erwecken, dass sie ein empirisches Vorgehen unterstützen, das die Soziologie aus fachlichen Gründen ablehnen muss“.

Für die Chemie gilt Ähnliches und Fachbereiche, Studierende und Kollegen sind gut beraten, zu dieser Umwandlung einer komplexen wissenschaftlichen Realität in drei Farbpunkte nicht weiter (und außerdem ohne Vergütung) beizutragen.

Den zukünftigen Chemiestudierenden, die in Deutschland noch immer damit rechnen können, unabhängig vom Studienort in gut (im internationalen Vergleich: hervorragend) ausgestatteten Instituten von engagierten Hochschullehrern und -lehrerinnen ausgebildet zu werden, sei geraten, die 7,95 Euro für den Studienführer und vor allen Dingen ihre kostbare Studien-/Lesezeit für etwas Sinnvolleres auszugeben. Einzelheiten über alle Fachbereiche Chemie erfährt man gründlicher und umfassender auf deren Homepages bzw. über die Homepage der Gesellschaft Deutscher Chemiker (gdch.de). Beim Studium der dortigen Seiten wird man zwar nicht unbedingt entfesselt, aber fesselnde und verlässlichere Informationen findet man allemal.

Inzwischen ist das CHE-Ranking fest etabliert. Was es misst und aussagt ist nach wie vor unklar, ob hier belastbare Daten vorliegen ebenfalls.

Dennoch sind in den 17/18 Jahren seiner Existenz einige Dinge klar worden. Seitens der Hochschulen und ihrer Fakultäten („Fächer“) wird das Ranking vor allen Dingen zu PR-Zwecken genutzt, wobei üblicherweise so verfahren wird, das gut „gerankte“ Fächer damit in die Öffentlichkeit gehen (eigene Pressemitteilungen der Hochschulen, Berichte in den lokalen Medien) und schlecht gerankte meist verschämt schweigen und intern meckern, von den Hochschulleitungen hingegen gerügt werden, ohne das sich Wesentliches ändert. Die Berichte über Manipulation des CHE-Rankings sind inzwischen Legion: So erfährt man von Professoren, die ihre „handverlesenen“ Studenten in der Vorlesung anhalten, nur Gutes über die eigene Institution anzugeben, von Dekanen, denen Boni versprochen werden, wenn es ihnen gelingt, in „einer Farbe der CHE-Ampel“ aufzusteigen. Überdies ist ungeklärt, wie es zu rechtfertigen ist, das durch den Steuerzahler bezahlte Hochschullehrer und Verwaltungspersonal, Zuarbeiten für ein privates Unternehmen leisten. Gehören solche Arbeiten zu den Dienstaufgaben der involvierten Personen? Selbstverständlich kann eine Privatfirma



oder eine Stiftung sich damit beschäftigen, wie eine öffentliche Einrichtung funktioniert und ob sie ihre Aufgaben erfüllt. Ist es aber eine gute Idee, den zu beobachtenden Gegenstand zur direkten Mitarbeit aufzufordern? Als wissenschaftlich dürfte man ein derartiges Vorgehen wohl kaum bezeichnen.

Die Umwandlung von Produkten und Dienstleistungen in „Marken“ ist immer wieder beklagt worden. Sie entmündigt den Käufer (vulgo Kunden) und suggeriert ihm, dass er mit dem Erwerb einer bestimmten Marke tatsächlich etwas „Besseres“ erhalten hat, wo doch jeder weiß, dass es völlig gleichgültig ist, welche Jeans, Turnschuhe oder Autos (einer bestimmten Preisklasse) der Käufer erwirbt. Der erhoffte Distinktionsgewinn tritt jedenfalls nicht ein.

Warum muss man auch bei der Bewertung der Hochschulen den gleichen Weg einschlagen? Und warum erkennen viele Hochschulen das nicht und verweigern sich dieser Vereinnahmung, dieser Zumutung?

Eine Untersuchung von Metzler-Nolte und Serova (*Nachr. Chemie*, 2014, 62, 422-426) hat gezeigt, dass die wichtigsten Adressaten dieser „Studienhilfen“, nämlich die Studierenden, sie kaum wahrnehmen, geschweige nutzen. Eines der Resultate dieser Studie: „Die wichtigste Informationsquelle von Abiturienten ist das Internet mit den Homepages der Universitäten. Rankings zählen etwa so viel wie persönliche Einschätzungen aus dem sozialen Umfeld künftiger Studenten“. Anders ausgedrückt: Hochschulen, sofern sie sich z.B. am CHE-Ranking beteiligen, fügen sich einer (ursprünglich) nicht nachgefragten Werbemaßnahme und sind bereit, dafür erhebliche Mengen an Steuergeld auszugeben.

Die Qualität lässt sich durch das Hereinreden externer Institutionen nicht verbessern, sie ist und muss das Anliegen der Hochschullehre/innen und der Studierenden *selber* sein – und bleiben. Niemand wird behaupten wollen, dass die Hochschulen schlechter waren als es diese künstlich erzeugte Konkurrenz noch nicht gab.

Letztlich dient Ranking à la CHE einem politischen Ziel: dem Erzeugen von Verlierern. Sind diese nach „wissenschaftlichen“ Kriterien „zweifelsfrei“ generiert, kann man ihre finanzielle Unterstützung einschränken oder ganz einstellen. Das so erzeugte Geld wird – z.B. über eine Exzellenzinitiative – den Siegern zugeschoben. Warum sollte es an der Hochschule auch anders sein als sonst in der Gesellschaft?

Hochschullehrer, Studierende und Universitäten sollten Eigensinn beweisen – und nicht auf die falschen Versprechungen einer „unternehmerischen Universität“ oder einer „Reformwerkstatt für das deutsche und europäische Hochschulwesen“ hereinfliegen.

Es wird in der Diskussion um bibliometrische Daten (Ranking, Impact-Faktor u.a.) häufig so getan, als handle es sich hierbei um objektive Messgrößen wie etwa den



Schmelzpunkt eines Feststoffs oder den Siedepunkt einer Flüssigkeit. Das dem nicht so ist, zeigt überzeugend Gerhard Knothe in dem folgenden Kapitel „Messung wissenschaftlicher Qualität mit dem Impact-Faktor? Ist der Impact-Faktor überhaupt relevant?“ (S. 117 ff. dieses Bandes). Einem „Messwert“, der üblicherweise mit drei Nachkommastellen, aber ohne Fehlergrenzen angegeben wird, sollte man von vornherein skeptisch gegenüberstehen. Im übrigen dürfte auch ein Impact-Faktor daran scheitern, Aussagen über die Zukunft machen zu können.



Gerhard Knothe

Messung wissenschaftlicher „Qualität“ mit dem Impact-Faktor? Ist der Impact-Faktor überhaupt relevant?

Abstract

Seit der Gründung des „Science Citation Index“ und der Einführung des sogenannten Impact-Faktor (IF; „impact factor“), verstärkt durch allgegenwärtige EDV, hat sich die Vorstellung ausgebreitet, durch simples Zählen von Zitaten, die eine wissenschaftliche Arbeit erhält, sowie der durchschnittlichen Anzahl der Zitate zu den Publikationen in einer bestimmten Zeitschrift, könne wissenschaftliche „Qualität“ gemessen werden. Im Laufe der Zeit hat sich dazu eine Art wissenschaftssoziologische Forschungsrichtung entwickelt, die sich unter anderem damit befasst, Rangfolgen vom Wissenschaftlern, Hochschulen oder sogar Ländern zu erstellen bezüglich ihrer wissenschaftlichen „Produktivität“ und „Qualität“, in einfacher Weise gemessen durch die Anzahl der Zitate. Andererseits gibt es auch zahlreiche kritische Berichte und Untersuchungen zu dieser Entwicklung, die diese simple Quantifizierung von „Qualität“ widerlegen und es gibt zunehmend Bestrebungen, etwa die „San Francisco Declaration of Research Assessment“, die unsachgemäße Anwendung des IF zu unterbinden. Hingegen erscheint es möglich, durch differenzierende Anwendung des IF, wie beispielsweise auf verwandte Arbeiten sowie durch Abgleich von Zitaten in wissenschaftlichen Arbeiten Aussagen über „Qualität“ oder „Originalität“ oder „Interdisziplinarität“ zu gewinnen. Diese Anwendung des IF zeigt auch, dass der IF nicht zur Beurteilung von wissenschaftlicher „Produktivität“ und „Qualität“ geeignet ist, d.h., der IF kann zum Nachweis seiner eigenen Irrelevanz verwendet werden.

Der Impact-Faktor (engl. „impact factor“; IF), ein Maß für die durchschnittliche Anzahl der Zitate die wissenschaftliche Publikationen in einer bestimmte Zeitschrift erhalten, hat seit seiner Einführung durch Eugene Garfield im Zusammenhang mit der Gründung des „Institute for Scientific Information“ und der Entwicklung des „Science Citation Index“ (SCI), stetige Anwendungserweiterungen erfahren. Ein Überblick, auch historischer Art, dazu stammt von Garfield selbst [Garfield 1998]. Diese Erweiterung besteht zum großen Teil in der Entwicklung einer Art wissenschaftssoziologischer „Forschungsrichtung“, die sich unter anderem damit befasst, Rangfolgen vom Wissenschaftlern, Hochschulen oder sogar Ländern zu erstellen bezüglich ihrer wissenschaftlichen „Produktivität“ und „Qualität“, in einfacher Weise gemessen durch die Anzahl der Zitate.



Diese Entwicklung hat fast logischerweise dazu geführt, dass viele Wissenschaftler ihre Arbeiten in Zeitschriften mit einem hohen IF veröffentlicht sehen wollen. Sie nehmen an, dass eine Arbeit in einer bekannten Zeitschrift mit hohem IF mehr Zitate erhalten wird und sie ihren Ruf steigern, wenn sie in solchen Zeitschriften veröffentlichen, mit allen erdenklich positive Konsequenzen auch für die eigene Karriere.

Stimmt diese Annahme? Sie wird jedenfalls nicht von Garfield gestützt. Bereits im Jahre 1973 schrieb er [Garfield 1973], dass die Anzahl der Zitate, die eine wissenschaftliche Publikation erhält, von der Arbeit selbst abhängt, nicht von der Zeitschrift, in der sie erscheint.

Ganz anders wird dies von Paul F. Ross gesehen [Ross 1993]. Ohne auf den Artikel von Garfield Bezug zu nehmen, sondern als Antwort auf eine Untersuchung von Hans-Dieter Daniel zu den Zitaten, die Veröffentlichungen in der Zeitschrift *Angewandte Chemie* (die einen der höchsten IF aller chemischen Fachzeitschriften aufweist) erhalten [Daniel 1993], schreibt er als Teil seiner Kritik, "Daniel's work assumes that the visibility of the journal in which an item appears has no influence on whether the item is cited. No executive deciding where to publish an advertisement would accept that premise". Dabei definiert er nicht den Begriff „visibility“. Dieser Begriff kann so ausgelegt werden, dass es sich entweder um eine allgemein sehr bekannte Zeitschrift handelt oder um eine Zeitschrift, die für das Gebiet der betreffenden Arbeit besonders geeignet ist, also um eine stärker spezialisierte Fachzeitschrift.

Jedenfalls stehen sich die Annahmen bzw. Aussagen von Garfield und Ross diametral entgegen. Welche stimmt? Wie kann untersucht werden, ob eine der beiden Aussagen stimmt? Gibt es einen Ansatz, diese Frage zu untersuchen? Oder liegt die „Wahrheit“, wie so oft, in der berühmten Mitte? Entstehen daraus Konsequenzen für den IF?

Ja, es gibt zumindest eine Methode, die es ermöglicht, die obigen Fragen zu untersuchen. Sie besteht darin, Zitate von Veröffentlichungen mit (nahezu) identischem oder zumindest sehr ähnlichem Inhalt zu untersuchen [Knothe 2006]. Dabei gibt es vier verschiedene Fälle, nämlich 1) Veröffentlichung in derselben Zeitschrift durch verschiedene Autoren, 2) mehrfache Veröffentlichung durch dieselben Autoren in verschiedenen Zeitschriften, 3) Veröffentlichung durch verschiedene Autoren in verschiedenen Zeitschriften, und 4) Veröffentlichung verwandter Arbeiten oft als Teil einer Serie von Veröffentlichungen.

Zu einem dieser Fälle (Fall 3) liefert (unbewussterweise?) Garfield selbst ein Beispiel [Garfield 1993]. Er diskutiert in jenem Aufsatz, wie der Science Citation Index benutzt werden kann, redundante wissenschaftliche Arbeit / Forschung zu verhindern, in diesem Falle eine Methode zur Analyse von Peptiden. Garfield diskutiert dabei, wie Mazur et al. [Mazur et al 1962] 1962 den SCI hätten benutzen können, um festzustellen,



dass die Ergebnisse, die sie berichten, bereits 1958 von Schwartz und Pallansch [Schwartz und Pallansch 1958] veröffentlicht wurden. Die Arbeit von Schwartz und Pallansch wurde in einer auf analytische Methoden in der Chemie spezialisierten Zeitschrift (*Analytical Chemistry*) veröffentlicht, die von Mazur et al. in einer auf Biochemie spezialisierten Zeitschrift (*Journal of Biological Chemistry*). Dabei ist der IF des *Journal of Biological Chemistry* etwa 1,75-mal größer als der IF von *Analytical Chemistry*. Eine Zitationsanalyse der beiden Arbeiten [Knothe 2006] zeigt nun, dass die Arbeit von Mazur et al. hingegen ein Mehrfaches an Zitaten erfahren hat als die Publikation von Schwartz und Pallansch, wobei dieser Unterschied nicht mit dem unterschiedlichen IF der beiden Zeitschriften übereinstimmt. Ohne auf die Details der Analyse einzugehen, geht aber daraus hervor, dass Forscher auf dem Gebiet der Biochemie, die sich für eine relevante analytische Methode interessieren, dies eher in Zeitschriften für Biochemie erwarten als in Zeitschriften für analytische Methoden. Das wäre eine klare Untermauerung der Annahme von Ross, dass die Anzahl der Zitate auch von der Zeitschrift der Veröffentlichung abhängt und nicht von der Arbeit selbst. Außerdem zeigt sich, wie oben bereits angedeutet, dass der IF der beiden Zeitschriften in keiner Weise mit den Zitaten, welche die beiden Publikationen erfahren, haben, in Einklang zu bringen ist. Es muss allerdings hinzugefügt werden, dass der Titel der Arbeit von Schwartz und Pallansch vermutlich etwas unglücklich gewählt war, denn darin beziehen sie ihre Ergebnisse auf *stickstoffhaltige Verbindungen*, während Mazur et al. sich speziell auf *Peptide* beziehen. Der spezifischere Begriff ist das, was Forscher allgemein bei ihren Literaturrecherchen verwenden.

Ein ähnliches Ergebnis ergibt sich aus der Untersuchung eines weiteren Beispiels nahezu identischer Veröffentlichungen. Im Jahre 1981 erschienen zwei Publikationen von George Francis [Francis 1981; Francis und Veland 1981], die sich mit einer Methode befassen, bestimmte Verbindungen in der organischen Chemie zu analysieren. Eine Veröffentlichung beschreibt die Anwendung der Methode auf sogenannte Fettsäuremethylester und erschien in einer Zeitschrift für Fettchemie, *Chemistry and Physics of Lipids* [Francis 1981]. Die zweite Veröffentlichung beschreibt die Anwendung der Methode auf sogenannte Alkene und erschien in einer Zeitschrift für analytische Chemie, *Journal of Chromatography A* [Francis und Veland 1981]. Der IF des *Journal of Chromatography A* erreicht etwa den doppelten Wert von *Chemistry and Physics of Lipids*. Aber auch hier zeigt sich ein Unterschied in der Anzahl an Zitaten, der nicht mit den unterschiedlichen IF übereinstimmt. Die Publikation in *Journal of Chromatography A* hat dabei etwa 3,5-mal mehr Zitate erhalten (bis zum Jahre 2002, wohin die Untersuchung reicht, dabei auch die Angaben zum IF), Dabei zeigt eine genauere Untersuchung der Zitate, dass einige Publikationen, die sich mit der Analyse von Fettsäuremethylestern befassen, nicht die Arbeit in *Chemistry and Physics of Lipids* zitieren, sondern die Arbeit in *Journal of Chromatography A*. Darunter gibt es



auch Autoren, die schreiben, sie würden die für Alkene entwickelte Methode jetzt zum ersten Mal auf Fettsäuremethylester anwenden. Solche Publikationen haben sogar mehr Zitate erhalten als die Veröffentlichung von Francis in *Chemistry and Physics of Lipids*. Insgesamt ist auch dies ein klares Beispiel dafür, dass die Anzahl der Zitate von der Zeitschrift der Veröffentlichung abhängt. Und nicht nur das, es weist auch darauf hin, dass viele Autoren nicht ausreichende Kenntnisse der Literatur haben bzw. ihre Literaturrecherchen nicht ausreichend sind, ein Aspekt der im folgenden Absatz noch weiter besprochen wird.

Die obigen Aussagen zu den Kenntnissen vorheriger Literatur können nämlich auch unter einem anderen Aspekt beleuchtet werden. In einer interessanten Arbeit, in der sie Fehler in den Zitaten einer bekannten wissenschaftlichen Arbeit aus der Physik und dessen „Fortpflanzung“ in nachfolgenden Publikationen untersuchen, kommen M.V. Simkin und V.P. Rowchowdhury zu dem Ergebnis, dass nur etwa 20% aller Zitierende die zitierte Arbeit auch gelesen haben. Die Schlussfolgerungen von Simkin und Rowchowdhury erweiternd, ist somit anzunehmen, dass viele Zitate auf Bequemlichkeit beruhen, d.h., die Autoren wissen bzw. haben das Gefühl, dass an einer bestimmten Textstelle eine vorherige Arbeit zitiert werden sollte und so greifen sie auf die erstbeste ihnen bekannte Arbeit zurück, die ihnen relevant erscheint, ohne diese unbedingt (nochmal) zu lesen. Das kann einfach eine Arbeit sein, die ihnen beiläufig bekannt ist oder eine Arbeit, die allgemein bekannt ist und deshalb zitiert wird. Dabei können die genauen Angaben häufig aus weiterer Bequemlichkeit einer anderen Arbeit entnommen werden und, sollten Fehler in dieser anderen Arbeit sein, so werden diese zwangsläufig ebenfalls übernommen. Zusätzlich kann bemerkt werden, dass beispielsweise von John Hudson [Hudson 2007] an Hand von Arbeiten aus der Ökonomie diskutiert, dass es eine Art Zufallsfaktor beim Zitieren vorheriger Publikationen gibt, was mit den obigen Betrachtungen übereinstimmen würde.

Die Beobachtung, dass bestimmte Publikationen deshalb zitiert werden, weil sie bereits bekannt kann auch als Matthäus-Effekt bezeichnet werden. Der Begriff Matthäus-Effekt beruht auf einer Arbeit von Robert K. Merton [Merton 1968] bezüglich Anerkennung und Prestige von Wissenschaftlern und ist inspiriert durch den Satz aus dem Matthäus-Evangelium „denn wer da hat, dem wird gegeben, dass er die Fülle habe; wer aber nicht hat, dem wird auch das genommen, was er hat“, Matthäus 25 / 29 (wobei Simkin und Rowchowdhury darauf hinweisen [Simkin und Rowchowdhury 2006], dass es ähnliche Texte auch bei Lukas und Markus gibt). Der Begriff des Matthäus-Effekt ist auch in einer Arbeit von Vincent Larivière and Yves Gingras [Larivière und Gingras 2009], die eine Erweiterung der Themas der Zitate identischer oder sehr ähnlicher Publikationen ist, verwendet worden. In jener Arbeit kommen Larivière und Gingras durch die Untersuchung eines großen Datensatzes (4532 Paare identischer oder sehr ähnlicher Publikationen) zu dem Ergebnis, dass die Anzahl der Zitate, die



eine wissenschaftliche Publikation, mit dem IF der veröffentlichenden Zeitschrift korrespondiert. Allerdings ist nicht dabei nicht der Frage nachgegangen worden, inwieweit die Zeitschriften mit dem höheren IF thematisch besser mit dem Inhalt der einzelnen Veröffentlichungen übereinstimmen.

Es gibt noch andere Aspekte des wissenschaftlichen Zitierwesens, die darauf hinweisen, dass viele Wissenschaftler nicht in ausreichendem Masse die vorherigen Publikationen, die sie zitieren, lesen. Beispielsweise werden fehlerhafte Publikationen oder Publikationen, die wegen Fehlern oder Datenfälschung, zurückgezogen worden sind, weiter zitiert. Der Verfasser dieser Zeilen hat, zusammen mit einem Kollegen, auf eine Arbeit hingewiesen [Knothe und Kenar 2010], die stark fehlerbehaftet ist. Ohne dies hier im Detail auszuwerten, kann bemerkt werden, dass die fehlerhafte Arbeit seit ihrer Publikation im Jahre 2009 mehr als 50 Zitate erhalten hat. Einige Stichproben der zitierenden Publikationen zeigen, dass auch hier Zufallszitate überwiegend verantwortlich sind, was, wie der Verfasser dieser Zeilen vermutet, aber auch an dem kurzen und einprägsamen Titel der fehlerhaften Arbeit liegen kann. Ein solcher Zusammenhang ist natürlich schwer festzustellen, lediglich die Anzahl an Zitaten kann darauf hinweisen.

Ohne auf weitere Details einzugehen, soll noch darauf hingewiesen werden, dass auch andere Faktoren zu fehlerhaften Zitaten oder geringere Anzahl an Zitaten führen kann. Als Beispiel soll unbekannte Namen genannt werden [Kotiahio et al 1999], ein Aspekt der zunehmend Bedeutung gewonnen hat, da Englisch als *lingua franca* der Wissenschaft anzusehen ist. Nicht-englische oder andere, komplex oder fremd erscheinende Namen sind fehleranfälliger, oder, sollte man annehmen, werden aus Bequemlichkeit nicht zitiert.

Um auf die eingangs gestellten Fragen einzugehen, die Publikationen zum Thema identischer oder sehr ähnlicher Publikationen und andere hier diskutierte Beobachtungen deuten klar darauf hin, dass Ross recht hat und nicht Garfield. Es kann davon ausgegangen werden, dass identische bzw. sehr ähnliche Publikationen etwa von gleicher „Qualität“ sind, aber sie erhalten dennoch sehr unterschiedliche Anzahlen an Zitaten erhalten, die nicht mit dem IF der veröffentlichenden Zeitschriften übereinstimmen, Es werden Publikationen zitiert, ohne dass sie von den Zitierenden gelesen worden sind. Somit gelangt man zu der Schlussfolgerung, dass der IF nicht als Maß für die „Qualität“ einer wissenschaftlichen Arbeit geeignet ist.

Neben den oben diskutierten Aspekten gibt es noch zahlreiche weitere Gründe, welche die Anwendung des IF dubios erscheinen lassen. Es sei nur darauf hingewiesen, dass Übersichtsartikel („reviews“) wesentlich mehr Zitate erhalten als Originalforschungsartikel. Das hat dazu geführt, dass viele Zeitschriften mehr „reviews“ veröffentlichen wollen, da sie sich davon einen höheren IF erhoffen. Auf diese Weise kön-



nen auch Wissenschaftler, die Anzahl an Zitaten, die ihre Arbeit erhält, ebenfalls vermehren. Diese und weitere Gründe sind von Per Seglen prägnant zusammengefasst worden [Seglen 1997].

Die Kritik an der bibliometrischen Verwendung des IF hat bei einer Tagung der American Society for Cell Biology im Jahre 2012 zur Verabschiedung einer „San Francisco Declaration on Research Assessment“ (DORA) geführt, in der dazu aufgerufen wird, den IF nicht zur Bewertung wissenschaftlicher Qualität und Leistungen von Wissenschaftlern zu verwenden. Nach Angaben der Webseite zu DORA [ACSB] haben inzwischen mehr als 12600 einzelne Wissenschaftler und mehr als 590 wissenschaftliche Organisationen, Universitäten o. Ä. diesen Aufruf unterzeichnet.

Ergänzend sei noch darauf hingewiesen, dass inzwischen ein weiterer Faktor, genannt h-Index (nach seinem Begründer Jorge Hirsch [Hirsch 2005]) Bedeutung gewonnen hat. Dieser Faktor wird, kurz zusammengefasst, bestimmt aus der Anzahl der Veröffentlichungen eines Wissenschaftlers und der Anzahl der Zitate, wobei die Anzahl der in den h-Index eingehenden Veröffentlichungen weitgehend übereinstimmt mit der Anzahl der Zitate, welche die am geringsten zitierte Publikation der in diesen Index eingehenden Veröffentlichungen erhalten hat (womit der h-Index in graphischer Darstellung eine Diagonale ist, wenn die Anzahl der Zitate gegen die Veröffentlichungen aufgetragen wird). Der h-Index soll „robuster“ sein als der IF [Vanclay 2007], aber Aspekte wie eine hohe Zahl an Selbstziten oder durch Verfassen vieler „reviews“ mit hoher Anzahl an Zitaten legt auch die Möglichkeit der Manipulation nahe. Neben dem h-Index gibt es auch noch weitere verwandte Indikatoren und Kennzahlen zum Thema Zitationsanalyse, ohne dass auf diese hier aus Platzgründen eingegangen wird.

Relation zu anderen Arbeiten im Band „Qualitäten“

Dass andere Maßstäbe, die in diesem Beitrag nicht diskutiert werden, für die Beurteilung wissenschaftlicher Qualität aber auch Ausbildung nicht geeignet sind, wird auch in dem Beitrag von Henning Hopf diskutiert, in dem es um das sogenannte CHE-Ranking geht. Die Effekte dieses Rankings, wohl insbesondere bei deutschen Hochschulen, scheinen denen, die bei der Anwendung des IF entstehen, zu ähneln. Es sollte in diesem Zusammenhang auch bemerkt werden, dass es weltweit eine Inflation an solchen Kennzahlen oder Indikatoren zu geben scheint, was zusätzlich zu der meist dubiosen Anwendung noch Konfusion erzeugen kann.

Aber auch über den Bereich der Wissenschaft scheint dieser Trend hinwegzureichen. Dies wird in dem Beitrag von Simone Bastian angedeutet, bei der es um Qualität bei einer Tageszeitung geht. Sind etwa Quoten und Klickzahlen die Parallelen in diesem Fall zu der Anzahl der Zitate IF / CHE-Ranking im Bereich des allge-



meinen Journalismus? Damit stellt sich die Frage, ob hohe Klickzahlen, etc, als Maß für „Qualität“ gelten können? Oder spiegeln solche Indikatoren nur gerade „heiße“ oder beliebte Themen wieder? Die letzte Frage trifft auch wieder auf die Wissenschaft zu, denn Publikationen zu sehr aktuellen Forschungsgebieten werden zweifellos mehr Zitate erhalten.

Abschließende Bemerkungen und Zusammenfassung

Die obige Diskussion (sicherlich auch persönliche eingefärbt) zeigt die problematische, wenn nicht sogar zweifelhafte oder fehlerhafte Anwendung von quantitativen Kennzahlen oder Indikatoren auf „Qualität“. Dies ist vielfach und eindeutig im Bereich der Wissenschaft kritisiert worden, gilt aber sicherlich auch für andere Bereiche. Auch wenn der Begriff „Qualität“ relativ ist, da dessen Interpretation von Person zu Person verschieden sein kann, ist dabei die grundlegende Frage, „Ist Qualität quantitativ messbar?“

Und da dieser Artikel Kritik übt am Zitierverhalten von Wissenschaftlern (sicherlich nicht allen) und der zweifelhaften Anwendung bibliometrischer Indikatoren, kann der Verfasser dieses Artikels nur hoffen, dass er seinerseits keine (größeren) Fehler beim Zitieren der hier diskutierten und aufgeführten Publikationen begangen hat!

Literaturverzeichnis

ACSB (American Society for Cell Biology). <http://www.ascb.org/dora/>

Daniel, H.-D. 1993. An Evaluation of the Peer Review Process at *Angewandte Chemie*. *Angewandte Chemie, International Edition in English*, Bd. 32, S. 234-238.

Francis, George W. 1981. Alkylthiolation for the Determination of Double-Bond Position in Unsaturated Fatty Acid Esters. *Chemistry and Physics of Lipids*, Bd. 29, S. 369-374.

Francis, G.W., Veland, K. 1981. Alkylthiolation for the Determination of Double-Bond Position in Unsaturated Fatty Acid Esters. *Journal of Chromatography A*, Bd. 219, S. 379-384.

Garfield, E. 1973. Citation Impact Depends Upon the Paper, Not the Journal! Don't Count on 'Citation by Association'! *Current Contents* Nr. 22, S. 5-6, 1973-05-30.
<http://www.garfield.library.upenn.edu/essays/V1p452y1962-73.pdf>

Garfield, E. 1993. Citation Searches Can Be Powerful Tools In Combating Redundant Publication. *The Scientist* Bd. 7, S. 419.
<http://garfield.library.upenn.edu/essays/v15p419y1992-93.pdf>

Garfield, E. 1998. From Citation Indexes to Informetrics: Is the Tail Now Wagging the Dog? *Libri*, Vol. 48, S. 67-80.
<http://www.garfield.library.upenn.edu/papers/libriv48%282%29p67-80y1998.pdf>

Hirsch, J.E. 2005. An index to quantify an individual's scientific research output. *Proceedings of the National Academy of Sciences*, Bd. 102, S. 16569-16572.



- Hudson, J. 2007. Be known by the company you keep: Citations – quality or chance. *Scientometrics* Bd. 71, S. 231-238.
- Knothe, G. 2006. Comparative Citation Analysis of Duplicate or Highly Related Publications. *Journal of the American Society for Information Science and Technology*, Bd. 57, S. 1830-1839.
- Knothe, G., Kenar, J.A. 2010. Comment on “Biodiesel Production from Freshwater Algae”. *Energy and Fuels*, Bd. 24, S. 3299-3300.
- Kotiaho, J.S., Tomkins, J.L., Simmons, L.W. 1999. Unfamiliar Citations Breed Mistakes. *Nature* Bd. 400, S. 307.
- Larivière, V., Gingras, Y. 2009. The Impact Factor’s Matthew Effect: a Natural Experiment in Bibliometrics. <http://arxiv.org/ftp/arxiv/papers/0908/0908.3177.pdf>.
- Mazur, R.H., Ellis, B.W., Cammarata, P.S. 1962. A New Reagent for Detection of Peptides, Nucleotides, and Other N-H-Containing Compounds on Paper Chromatograms. *Journal of Biological Chemistry*, Bd. 237, S. 1619-1621.
- Merton, R.K. 1968. “The Matthew Effect in Science.” *Science* Bd. 159, S. 56-63.
- Ross, P.F. 1993. Concerning an Evaluation of the Peer Review Process at *Angewandte Chemie*. *Angewandte Chemie, International Edition in English*, Bd. 32, S. 1030.
- Schwartz, D.P., Pallansch, M.J. 1958. *tert*-Butyl hypochlorite for Detection of Nitrogenous Compounds on Chromatograms. *Analytical Chemistry*, Bd. 30, S. 219-221.
- Seglen, P.O. 1997. Why the Impact Factor of Journals Should Not Be Used for Evaluating Research. *British Medical Journal*, Bd. 314, S. 497-502.
- Simkin, M.V., Roychowdhury, V.P. 2003. Read Before You Cite! *Complex Systems* 14, 269-274. <http://arxiv.org/ftp/cond-mat/papers/0212/0212043.pdf>.
- Simkin, M.V., Roychowdhury, V.P. 2006. Do You Sincerely Want to Be Cited? Or: Read Before You Cite. *Significance*, Bd. 3, S. 179-181.
- Vanclay, J.K. 2007. On the Robustness of the h-Index. *Journal of the American Society for Information Science and Technology*, Bd. 58, S. 1547-1550.



Sabine Braunersreuther

Ein Paradigmenwechsel zugunsten der Qualitäten Älterer im Arbeitsmarkt – Ein Erfahrungsbericht

Einführung

Im Jahr 2005 startete das Arbeitsmarktprojekt „Perspektive 50plus“ mit einem klaren Ziel: Langzeitarbeitslose Frauen und Männer zwischen 50 und 64 Jahren sollten bessere Beschäftigungschancen bekommen und wieder dauerhaft in den Arbeitsmarkt integriert werden. Ein klarer Auftrag der Bundesregierung mit großer Wirkung. Denn diese Intention stellte einen bedeutungsvollen Paradigmenwechsel dar. Die Älteren erfuhren in der Arbeitsmarktpolitik neue Aufmerksamkeit. Die Etablierung des Projekts „Perspektive 50plus“ folgte dem Ziel, die Beschäftigungschancen älterer Langzeitarbeitsloser zu verbessern und sie wieder dauerhaft in sozialversicherungs-pflichtige Beschäftigungsverhältnisse zu integrieren.

Ganz wörtlich im Sinne der „Perspektive 50plus“ war es ein Umsetzungsschwerpunkt, den Teilnehmern neue Perspektiven zu eröffnen, ihnen Wege aufzuzeigen sich ihrer Ressourcen wieder bewusst zu werden und ihre eigenen Qualitäten wertzuschätzen. So sollten sie wieder gesellschaftlicher Anerkennung und Teilhabe erfahren, und im besten Fall auch wieder Zugang zum ersten Arbeitsmarkt erhalten.

Um eine Ein„schätzung“ des Wertes und der Qualität älterer Langzeitarbeitsloser vorzunehmen, mussten diese zuerst einmal bewusst wahrgenommen werden. Denkankstöße dazu bekam die Politik in den letzten Jahrzehnten immer wieder durch Veränderungen auf dem Arbeitsmarkt. Wurden Ältere im Arbeitsleben tendenziell nicht mehr gewünscht, benötigt? Hatten sie für Unternehmen noch „brauchbare“ Qualitäten? Oder besaß Arbeit an sich keinen Wert mehr für Ältere? Hatte sich deren Einschätzung der eigenen Lebensqualität losgelöst vom Wert der Arbeit, vom Besitz eines Arbeitsplatzes, vom eigenen erwirtschafteten Einkommen?

Nach zehn Jahren Projektlaufzeit steht fest: Die Inklusion von Älteren in den Arbeitsmarkt ist von großer Wichtigkeit und nach wie vor von Dringlichkeit. Ältere Menschen sind wertvoll für den Arbeitsmarkt. Soll den Auswirkungen des demographischen Wandels langfristig Rechnung getragen werden, müssen ältere Arbeitslose genauso wie die Unternehmen motiviert und bei ihren Integrationsbemühungen unterstützt werden. Genau das leistete die „Perspektive 50plus“. Eine Bilanz der Erfahrungen aus zehn Jahren Projektlaufzeit mit unterschiedlichen Perspektivwechseln zum Thema Qualitäten.



Zwei Auslöser für Veränderungen

Grundsätzlich gilt für Veränderung, und so natürlich gerade auch für einen „Paradigmenwechsel“, dass es zuerst einen äußeren Anlass gibt, aus dem heraus sich früher oder später die Erkenntnis ableitet, dass ein Wandel nötig ist. Rahmenbedingungen ändern sich, es entsteht ein äußeres „Muss“, und somit auch der Druck zur Entwicklung von alternativen Betrachtungs- und Handlungsweisen. Damit einher geht im positiven Fall der Wandel vom „Muss“ zum „Will“, zum selbstorganisierten und selbstverantwortlichen Umgang mit Änderungsbedarfen. Das gilt für komplexe Strukturen genauso wie für das einzelne Individuum. In dem Moment, in dem ein neuer Blickwinkel eingenommen, verstanden und verinnerlicht wird, entsteht im weiteren Verlauf durch Erprobung – gleich dem Prinzip von Versuch und Irrtum – in vielen einzelnen Schritten ein neues Selbstverständnis. Und damit auch eine neue Qualität im Umgang mit den jeweiligen identifizierten Herausforderungen.

Die Entwicklung der Perspektive 50plus folgte dieser Logik. Äußere Umstände, hier kurz vereinfacht bezeichnet als demografischer Wandel, zwangen regelrecht zu neuen Betrachtungs- und Handlungsweisen. Gesellschaftliche Entwicklungen machten neue politische Weichenstellungen nötig. Neue Umsetzungsinstrumente wurden in Form von 50plus-Pakten über die freiwillige Beteiligung der Jobcenter bundesweit installiert. Die Zielgruppe der älteren Langzeitarbeitslosen wurde aus einem neuen Blickwinkel betrachtet. Klar war, dass es keine einfachen kausalen Zusammenhänge in der Betrachtungs- und Wirkungsweise gab, sondern dass es sich vielmehr um komplexe Faktoren handelte, die sich gegenseitig stärkend oder schwächend beeinflussten. In regionalen und überregionalen Zusammenschlüssen unterschiedlicher Akteure gab es das gemeinsame Anliegen: Die Ressourcen der Älteren sollten verstärkt in das Bewusstsein gebracht und ihre Qualitäten neu betrachtet werden. Auf Sicht sollten Ältere wieder in die Arbeitswelt aufgenommen werden. Getragen von großer Ernsthaftigkeit und dem Willen zu einer wirklichen Veränderung der Arbeitswelt war es das erste Ziel, ältere Langzeitarbeitslose in sozialversicherungspflichtige Beschäftigungsverhältnisse nachhaltig zu integrieren. Um die Integrationschancen zu verbessern und tatsächliche Veränderung der Einstellungen zu erreichen, musste von zwei Seiten aus gearbeitet werden: von der Seite der Älteren selbst, als auch von der Seite der Unternehmen.

Vom bundesweiten Ideenwettbewerb zu „50plus in Oberfranken e.V.“

Ein völlig neuer Zugang für die Umsetzung des Bundesprogramms „Perspektive 50plus“ wurde durch einen bundesweiten Wettbewerb geschaffen, an dem sich die Jobcenter beteiligten und ihre regionalen Projektideen zur beruflichen Wiedereingliederung älterer Langzeitarbeitsloser einbringen konnten. Ausgewählt wurden unterschiedlichste Projektideen und Ansätze. Der durch die vier Jobcenter im Agenturbe-



zirk Coburg – Coburg Stadt, Coburg Land, Lichtenfels und Kronach – eingereichte Ansatz war einer von 62, der im ersten Schritt zur Umsetzung ausgewählt wurde.

Die Besonderheit dieses sogenannten Paktes „50plus in Oberfranken“ bestand zunächst in der Gründung des gleichnamigen Vereins, der durch die Jobcenter für die Umsetzung der Perspektive 50plus beauftragt wurde. In ihm schlossen sich 2005 mit den regionalen Bildungsträgern und Kammern Konkurrenten am Arbeitsmarkt zu einem Verein zusammen und setzten so ein starkes Zeichen: Sowohl für eine neue Qualität der Zusammenarbeit als auch durch ihr öffentliches gemeinsames Eintreten für eine „Leistung ohne Alterslimit“. Der Zusammenschluss der bis dato konkurrierenden Organisationen war bundesweit einmalig.

Parallel wurde mit der Einreichung des Projektvorschlages zum Wettbewerbsverfahren eine stetige Öffentlichkeitsarbeit erklärtes Ziel. Dadurch sollte 50plus eine Marke werden. Zentral war dabei die passgenaue Ansprache von Unternehmen, Verbänden und Öffentlichkeit. Es wurden Flyer konzipiert, die die Inhalte und Ziele des Programms transparent machten, Großwandplakate wurden mit Unternehmen gestaltet, die mit ihren Mitarbeitern für altersgemischte Belegschaften warben. Es gab eine 50plus Webseite und ein regelmäßig erscheinendes 50plus Newsletter. Es wurde eine regionale 50plus Marke geschaffen, die im Laufe der insgesamt drei Programmphasen und auch im Zuge der Pakterweiterungen durch die Jobcenter Hof Stadt und Hof Land, sowie das Jobcenter Fichtelgebirge, erhalten und weiterentwickelt wurde.

Verbindlichkeit und Kommunikation in lebendigen Netzwerkstrukturen

Charakteristisch in der täglichen Arbeit mit den 50plus Teilnehmern wie auch in der Zusammenarbeit der Pakte auf Bundes-, als auch auf regionaler Ebene, war das Bestreben nach hoher Verbindlichkeit und einer Kommunikation auf Augenhöhe.

Auf Bundesebene übernahm die Gesellschaft für soziale Unternehmensberatung (gsub) in Zusammenarbeit mit dem Bundesministerium für Arbeit und Soziales die beratende Begleitung des Bundesprogramms „Perspektive 50plus – Beschäftigungspakte für Ältere in den Regionen“. Hier lag der Schwerpunkt in der inhaltlich-fachlichen Beratung der 77 geförderten regionalen Projekte. Diese zielte auf die Vertiefung der Netzwerkstrukturen ab, auf die Organisation eines regional übergreifenden Informations- und Erfahrungsaustausches, die Etablierung regionaler und bundesweiter Workshops und die Einführung einer programmeigenen Internet- und Kommunikationsplattform. Im zweiten Jahr der Perspektive 50plus wurde ein Bundesbeirat gegründet, dessen Besetzung jährlich unter den Pakten rotierte. In regelmäßigen Sitzungen wurden aktuelle Fragestellungen und innovative Strategien zur Programmumsetzung diskutiert, wie auch verbindliche Vorgehensweisen entwickelt.



Der Programmbeirat wurde begleitet vom Bundesministerium für Arbeit und Soziales (BMAS) und der gsub.

Innerhalb des Paktes „50plus in Oberfranken“ diskutierte und entschied der Steuerungskreis. In diesem tauschten sich sowohl die Geschäftsführer der beteiligten Jobcenter als auch der Vorstand und die Geschäftsführerinnen des Vereins regelmäßig über aktuelle Entwicklungen aus und verständigten sich verbindlich auf die Umsetzung von regionalen Strategien. Runde Tische gaben Möglichkeit zum Austausch zwischen Geschäftsführer- und Vermittlerebenen und Vertretern aus regionalen und überregionalen Unternehmen, Verbänden und Politik.

In der Zusammenarbeit mit den Teilnehmerinnen und Teilnehmern implizierte das hohe Maß an Verbindlichkeit und Kommunikation auf Augenhöhe die Umsetzung des kompetenz- und ressourcenorientierten Empowerment-Ansatzes. Dabei stand die Unterstützung der Teilnehmer zur Wahrnehmung von Eigenverantwortung im Fokus. Sie erfolgte im Sinne der Hilfe zur Selbsthilfe. Von großer Wichtigkeit war hier der niedrige Betreuungsschlüssel, die hohe Kontaktdichte, der enge und vertrauensvolle Austausch zwischen den 50plus Vermittlern bzw. pädagogischen Mitarbeitern und den Teilnehmern. Dieser Austausch beinhaltete die Betrachtung der persönlichen Lebenssituationen genauso wie die sorgfältige und fortlaufende Abstimmung und Umsetzung der Integrationsplanung. Häufig galt es, den Grad der gesellschaftlichen Teilhabe zu erhöhen, soziale Kontakte zu fördern und ansprechende kulturelle Angebote zu schaffen. All diese Faktoren bildeten die Basis für Veränderungsprozesse in der Einstellung und im Verhalten hin zu einer wertschätzenden eigenen Wahrnehmung und der (Rück-) Gewinnung von Selbstvertrauen und Selbstsicherheit. Die Unterstützung in den Bewerbungsbemühungen folgte einem breiten ganzheitlichen Ansatz.

Die enge Zusammenarbeit mit den Jobcentern ermöglichte die Prozessentwicklung und -betrachtung sowohl im Sinne der Entstehung einer Feedback-Kultur als auch im Sinne der rechtlichen Sicherung und Rahmgebung.

Bezeichnend für die 50plus Entwicklungsprozesse war – sowohl in organisatorischer als auch persönlicher Hinsicht – die Schaffung und Entstehung neuer Denkmuster: Beteiligte verließen die Komfortzonen des Denkens und änderten Wertesysteme durch stetige Selbstreflexion im Zuge neuer Erfahrungen und sich ändernder Rahmenbedingungen. Dadurch entstand Freiraum für neue innovative Projektideen. So bildeten sich Themenfelder heraus, die bis dahin unbekannt waren als Aktivierungs- und Unterstützungsmethode auf dem Weg zur angestrebten Integration in Beschäftigung. Eines dieser Themenfelder war beispielsweise die individuelle Gesundheitsförderung.



Entwicklung und Umsetzungsqualität am Beispiel des Teilprojekts Gesundheitsförderung

Da der individuellen Gesundheitsförderung im Rahmen der 50plus-Arbeit besondere Bedeutung zukam, wird diese exemplarisch näher beschrieben. Häufige Krankheitszeiten, starke gesundheitliche Einschränkungen und Behinderungen standen oft bereits im Rahmen der Aufnahmegespräche im Mittelpunkt. Im ersten Schritt wurde für die Teilnahme an Gesundheitsangeboten geworben, die ausschließlich für 50plus Teilnehmer angeboten wurden. Im Rahmen der individuellen Gesundheitsvorsorge wurden Kooperationen mit den gesetzlichen Krankenkassen geschlossen, die die Kurskosten zu hundert Prozent übernahmen. Entstandene Fahrtkosten zu den Kursen wurden über das 50plus-Projekt finanziert. Angeboten wurden nach Abfrage der Interessenslage Kurse für Entspannung, Rückenschule, Wirbelsäulengymnastik, Ernährungsberatung und Raucherentwöhnung.

Weiterentwickelt wurde die Gesundheitsvorsorge mit dem Programm „Job Fit“. Hier schlossen mehrerer 50plus Pakte im bayerischen Raum einen Kooperationsvertrag mit den bayerischen gesetzlichen Krankenkassen. Das Gesundheitsprogramm „JobFit“ trug der Erkenntnis Rechnung, dass (Langzeit-) Arbeitslosigkeit häufig mit starken Beeinträchtigungen der Gesundheit verbunden ist. Dies führt wiederum zu sozialem Rückzug und finanzieller Not und kann Selbstzweifel bis hin zu Depressionen hervorrufen. All dies belastet die Betroffenen sehr und steht der Wiedereingliederung in den Arbeitsmarkt im Wege. Deshalb kombinierte der JobFit-Ansatz Gesundheitsförderung mit arbeitsmarktintegrativen Maßnahmen.

Aus diesen gesundheitsfördernden Ansätzen wurde in einem weiteren Schritt in Kooperation mit der Schön Klinik Bad Staffelstein ein zweitägiges 50plus-Gesundheitsassessment konzipiert. Dies hatte zum Ziel, den Teilnehmern berufliche Integrationsperspektiven passgenau zu ihrer gesundheitlichen Verfassung zu eröffnen. Darin integriert war auch ein sogenannter „EFL“-Test, der die arbeitsbezogene funktionelle Leistungsfähigkeit beurteilt. So wurde die körperliche Leistungsfähigkeit bei unterschiedlichen Belastungssituationen am Arbeitsplatz betrachtet und daraus die körperliche Leistungsfähigkeit – und damit weitere berufliche Einsatzmöglichkeiten – perspektivisch beurteilt.

Die Zusammenarbeit mit der Hochschule Coburg, und im Besonderen mit dem Studiengang „Integrative Gesundheitsförderung“, stellte eine sehr wertvolle Weiterentwicklung und Ergänzung bisheriger Ansätze dar. Durch den Einsatz einer Praktikantin entstand wertschöpfender Austausch zwischen Lehre und Praxis. Daraus entstand mit der Einführung der Kleingruppenarbeit ein breites gesundheitsförderndes Angebot aus den Geschäftsstellen heraus, wie beispielsweise der teilnehmergeführter Lauftreff, die Einrichtung von Kochgruppen oder die individuellen Gesundheitsge-



sprache für Teilnehmer. Und 50plus Mitarbeiter bekamen Einblick in die wissenschaftlichen Erkenntnisse zur Gesundheitsförderung am Arbeitsplatz.

Passgenauigkeit der Aktivierungs-, Qualifizierungs- und Integrationsarbeit

Die 50plus-Projektkultur gab viel Raum: Innovative Ideen und Methoden wurden erprobt und zwar sowohl für die Etablierung von Kooperationen und Netzwerkstrukturen, als auch für neue Erfahrungen und Veränderung. Die Lebens- und Berufserfahrung Älterer, deren Erfahrung im Umgang mit Problemen und Krisen und das Zusammenwirken in altersgemischten Teams, gaben einen wertschätzenden Betrachtungsrahmen. So stand zwar die Zielerreichung der beruflichen Integration der Teilnehmer weiterhin im Mittelpunkt der Arbeit in den 50plus-Pakten, aber die Teilnehmer wurden dabei sehr ganzheitlich unterstützt. Dabei lag der Fokus im ersten Schritt auf der Erfassung der Ausbildung und der Berufserfahrung. Im zweiten Schritt wurden mögliche Qualifizierungen und berufliche Neuorientierungen aufgezeigt. Dabei wurden stets die individuellen Rahmenbedingungen in die Betrachtung mit einbezogen.

Die „Leitplanken“ des Anspruchs von 50plus waren die Passgenauigkeit und Nachhaltigkeit in der Arbeit mit den Teilnehmern. Dabei beeinflusste die Unterstützung und Förderung von Kreativität und Motivation maßgeblich die Haltung gegenüber ihrer eigenen Situation und die Einschätzung der Chancen zu positiver Veränderung.

Ein weiterer wichtiger neuer Aktivierungsansatz war das vielfältige Angebot verschiedenster Kleingruppen, die nach Interessenlagen eingerichtet wurden und zu denen sich Teilnehmer in den Räumen der regionalen Geschäftsstellen verbindlich trafen. Diese Kleingruppen wurden anfangs angeleitet durch 50plus Mitarbeiter und gingen im Lauf der Zeit weitestgehend in die eigene Verantwortung der Teilnehmer über. In regelmäßigen Abständen trafen sich so die Kochgruppe, die Lauf- und die Schlaganfallgruppe, die Strick- und die Spielegruppe, die Foto- und die Deutschgruppe und viele andere mehr. Hier entstand Nähe zwischen den Betroffenen, ebenso wie ein intensiver und persönlicher Austausch, der zu neuen Kontakten und Freundschaften führte. Gleichzeitig gaben diese Gruppen durch die regelmäßigen Treffen auch eine zeitliche Struktur. Und sie boten Gelegenheit auf kurzem Wege den eigenen Vermittler oder pädagogischen Mitarbeiter anzusprechen, Informationen einzuholen oder zu geben. Es bildete sich ein offener Informationsaustausch und die 50plus Geschäftsstellen wurden dabei als Raum der Begegnung erlebt.

Es gab weitere Teilnehmergruppen, die aus den Geschäftsstellen heraus Vororttermine wahrnahmen. Sie besuchten Beratungsstellen, wie die Schuldner- und Rentenberatung, ebenso wie kulturelle Orte. So stand beispielsweise der Besuch von Generalproben am Landestheater Coburg genauso auf dem Programm wie die Besichti-



gung von Denkmälern oder Ausstellungen. Andere absolvierten einen eintägigen Erste-Hilfe-Kurs oder nahmen zur beruflichen Orientierung und zum Knüpfen von Kontakten an organisierten Betriebsbesichtigungen teil. Dabei erstellten die Teilnehmer im Vorfeld Kurzprofile oder vollständige Bewerbungsunterlagen. Branchenbezogene Unternehmergespräche ermöglichten es darüber hinaus Teilnehmern und Arbeitgebern sich kennen zu lernen, Erwartungen auszutauschen, Fähigkeiten und Leistungen darzustellen und auch bestehende Vorurteile abzubauen.

Auch die berufliche Neu- und Weiterqualifizierung wurde sehr passgenau und nachhaltig gestaltet. So konnten beispielsweise langzeitarbeitslose Ingenieure in Kooperation mit der Hochschule Coburg, regionalen Bildungsträgern und Unternehmen über individuelle Qualifizierungs- und Praktikumsangebote wieder in den ersten Arbeitsmarkt integriert werden. Im Laufe der Programmphasen konzipierten Bildungsträger verschiedenste 50plus Grund- und Aufbaukurse. Dazu gehörten sowohl EDV-Kurse für Lager- oder Kommissionierungsarbeiten, Kurse zur Förderung der Mobilität oder der sozialwirtschaftliche Kurs zum „Familienbegleiter“ zur Heranführung an hauswirtschaftliche und Pflegeberufe.

Ein Praxisbeispiel

Der 1957 geborene Harald S. ist gelernter Maler und Tapezierer. Er kämpfte sich, von zwei kurzzeitigen Beschäftigungen abgesehen, seit seinem zwanzigsten Lebensjahr als „freischaffender Künstler“ durch das Leben. Er kreierte Miniaturwelten und Figuren, aber ihm gelang der Einstieg ins Berufsleben nicht. Als er 2007 zu 50plus kam, wurde mit ihm eine „Künstlermappe“ erarbeitet, mit der er sich bei Museen und Ausstellungen vorstellte. Parallel dazu wurde er in das Ehrenamtsprojekt „Hand in Hand“ eingebunden, bei dem sich 50plus Teilnehmer als Dozenten für die evangelische Erwachsenenbildung zur Verfügung stellten. Harald S. zeigte sich hier sehr engagiert. 2008 nahm er auf Initiative von 50plus an einem EDV-Grundlagenkurs teil. Im Gespräch mit seinem Vermittler wurde ihm 2009 vorgeschlagen, an der 14-tägigen 50plus-VHS-Maßnahme „Familienbegleiter“ teilzunehmen, um Einblicke in den sozial-pflegerischen Bereich zu bekommen. Harald S. sah sich selbst nicht in diesem Bereich, nahm aber teil. Nach dem Kurs war er begeistert und wollte unbedingt eine Ausbildung als Pflegehelfer machen. Im Januar 2010 begann er diese Ausbildung. Bei seiner – über das Projekt vermittelten – Praktikumsstelle überzeugte er. Und es wurde ihm nahe gelegt, auch noch die Weiterqualifizierung zum Demenzbetreuer anzuschließen, was ihm 50plus gern ermöglichte. Im September 2010 wurde er als „sozialer Betreuer“ eingestellt. Seine geduldige und ausgeglichene Art sowie seine lang entwickelten künstlerisch-handwerklichen Fähigkeiten kann er in diesem Bereich genauso einbringen, wie die erworbenen EDV-Kenntnisse beispielsweise zu Dokumentationszwecken.



Ältere sind für den Arbeitsprozess im Unternehmen unentbehrlich

In den letzten hundert Jahren nahm der Anteil der Älteren proportional zu gestiegener Lebenserwartung und Lebensarbeitszeit zu. Gleichzeitig führten die Geburtenrückgänge in Europa dazu, dass es immer weniger Jüngere gibt. Das bedeutet: Die Gesellschaft wird älter und die Arbeit verteilt sich auf immer weniger Schultern. Die Qualitäten älterer Arbeitnehmer erfahren heute eine neue Wertschätzung durch Unternehmen. Denn ihre Erfahrung und ihr über die Jahre angesammeltes Wissen sind auch das Kapital des Arbeitgebers. Empirische Untersuchungen und praktische Erfahrungen auch aus der 50plus Praxis zeigen: Ältere haben ein ganzheitlicheres Verständnis, sie begreifen komplexe Zusammenhänge besser und sie verfügen über eine höhere Besonnenheit. Sie sind eher zur Unterstützung anderer Kollegen bereit, sehen eher das gemeinsame Ziel und haben ein höheres Qualitätsbewusstsein als jüngere Arbeitnehmer.

Die Erkenntnis setzt sich sukzessive durch, dass die Rahmenbedingungen der Arbeit sich an die Bedürfnisse alternder und altersgemischter Belegschaften anpassen müssen. Will man Ältere zum Lernen motivieren, ist die Gesundheitsvorsorge ebenso wichtig wie die stetige Weiterbildung im Sinne des lebenslangen Lernens. An Lebensphasen angepasste Arbeitszeitmodelle, ressourcenorientierte und individuelle Zukunftspläne sowie gute Rahmenbedingungen für altersgemischte Teams müssen künftig mit großer Ernsthaftigkeit und einem hohen Qualitätsanspruch moderiert werden.

Die Infragestellung der Qualitäten Älterer oder Jüngerer, Männer oder Frauen, ist obsolet. Vielmehr geht es um die Förderung eines Jeden und um den wertschätzenden Umgang mit verschiedenen Qualitäten. Dafür ist es unabdingbar, den demografischen Wandel zu verstehen und positiv zu gestalten.

Vielleicht kommt ja gerade aus der Industrie ein interessanter ganzheitlicher Ansatz der unter dem Begriff des Lean Thinking sowohl arbeitswissenschaftliche als auch sozialwissenschaftliche Aspekte berücksichtigt. Dieser methodische Ansatz betrachtet Veränderungsprozesse in vielfältigen und unterschiedlichsten Bereichen positiv. Sie stellen demnach eine Chance dar. Der Mensch steht dabei mit seinen gesamten Kompetenzen und seinem Potential im Vordergrund der Betrachtung. Effizienz, Nachhaltigkeit und Ganzheitlichkeit sind die zentralen Themen. An diesen „Leitplanken“ entlang könnte sich die Arbeitsmarktpolitik der Zukunft weiter entwickeln.



Simone Bastian

Qualität im Journalismus – gibt es sie, und wie sieht sie aus? Eine subjektive Betrachtung

Vorrede

Dieser Aufsatz ignoriert weitgehend aktuelle Forschung zum Thema Medien, Journalismus, Medienwahrnehmung etc. So etwas zu verfolgen haben Journalisten keine Zeit. Schnell muss es gehen, die Seite gefüllt werden, es droht der Andruck oder – inzwischen – die Erwartung des Lesers/Rezipienten, so schnell wie möglich über Neuigkeiten informiert zu werden. Nachrichten passen in 140 Zeichen wie bei Twitter, Nachrichten müssen nicht hintergründig oder umfassend recherchiert sein, um ein Publikum zu finden, Hauptsache, die Textspalten sind gefüllt, die Nachricht ist aktuell, Hauptsache, wir sind die ersten, die die Neuigkeit verbreiten.

Ich möchte Sie einladen, über Qualität, Medien und Ihr eigenes Leseverhalten nachzudenken. Dafür versuche ich, einen kurzen Einblick zu geben in die Arbeitsweise und Anforderungen, die an Journalisten in Lokalmedien gestellt werden. Einiges davon lässt sich vielleicht verallgemeinern, anderes trifft vielleicht nur in einer kurzen Zeitspanne für bestimmte Medien zu. Wir erleben seit annähernd 20 Jahren einen rasanten technischen Wandel, der zu Veränderungen in der Medienproduktion und in der Mediennutzung geführt hat. Trotzdem gibt es eine Aspekte von Qualität, die unabhängig davon ihre Gültigkeit behalten.

Dieser Aufsatz entsteht in einer Zeit, als die Flüchtlingsthematik und ein möglicher Skandal um die Fußballweltmeisterschaft 2006 in Deutschland die Schlagzeilen beherrschen. Zunehmend hinterfragen Medien sich und ihre Rolle: Haben konservative Leitartikler das Klima geschaffen, in dem rechtsextreme Positionen salonfähig werden? War es richtig, dass Günter Jauch einen Sprecher der AfD mit Positionen vom rechten Rand in seine Talkshow einlud? Ist der Ausdruck „Qualitätsmedium“ noch eine sachlich-neutrale Beschreibung, oder meint er schon ironisierend-sarkastisch sein Gegenteil?

Fragen im Text, so lernt es der schreibende Journalist, sind bäh. Sie kegel den Leser aus dem Text, denn der Leser will Antworten, keine Fragen, er will schnell informiert werden ohne Gedankenanstrengung. Sei konkret! Meide Füllwörter und ausschweifende Formulierungen! Überfordere den Leser nicht mit Schachtelsätzen! So lauten die Hinweise in einschlägigen Publikationen (Walther von LaRoche, Wolf Schneider), so empfehlen es die Dozenten in den Kursen für angehende Journalisten.



Vor allem: Schreibe nicht über dich selbst, es sei denn, es muss sein. Bei einer „subjektiven Betrachtung“ geht's nicht anders, wobei „subjektiv“ hier meint: Meine Sicht der Dinge, mein Erleben. Es kann, muss aber nicht exemplarisch für „den Journalismus“ stehen. Aber es regt Sie hoffentlich an, über Medien und Qualität neu nachzudenken – und auch darüber, was uns diese Qualität wert ist oder sein sollte.

Situation

Physisch/technisch

Wir waren schon mal mehr. Mitte der 90er Jahre hatte die Redaktion des Coburger Tageblatts noch 20 festangestellte Redakteure (einer in Teilzeit) und Volontäre plus drei angestellt Fotografen. Inzwischen arbeiten in der Coburger Redaktion noch neun Redakteure, davon drei in Teilzeit. Die Zahl der zu füllenden Seiten ist gleich geblieben, wenngleich durch Überarbeitungen des Layouts weniger Text produziert werden muss. Vollkommen weggefallen ist die sogenannte Druckvorstufe nebst Korrektorat¹ – in Zeiten moderner Redaktionssysteme, in denen Redakteure in einem Arbeitsgang ihre Seite layouten, Fotos platzieren und in denen Rechtschreibprogramme zur Verfügung stehen, braucht man das alles nicht mehr.

Vorgaben

In der Industrie gibt es Qualitätsmaßstäbe wie Fehlerquoten, Passgenauigkeit etc. Der Journalist hat es da nicht so leicht. Wer entscheidet, was „Qualität“ ist? Es gibt Definitionsversuche, es gibt in den Redaktionen praktische Hinweise, wie versucht werden kann, eine Art „Qualitätsminimum“ sicherzustellen. „Minimum“ deshalb, weil es sich zum großen Teil um formale Vorgaben handelt, die eingehalten werden können, ohne dass ein Text einen großartigen Neuigkeitswert oder Relevanz besitzt. Schauen wir uns einige dieser Vorgaben an (ohne Anspruch auf Vollständigkeit).

Die Richtlinien des Presserats

Hier ist nicht von „Qualität“ die Rede, wohl aber von Sorgfalt. Unter Ziffer 2 (von 16) ist definiert, was „Sorgfalt“ bedeutet: „Zur Veröffentlichung bestimmte Informationen in Wort, Bild und Grafik sind mit der nach den Umständen gebotenen Sorgfalt auf ihren Wahrheitsgehalt zu prüfen und wahrheitsgetreu wiederzugeben. Ihr Sinn darf durch Bearbeitung, Überschrift oder Bildbeschriftung weder entstellt noch verfälscht werden. Unbestätigte Meldungen, Gerüchte und Vermutungen sind als solche er-

¹ Inzwischen halten „Korrektorate light“ Einzug in einigen Redaktionen, weil erkannt wurde, dass ein Rechtschreibprogramm nicht alles entdecken kann, und weil Redakteure, die mit Recherchieren, Schreiben und Redigieren ausgelastet sind, teilweise gar nicht mehr in der Lage sind, alle Fehler zu sehen. Überhaupt scheinen sich manche Fehler nie am Bildschirm oder einem Korrekturausdruck zu manifestieren, sondern immer erst in der fertig gedruckten Zeitung am nächsten Morgen.



kennbar zu machen.“ Wesentliches Kriterium ist also die „bestätigte Information“, was im journalistischen Alltag in „Zwei-Quellen-Recherche“ übersetzt wird. Ausnahmen sind zulässig, wenn die Information von einer Quelle stammt, bei der davon auszugehen ist, dass sie per se verlässlich ist – also die Pressestelle einer Behörde etc. Praktisch wird es dann ohnehin schwierig, eine Behördenquelle bestätigen zu lassen, wenn es nur eine Stelle gibt, die die geforderte Auskunft geben kann und darf. Spannend wird die Sache natürlich, wenn eine als sicher anzunehmende Quelle der Behördendarstellung widerspricht – aber das sind die Ausnahmen im Redaktionsalltag.²

Weitere Ziffern des Kodex befassen sich mit der Trennung von Werbung und Redaktion, dem Schutz der Persönlichkeit, Sensationsberichterstattung und weiteren Feldern. Hier geht es hauptsächlich um die Selbstregulation der Medien, da der Gesetzgeber sich ja selbst enge Grenzen gesetzt hat.³ (Grundgesetz)

Redaktionelle Leitlinien, Publizistische Konzepte

Sie beziehen sich in der Regel dezidiert auf den Kodex des Presserats und bekräftigen meist auch die Trennung von Redaktion und Verlag. Allerdings kann sich im Text auch durchaus der Hinweis finden, dass die Redaktion sich den unternehmerischen Zielen des Medienhauses verpflichtet fühlt – und da beginnt dann oft die Alltags-Grauzone, wenn über eine Veranstaltung, an der das eigene Haus mitbeteiligt ist, doch umfangreicher berichtet wird als über die ähnliche Veranstaltung der Konkurrenz. Für den unvoreingenommenen Leser kann es auch manchmal schwer sein, anzeigebasierte Sonderveröffentlichungen, die PR-Texte enthalten, von Inhalten zu trennen, die von der Redaktion erstellt wurden und die in der Regel einem gewissen Neutralitätsgebot unterliegen.⁴

Daneben können redaktionelle Leitlinien konkrete Vorgaben enthalten, mit denen ein gewisser Standard in der Berichterstattung gewahrt werden soll. Layoutregeln gehören mit in diesen Bereich (zum Beispiel: jede Seite hat einen mehrspaltigen Haupttext („Aufmacher“), der als solcher durch entsprechende Überschriftengrößen gekennzeichnet ist), jede Seite enthält ein Foto, das deutlich größer ist als die übrigen, und darauf sind nur im Ausnahmefall nebeneinander aufgereichte Menschen zu se-

² Spannend wird die Sache natürlich, wenn eine als sicher anzunehmende Quelle der Behördendarstellung widerspricht – aber das sind die Ausnahmen im Redaktionsalltag.

³ Grundgesetz für die Bundesrepublik Deutschland, Artikel 5 (1): Jeder hat das Recht, seine Meinung in Wort, Schrift und Bild frei zu äußern und zu verbreiten und sich aus allgemein zugänglichen Quellen ungehindert zu unterrichten. Die Pressefreiheit und die Freiheit der Berichterstattung durch Rundfunk und Film werden gewährleistet. Eine Zensur findet nicht statt.

⁴ Die Frage, ob zum Beispiel ein Firmenname genannt wird, stellt sich immer wieder. Ist es sinnvoll, von einem „großen Automobilzulieferer im Coburger Süden“ zu reden, wenn jeder weiß, dass damit nur Brose gemeint sein kann? Darf der Name der Supermarktkette genannt werden, die ein Investor nach Coburg bringen will, auch wenn die Kette zu möglichen Expansionsbestrebungen keine Aussage macht, ja, nicht einmal die Kontakte zum Investor bestätigt? Und wenn man den Firmennamen nennt, war es dann Schleichwerbung?



hen, die in die Kamera schauen. In der Mediengruppe Oberfranken gilt zum Beispiel die Maßgabe, dass ein Text, zu dem nur „Aufstellbilder“ gehören, niemals zum Aufmacher werden darf. Sollte der Inhalt trotzdem zum Aufmacher taugen (ein Redner sagt etwas Bedeutsames), dann muss ein anderes Foto gefunden werden. Andere Vorgaben beziehen sich auf die Lese-Erleichterung: Rand- oder Hintergrundinformationen, die den eigentlichen Text ergänzen, erscheinen in einem eigenen kurzen Text; soweit möglich, werden Grafiken erstellt, die zum Beispiel die Lage einer Baustelle oder die Route einer Umleitung verdeutlichen. Kurz: Wo Bilder oder Grafiken mehr sagen können als Worte, sollen sie eingesetzt werden. Hier profitieren Redaktionen und Leser von den verbesserten grafischen und drucktechnischen Möglichkeiten.

Anforderungen der Leser

„Warum habt ihr so viele Druckfehler? Gibt es kein Korrektorat mehr?“ und „Manchmal kommt die Zeitung viel zu spät oder manchmal gar nicht?!“ sind – subjektiv – die häufigsten Kritikpunkte, die Leser an den Redakteur herantragen. Sehr viel seltener sind Beschwerden über die Art und Weise der Berichterstattung – zu kurz, zu spät, das Wesentliche nicht ins Blatt gehoben, Besprechung eines Kulturereignisses nicht gerechtfertigt, Kommentar voll daneben. Die Leser haben in diesen Fällen grundsätzlich immer recht. Als Lokalredakteur lernt man schnell, solche Kritik positiv zu sehen – zeigt sie doch, dass die Zeitung gelesen wird, dass Erwartungen daran geknüpft werden, kurz, dass das eigene Tun doch eine gewisse Relevanz hat. Was die Leser kritisieren, lässt sich in der Regel erklären – mit den redaktionellen Leitlinien (über solche Ereignisse berichten wir grundsätzlich nicht), mit Personalmangel, mit Platzproblemen oder – bei der Kulturkritik – mit der Meinung des Rezensenten. Wo die Kritik als berechtigt erkannt wird, bemühen sich die Redaktionen auch um Verbesserungen, auch wenn klar ist, dass es nie gelingen wird, jederzeit jedem alles recht zu machen.

Daneben gibt es wissenschaftliche Ansätze, zu erfassen, was die Leser in der Zeitung wirklich lesen beziehungsweise was ihnen wichtig ist. Carlo Imboden erfasste mit Hilfe von Scannern, welche Texte bis zu welchem Punkt gelesen werden. Dass diese Messmethode einen großen Bias aufweist, weil sich Freiwillige beteiligen, denen eine gewisse Homogenität an Bildungsgrad, Leseaffinität, politischem Interesse etc. unterstellt werden muss, ändert nichts daran, dass vor allem die qualitative Analyse von Imbodens Daten durchaus Hinweise darauf liefert, wie Texte gestaltet sein sollten (vgl. Peter Linden).

Die Mediengruppe Oberfranken führt regelmäßig Leserbefragungen durch, wie zufrieden die Abonnenten mit dem Produkt Tageszeitung sind. Die Stichproben sind verhältnismäßig klein, die Repräsentativität soll durch die Zufallsauswahl sicherge-



stellt werden. Das Ergebnis, überspitzt zusammengefasst: Leser von Lokalzeitungen wollen über das lokale Geschehen informiert werden. Was wie eine Tautologie klingt, läuft aber teilweise dem zuwider, was Redaktionen und Medienforscher als Trend identifiziert haben: Der (vorzugsweise junge) Leser will Geschichten, will die Welt erklärt haben und interessiert sich nicht für „Verlautbarungsjournalismus“ (vgl. Widmann).

Auch das Internet ermöglicht es, das Leseverhalten zu erfassen: Was wird geklickt, wofür sind die Nutzer bereit, sich zumindest als Leser zu registrieren (wenn nicht gar: zu bezahlen)? Da zeigt sich, dass die alte Regel immer noch gilt: Von Interesse sind Sex & Crime & Rock'n'Roll – Polizeiberichte, spektakuläre Unfälle, Brände, Gerichtsprozesse, Tiergeschichten, das Wetter, (Skandal-)Nachrichten im Zusammenhang mit (lokal) Prominenten. Dass „Qualität“ ein Lese- oder Verkaufskriterium wäre, lässt sich daraus allerdings nicht herauslesen.

Der Markt

Überhaupt: Auch der Medienmarkt beweist in gewisser Hinsicht, dass seriöse, sorgfältig recherchierte Information nicht unbedingt ein Verkaufsschlager ist. Die Leser, Nutzer, Zuschauer wollen unterhalten werden, es geht um den angenehmen Grusel, wenn die Abgrenzung von dem gelingen kann, was man da sieht – sei es das Unglück, das anderen zustieß, oder das Bewusstsein, dass man „besser“ ist als die Leute, die da in Reality-Shows oder ähnlichen Formaten mehr oder weniger bloßgestellt werden. Dass mancher vor dem Überangebot an solchen Formaten auf Tierdokus oder ähnliches ausweicht, ändert nichts daran, dass Redaktionen dazu neigen, mehr desselben nachzuschieben, wenn sich etwas als Quotenrenner entpuppt.

Zeitungen mit ihrem Abonnentenstamm sind da etwas besser dran, kämpfen aber mit dem Umstand, dass das Zeitungsesepublikum im Durchschnitt immer älter wird. Die jungen Leser lassen sich nicht so ohne weiteres für das bedruckte Papier gewinnen. Sie sind es gewohnt, Informationen jederzeit online zur Verfügung zu haben, und das noch dazu kostenlos. Dass diese „Informationen“ manchmal nur aus durch soziale Netzwerke wabernden Gerüchten bestehen, ist da zweitrangig. Zunächst. Manchmal schaukeln sich Gerüchte hoch, bis die Verunsicherung einen derart hohen Grad erreicht hat, dass seriöse Information mehr als gefragt ist. Exemplarisch dafür stehen kann der Bericht über eine Bad Kissinger Schule, deren Leiter sich durch einen Hass-Rap eines ehemaligen Schülers bedroht fühlen musste (siehe Aufmachertext Coburger Tageblatt vom 20. Oktober 2015). Hier zeigt sich, was Journalismus leisten kann: Das Thema wird umfassend dargestellt, es kommen mehrere Seiten zu Wort, und das alles im nüchternen Tonfall, der sich von den Aufregtheiten in den sozialen Netzwerken wohltuend unterscheidet.



Die technische Entwicklung hat es möglich gemacht, dass sich Nachrichten verbreiten, ohne vorher einen Wächter (Gatekeeper)⁵ passiert zu haben. Der Journalist als Gatekeeper hat die Aufgabe, die Nachricht auf ihren Wahrheitsgehalt zu prüfen und sie sachlich richtig in ihrem Zusammenhang eingeordnet zu präsentieren. Dass das auch in den Zeiten vorm Internet nicht immer geschehen ist, dass manche Medien mit ihrem bewussten Verzicht auf diese journalistische Leistung Quote und Kasse machten, ist allerdings auch wahr. Vor diesem Hintergrund sollten also gerade diese Medien unterm Internet zu leiden haben, denn das macht ihnen die meiste Konkurrenz. Und die seriösen, die mit „Qualität“, sollten gute Chancen haben. Hofft zumindest dieser Teil der Zunft.

Exkurs: Die gedruckte Zeitung in der Medienlandschaft

Die (lokale) Tageszeitung hat ein Problem: Ihre treuen Leser werden immer älter. Jüngere Leute, und damit ist heute schon die Generation der Unter-40-Jährigen gemeint, greifen bevorzugt zu Online-Medien oder begnügen sich mit den Angeboten aus Funk und Fernsehen. Die Zeitungen suchen zwar nach Mittel und Wegen, fürs jüngere Publikum attraktiv zu werden, aber gleichzeitig ist die Einsicht gereift, dass es ohne das Internet und seine technischen Möglichkeiten (eigenes Nachrichtenportal, Kurznachrichtendienste, soziale Netzwerke, Videokanäle) nicht mehr geht.

Zweifellos bietet das Internet Vorteile, auch in Hinsicht auf den Anzeigenmarkt. Werbung lässt sich passgenau platzieren (je mehr man über seinen Nutzer weiß), der Leser kann heute schon mit Hilfe von Apps sein Nachrichtenangebot auswählen. Die Reichweitenmessung wird erleichtert, es ist nachvollziehbar, was gelesen wird und wie intensiv.

Und: Das Internet ermöglicht die Interaktion mit dem Leser. Konnte sich die klassische Zeitungsredaktion noch als nahezu hoheitliche Behörde verstehen, die Leserbriefe druckt oder auch nicht, so erlauben heute Kommentarfunktionen bei vielen Artikeln, dass jeder sich zu allem äußern kann. Was auch geschieht und ein neues Aufgabengebiet hervorgebracht hat: Das Moderieren von Onlinediskussionen, die Wacht über das Einhalten der Netiquette.

Gleichzeitig zeigt sich, dass es nicht genügt, den Printartikel mit Foto eins zu eins ins Online-Content-Managementsystem umzuheben. Wer online liest, liest anders. Will auf die Aspekte eines Themas klicken können, die ihn interessieren. Will Bilder sehen, besser noch Videos. Und das alles sollen plötzlich Journalisten leisten, die es gewohnt waren, nach einem Termin erst mal eine halbe Stunde schöpferische Pause zu machen, deren fotografische Fähigkeiten sich darin beschränken, die wichtigsten

⁵ Zum Gatekeeper-Ansatz gibt es einen Artikel auf Wikipedia mit zahlreichen Literaturhinweisen.



Personen zum Gruppenbild zusammenzutreiben und deren Texte sich häufig an ein eh schon informiertes Publikum richteten, das wusste, warum das Problem X im Stadtteil Y vor allem ein Problem für Gruppierung Z darstellt.

Texte online stellen geht immer und zu jeder Zeit. Setzte früher der Andruck den Zeitpunkt, zu dem der Printjournalist sein Tagwerk vollbracht haben musste, so darf er sich nun an Arbeitszeiten wie in den aktuellen Redaktionen von Hörfunk und Fernsehen gewöhnen. Und er muss sich auch etwas von ihrer Arbeitsweise anschauen: Kürzer, knackiger, einfacher formulieren, Inhalte in Bilder übersetzen. Aber nebenbei soll er fürs Printprodukt seine umfangreichen Hintergrundartikel schreiben, kompetent und umfassend kommentieren und das Wochengeschehen in einer pointierten Glosse aufarbeiten.

Schön, wenn für all das Bedarf da ist. Aber wer bezahlt? Im Internet eine Bezahlkultur durchzusetzen, ist schwer, auch wenn in persönlichen Gesprächen viele Leser/User zustimmen, dass verlässliche Information etwas kosten muss. Wenn nicht der Leser zahlt, dann ein Anzeigenkunde – aber dagegen stehen im Internet und auf Mobilfunkgeräten die Adblocker. Momentan suchen die Verlage und Redaktionen noch nach Strategien, mit dem Online-Auftritt Geld zu verdienen; die Internet-Auftritte werden vielfach querfinanziert. Die Printmedien sehen sich unter einem doppelten Kostendruck: Sie erwirtschaften weitaus weniger als früher, sollen aber ihre eigene Online-Konkurrenz mitfinanzieren. Gespart wird dann am Personal, das die gleichen Umfänge in womöglich besserer Qualität gewährleisten soll wie bisher (im Printprodukt) und gleichzeitig noch die Onlinemedien mit Content versorgen soll.

Qualität: Handwerkliche Kriterien

Qualität beginnt im Alltag, und der ist oft glanzlos. Aber so, wie wir voraussetzen, dass in der Industrie täglich gleichbleibende Qualität geliefert wird, so gilt das auch für Medien. Wenn beim Industrieprodukt Material, Verarbeitungsgenauigkeit, makellose Oberflächen die Kriterien sind, so zählen im Journalismus in erster Linie sprachliche Kriterien. Im Printjournalismus kommt inzwischen die Textgestaltung als Qualitätsmerkmal hinzu – also Layout, Aufbau, Illustration.

Sprache

Die fehlerhafte Rechtschreibung nennen Leser am häufigsten, wenn es um Kritik an der Zeitung geht. Die Redaktionen kennen das Problem und versuchen, es in den Griff zu bekommen; wer kann, lässt seinen Text von einem Kollegen gegenlesen. Oft hilft nur die Rechtschreibprüfung, und die hat Grenzen. Oder ein Redakteur, der sich unsicher ist, schlägt im Duden nach. Die Fehler sind unterschiedlichen Ursprungs: Vertipper und Buchstabendreher, Wort- oder Satzstümmel, die beim Redigieren übrig blieben, und manchmal hält der Leser ein Wort für falsch geschrieben, das nach den



Gepflogenheiten der Verlage und Presseagenturen aber so geschrieben gehört. Denn die Zeitungshäuser haben sich auf eine Art eigene Rechtschreibung geeinigt – und deswegen wird die Zeitung weiterhin „aufwendig“ produziert statt „aufwändig“.

Ebenfalls verbreitet, wenn auch weniger bemerkt, sind grammatikalische Fehler, wie die Verwendung des Irrealis anstatt des Konjunktivs in der indirekten Rede. Oder Subjekte wechseln mitten im Satz ihr Geschlecht: Da setzt „die Stadtverwaltung“ etwas um, was „er“ schon lange auf der Agenda stehen hatte. Falscher Einsatz von Fremdwörtern oder anglisierte Schreibung deutscher Wörter kommen ebenfalls vor. Ebenfalls beliebt: Die Menschen, um die es im Text geht, „lachen“ oder „schmunzeln“ ihre Sätze. Versuchen Sie mal, einen Satz zu lachen! Sprachkritiken dieser Art mit Belegstellen nicht nur als kleinen Verlagshäusern liefert zum Beispiel in unregelmäßigen Abständen Peter Köhler in der Taz (Ein Beispiel hier: <http://www.taz.de/Die-Wahrheit!/5219795/>).

Was den Aufbau des Textes angeht, so haben sich für die unterschiedlichen Genres eigene Regeln etabliert. Nachrichten sind nüchtern und sachlich. Das beginnt mit der Wortwahl. Die Komplexität der Sätze ist in der Regel gering. Die wichtigsten Inhalte stehen am Anfang – eine Regel, die aus der Zeit des Bleisatzes stammt, als einfach von hinten gekürzt wurde, wenn die Spalte vollgelaufen war. Inzwischen wird auch an Nachrichten die Anforderung gestellt, sie sollten „spannend“ formuliert sein – etwas, was früher in erster Linie für Formen wie Reportage oder Feature galt, als der erste Satz den Leser in den Text ziehen sollte, damit er bis zur letzten Zeile darin gefangen bleibt.

Berichte, Reportagen, Features sind die langen Textgenres. Während der Bericht nüchtern bleibt, erlauben die beiden anderen Formen auch Emotion, um das Gemüt des Lesers zu bewegen. Glosse und Kommentar bieten sprachlich großen Freiraum und erlauben dem Journalisten, seine Meinung zu sagen, die er aus seinen übrigen Texten möglichst heraushalten soll. (Auch das ist ein Qualitätskriterium, auf das später noch einzugehen ist.)

Nun sind Journalisten als Spracharbeiter oft stolz auf ihre Könnerschaft, so, dass es auch der unbefangene Leser es merken kann, dass da einer saß, der wirklich viele Wörter kennt und sie virtuos aneinanderzureihen weiß, Girlanden gleich, die sich um das Bewusstsein des Lesers flechten, so dass er zwar immer noch meint, einen Sinn im Geschriebenen zu entdecken, während dieser – Sinn als Synonym von Zweck – inzwischen längst verlorengegangen ist; verschollen zwischen Gedankenstrichen,



Kommata, Semikolon, eingeschobenem Ausrufezeichen (Sie haben's gemerkt!) und Punkt.⁶

Und: Meisterschaft der Sprache bewahrt nicht davor, Falsches zu schreiben. Berühmt ist Heinrich Heines Erwiderung auf den Vorwurf, er habe Ludwig Börne verleumdet: „Aber ist es nicht schön ausgedrückt?“⁷

Kein Wunder, dass viele Standardwerke (vgl. Schneider) mahnen, dass es beim Schreiben um Verständlichkeit gehen muss und nicht um Selbstdarstellung.

Textaufbau

„Schreibe für den uninformierten Leser!“ Diese Anforderung hört jeder Anfänger im Journalismus; besser wäre es manchmal, altgediente Redakteure würden sich ihrer erinnern. Inwieweit kann der Journalist voraussetzen, dass sein Leser weiß, worum es geht? Nehmen wir ein – in Coburg aktuelles – Thema wie den Neubau eines Verkehrslandeplatzes. Die Lokalpolitiker haben vor Jahren begonnen, die entsprechenden Schritte einzuleiten, es gibt Widerstand aus der Bevölkerung, Zweifel daran, dass das vorgesehene Gelände geeignet ist, kurz: Das Thema beschäftigt Redaktionen und Leser seit Jahren. Wie weit muss der Journalist jeweils zurückgreifen, wenn er die neueste Episode erzählen will? Genügen zwei Sätze, wer da wo einen Flugplatz bauen will und warum, oder wäre es besser, einen sogenannten Infokasten vorzubereiten, der bei jeder neuen Folge zum Thema eingebaut werden kann? Da stellt sich dann wieder das Platzproblem, zumindest im Print: Wenn am Abend nur noch 20 Zeilen frei sind für eine kurze Meldung über die neueste Entwicklung, wie soll da noch die ganze Historie Platz finden?

Der Online-Journalismus kennt dieses Problem nicht – und er hat die Möglichkeit, über entsprechende Verlinkungen dem Leser sämtliche Kapitel der Geschichte anzubieten. Der Leser kann sogar entscheiden, welchem Handlungsstrang er zuerst folgt, ob er die chronologische Reihenfolge einhalten möchte oder nur bestimmte Aspekte wissen will.

Das lineare Erzählen ist also nur noch eine Möglichkeit, einen Sachverhalt darzustellen. Journalisten können (und sollten!) heute Infografiken nutzen, nicht nur, um den Verlauf einer Baustellenumleitung kürzer und verständlicher darzustellen, sondern auch, um komplexere Sachverhalte verständlich zu machen. Die eignen sich fürs lineare Erzählen ohnehin nur bedingt.

⁶ Bei Politikerreden ist dieses Phänomen häufig zu finden. Der Satz beginnt, verästelt und verläuft sich und kommt irgendwo raus, was aber vielen Zuhörern herzlich egal zu sein scheint. Hauptsache, es klingt gut.

⁷ Hans Magnus Enzensberger (Hrsg.). Ludwig Börne und Heinrich Heine. Ein deutsches Zerwürfnis. Nördlingen, 1986, Seite 102.



Manchmal ist lineares Erzählen auch Gift fürs Thema. Die Hochschule Coburg publiziert eine neue Buchreihe und lädt zur Präsentation des ersten Bandes Journalisten ein. Die könnten nun erzählen, wie die Veranstaltung ablief – aber wer will das wissen? Sie sollten besser erzählen, was die Buchreihe bezweckt und neugierig darauf machen, ohne die Werbetrommel zu schlagen. Am Leser liegt es, zu entscheiden, ob ihn diese Buchreihe interessieren könnte. Aber dazu muss er eine Vorstellung davon entwickeln können, was ihn erwartet – und das erfährt er nicht unbedingt, wenn ihm ein Foto gezeigt wird, wo fünf Personen nebeneinanderstehend sich das gleiche Buch vor den Bauch halten.

Neue Erzählformen, die sich im Zug des crossmedialen Journalismus entwickeln, sind „Storytelling“ und Personalisierung. Beide sind – richtig angewandt – gut geeignet, um Sachverhalte darzustellen. Falsch eingesetzt, liefert „Personalisierung“ jedoch ein falsches Bild. Ein Kollege aus einer Redaktion, die alles „personalisieren“ musste, erzählte einmal folgenden Fall: Ein alter Verein hält Hauptversammlung ab und ehrt langjährige Mitglieder, eins davon wegen seiner Verdienste besonders. Doch beherrschendes Thema der Versammlung war die Frage, ob der Verein sich auflösen solle – die Mitglieder zu alt, um den Betrieb aufrecht zu erhalten, kein Nachwuchs in Sicht. Das hätte zu der lokalpolitisch spannenden Frage führen können, was aus dem Vereinsgelände wird. Doch es musste „personalisiert“ werden, was dazu führte, dass der verdiente Funktionär portraitiert wurde und die anderen Aspekte mangels Platz nicht berücksichtigt wurden.

Nun ließe sich so argumentieren, dass auch in den Tagen danach noch Zeit sei, die Fragen, ob die Vereinsauflösung droht und was dann aus dem Vereinsgelände wird, zu bearbeiten, und dass da für den Leser mehr an Information herauskomme als wenn der Bericht über die Vereinsversammlung so erschienen wäre, wie ihn der Mitarbeiter eingereicht hat. Das stimmt – doch es ist zu vermuten, dass den Leser die Nachricht ansich mehr interessiert hätte als der Lebenslauf des Funktionärs. Nachrecherche wäre so oder so nötig gewesen, aber aus Lesersicht fehlte in der Zeitung eine aktuelle Information, ersetzt durch das Exerzieren einer geforderten Darstellungsform.

Zusammenfassung: Qualität im Journalismus bemisst sich auch daran, welche Mühe sich Autor/Redaktion gaben bei der Formulierung, beim Aufbau des Textes, beim Anreichern des Textes mit Bildern und Grafiken. Das haben die Redaktionen erkannt; zu entsprechenden Vorgaben für die Redakteure gesellen sich auch entsprechende Kontrollen. Die beginnt bei der Pflicht zur Rechtschreibprüfung (zumindest Buchstabendreher filtert die Software zuverlässig) bis hin zur Prüfung der „Text-Bild-



Schere“: Wenn zu einem langen Text ein illustrierendes Foto gestellt wird, soll auch die Überschrift darauf Bezug nehmen.⁸

Meta-Qualitäten

Handwerk ist viel, aber nicht alles. Doch solides Handwerk ist immer die Grundlage. Wenn wir Begriffe wie Aktualität, sachliche Neutralität, umfassende Hintergrundinformation und Glaubwürdigkeit als die übergeordneten Qualitätsmerkmale von Medien setzen, so lässt sich nichts davon ohne sorgfältige Recherche, ein waches Bewusstsein für den Einsatz von Sprache und textgestalterischen Möglichkeiten und Bereitschaft zur Selbstkritik und Selbstkontrolle erzielen.

Die Selbstkontrolle erstreckt sich nicht nur auf die Rechtschreibprüfung oder das Überprüfen des Layouts. „Einen guten Journalisten erkennt man daran, dass er sich nicht gemein macht mit einer Sache, auch nicht mit einer guten Sache“, lautet das viel zitierte Diktum von Hanns Joachim Friedrichs.⁹ Nun sind bei weitem nicht alle Journalisten Kriegsberichterstatter oder an den Brennpunkten der Welt zuhause. Neutralität ist eine der Anforderungen, die auch im Lokalen nicht leicht zu erfüllen ist. Zur Neutralität gehört die Distanz – und die lässt sich schwer aufrechterhalten, wenn ein Journalist den Bürgermeister schon aus der Schule kennt oder der Behördenleiter freitags mit am gleichen Stammtisch sitzt. Da hilft nur Professionalität, ständiges Sich-Hinterfragen und die Bereitschaft, notfalls einen Knacks in der privaten Beziehung zu riskieren. „Ein guter Journalist ist ein einsamer Mensch“, lautete der viel zitierte Spruch eines früheren Lokalressortsleiters im Coburger Tageblatt. Denn die Neutralität schließt den Willen und die Fähigkeit zur Kritik mit ein: Einen Sachverhalt nachprüfbar und wahrheitsgetreu darzustellen, ist das eine; die Meinung (der Kommentar dazu) das andere.

Gleichzeitig ist die Nähe zum Objekt im Lokalen ein gutes Korrektiv: Wer weiß, dass er dem Lokalpolitiker, den er gerade kritisiert, in der nächsten Woche wieder gegenüber sitzt, wird sich um eine sachlich nachvollziehbare Begründung seiner Meinung bemühen.

⁸ Aber auch da kann zu viel des Guten getan werden: Ein Text über den deutschen Frauenfußball zeigt die Bundestrainerin bei einer Pressekonferenz in Großaufnahme mit der Überschrift „Silvia Neid braucht neue Gesichter“. Erster Gedanke als unbefangene Leserin: Sie hat doch schon eins! (Coburger Tageblatt 24./25. Oktober 2015, Seite 26)

⁹ Hanns Joachim Friedrich hat diesen Satz offenbar so nie gesagt. Wikipedia verweist auf Friedrichs letztes Interview mit dem Spiegel und zitiert: „Das hab’ ich in meinen fünf Jahren bei der BBC in London gelernt: Distanz halten, sich nicht gemein machen mit einer Sache, auch nicht mit einer guten, nicht in öffentliche Betroffenheit versinken, im Umgang mit Katastrophen cool bleiben, ohne kalt zu sein. Nur so schaffst du es, daß die Zuschauer dir vertrauen, dich zu einem Familienmitglied machen, dich jeden Abend einschalten und dir zuhören.“ „Cool bleiben, nicht kalt“. Der Fernsehmoderator Hanns Joachim Friedrichs über sein Journalistenleben. In: Der Spiegel Nr. 13/1995 vom 27. März 1995.



Vielleicht sind es solche Faktoren, die dazu führen, dass regionale Tageszeitungen als die glaubwürdigsten Medien eingeschätzt werden, wie eine Studie der Forschungsgruppe Wahlen im Sommer 2015 ergab.¹⁰ Denn im regionalen/lokalen Umfeld kennen auch die Leser die Akteure oder waren selbst an den Ereignissen beteiligt, über die berichtet wird.¹¹

Auch wenn wir in den vergangenen Jahren quer durch die Medien eine Tendenz zur Vermischung von sachlicher und kommentierender Berichterstattung beobachten können, so ist der Journalist seinem Leser/Kunden/Nutzer doch verpflichtet, darzulegen, wie er zu seiner Darstellung der Dinge kommt. Wenn der Leser nicht mehr glauben kann, dass da jemand ohne Ansehen der handelnden Personen berichtet, dann riskieren Journalisten und Medien ihr größtes Verkaufsargument: die Glaubwürdigkeit. Denn Medien leben davon, dass andere für sie bezahlen, sei es als Leser oder Nutzer, sei es als Werbekunden.

Anspruch und Grenzen

Apps fürs Handy ermöglichen es heute, sich aus dem weltweiten und lokalen Nachrichtenangebot das zusammenzustellen, was man lesen möchte, sei es nach Kriterien gefiltert oder nach Orten. Auch die Mediengruppe Oberfranken mit zehn Lokal-/Regionalzeitungstiteln bietet eine solche App an. Doch irgendwie muss die Nachricht in die Welt kommen und verfügbar gemacht werden, und das erledigen Menschen. Wer eine solche Nachrichten-App installiert, erwartet verlässliche Informationen, die all die vorgenannten Kriterien erfüllt: sorgfältige Recherche, möglichst aus mehreren Quellen, sachliche Genauigkeit, Verständlichkeit. Und das gilt nicht nur für die Nachrichten aus der großen weiten Welt, sondern auch für die Neuigkeiten aus dem Provinzstädtchen.

In der Praxis bedeutet das: Jede Nachricht, jeder Text, der da erscheint, wurde zumindest einer Plausibilitätsprüfung unterzogen. In Lokalredaktionen, wo die Redakteure Land und Leute kennen, ist das kein Problem. In dem Moment aber, wo „Leserreporter“ Inhalte ungeprüft auf Onlineportale hochladen können, wird's schon schwieriger. Die Online-Redaktion sitzt in der Zentrale, kennt die Gegebenheiten vor Ort wahrscheinlich nicht. Dann wird die zuständige Lokalredaktion gebeten, „mal drauf zu schauen“. Da gibt es aber nur noch einen Lokalredakteur, der wahrscheinlich mit Terminen und Arbeitsaufträgen gerade so eingedeckt ist, dass er nicht dazu kommt. Nun leidet entweder die Aktualität, weil der zu prüfende Text liegen bleibt, oder es

¹⁰ <http://www.die-zeitungen.de/die-zeitungen/news/article/regionalzeitungen-sind-am-glaubwuerdigsten.html>

¹¹ Der Zeitungsbericht hat dann vor allem die Aufgabe, dem Leser zu bestätigen, was er schon weiß.



leidet im schlimmsten Fall die Glaubwürdigkeit, weil der Text ungeprüft übernommen wird und sich einen Tag später als wahrheitswidrig erweist.

Die Personalausstattung in den Redaktionen und die steigenden Anforderungen bergen die Gefahr, dass der Qualitätsanspruch außer Acht gerät. Vorgaben wie „Online first“ verschärfen diesen Druck. Da bleibt nur noch, den Leser/Nutzer darauf hinzuweisen, dass die veröffentlichte Information eine vorläufige ist und weitere Recherchen folgen (müssen).

Diese – wenn auch oft einseitige – Interaktion mit dem Leser stellt meines Erachtens auch eine große Chance dar. Wer den Leser auch darüber informiert, auf welche Quellen sich die Information (vorläufig) stützt, wer den Rechercheprozess nachvollziehbar macht (alles kann/darf der Journalist da freilich nicht preisgeben, z. B. wegen des Informantenschutzes) schafft Verständnis für sein Tun, erhöht die Glaubwürdigkeit, schafft Vertrauen.

Und sichert damit den Fortbestand des Journalismus.

Literatur-Auswahl

(soweit es sich um im Internet publizierte Texte handelt, ist der Link angegeben).

LaRoche, Walther von. Einführung in den praktischen Journalismus. 18. Auflage 2008, Econ. (Erstauflage 1975)

Schneider, Wolf. Deutsch für Profis. 11. Auflage 2001. Goldmann.

Schneider, Wolf. Deutsch fürs Leben. 22. Auflage. Erstauflage 1994. Rororo.

Joachim Widmann. Die zehn Gebote des Lokaljournalismus. Erschienen im Kressreport vom 14. 10. 2015, <http://kress.de/mail/tagesdienst/detail/beitrag/133053-ein-lehr-stueck-von-joachim-widmann-die-10-gebote-des-lokaljournalismus.html>

Deutscher Presserat. Publizistische Grundsätze (Pressekodex). Einzusehen unter <http://www.presserat.de/pressekodex/pressekodex/>

Peter Linden. Quotenkiller Print. Salzburg 2007. Medienfachverlag Oberauer.





Elke Schwinger

Vom Zusammenhang von Lebensqualität und Wirtschaftsbürger-Ethik

Welche Rolle spielen Konsumenten in einer marktwirtschaftlich dominierten Weltgesellschaft?

„Der Bürger ist als Konsument im wahrsten Sinne des Wortes elementarer Bestandteil des Wirtschaftssystems. Als Konsument bestimmt er maßgeblich, welches Antlitz das Wirtschaften einer Gesellschaft trägt“¹ Zimmermann, R. 2008

Der vorliegende Aufsatz untersucht die in der Wirtschaftsethik noch stark vernachlässigte These, dass bürgerschaftliche Verantwortung der Konsumenten im hochentwickelten westlichen Wirtschaftsraum im Sinne einer zivilgesellschaftlichen Orientierung an nachhaltiger Lebensführung und nachhaltigem Wirtschaften starken Einfluss auf die Entwicklung der Lebensqualität und Kultur von modernen Gesellschaften besitzen kann: „Der Kunde und Konsument trägt immer auch einen Teil der Verantwortung für die mit der Angebotsseite durchgeführte Transaktion. Der Kunde ist nicht nur machtloser Re-Agierer, sondern auch bewusster ‚Agierer‘“² im gesamtwirtschaftlichen Zusammenhang. Darüber hinaus aber gilt es u.a. die Annahme zu diskutieren, dass erst eine moralisch geprägte Erwartungshaltung bzw. Nachfrageorientierung der Konsumenten bzw. Verbraucher in ihrer Rolle als sozial und ökologisch verantwortungsbewusste BürgerInnen, in den letzten Jahrzehnten u.a. multinationale Unternehmen zu einem Umdenken in Richtung Corporate Citizenship und öffentlicher Glaubwürdigkeit gewendet hat: „Gerade in der globalisierten Welt stellen die Konsumenten Forderungen an Unternehmen, dass sie über eine angemessene Ethik verfügen sollen. Werden diese Forderungen nicht nur artikuliert, sondern zeigen sie auch Folgen für das Kaufverhalten der Konsumenten, haben Unternehmen, die glaubwürdig bestimmte moralische Standards einhalten, Vorteile gegenüber denjenigen, die dies nicht tun“³. Doch stehen die Konsumenten⁴, der Bürger bzw. die Bürge-

¹ Zimmermann, R. „Legitimationsprobleme des Wirtschaftssystems“ S.226 in: Arndt, F. (u.a.eds.) „Ordnungen im Wandel“ Bielefeldt/ 2008, 223 ff

² Boysen, Th. „Du bekommst, was du verdienst!‘ Impulse aus Sicht einer Konsumentenethik“ S.206 in: Zeitschrift für Wirtschafts- und Unternehmensethik 1,2/ 2000, S. 206ff.

³ Opgen-Rhein, R. „Philosophische Theorien globaler Ordnung“ Marburg a.M., S.235. K. Homann, K./ Bloome-Drees (Wirtschafts- und Unternehmensethik, Göttingen/1992, S. 142) sprechen hier von einer ethischen Rechtfertigung einer sog. „Funktionalisierung der Moral der Gewinnerzielung der Unternehmen“, die sich letztendlich zugunsten einer praktisch wirksamen Solidarität aller Menschen auswirken kann.



rin, dabei als politisches Subjekt in globaler Perspektive mit sich selbst, d.h. den eigenen, ganz individuellen Interessen als Käufer und Verbraucher durchaus im Widerspruch: Ein begrenztes Budget für Haushaltsführung, die Bedürfnisse und Wünsche nach einer qualitativ hochstehenden Lebensqualität, welche innerhalb der eigenen begrenzten Lebenszeit im konkreten Lebensraum moderner Gesellschaften durch Lebensstile in all denkbaren Vielfalt und mit unbegrenztem Luxus umgesetzt werden könnte, stellen den Einzelnen angesichts der hohen moralischen Anforderungen einer Ethik der globalen Nachhaltigkeit⁵ vor verschiedenste Handlungsdilemmata. So „(...) gerät das Zwitterwesen Bürger-Konsument schnell in Paradoxien, die für es scheinbar konstitutiv sind: Einerseits gegen Treibhauseffekte und Klimawandel zu sein, andererseits aber immer hungriger Öl und Benzin zu konsumieren und zu Taxipreisen nach Spanien zu fliegen. Einerseits elende Arbeitsbedingungen und Kinderarbeit in sog. Entwicklungsländern zu bemängeln, andererseits 5-Euro-T-Shirts bei H&M zu kaufen, die aus China, Taiwan oder Indonesien kommen“⁶. Betrachtet man gemäß einem sog. „integrierten Lebensqualitäts-Konzept“ die sog. objektiven Lebensbedingungen in einer Gesellschaft als konstituierend für die subjektive Wahrnehmung von Lebensqualität⁷, so entstehen für den einzelnen Bürger in der Gegenwart in den modernen westeuropäischen Gesellschaften noch immer hohe Kosten für eine nachhaltig orientierte Lebensführung. Und dies im materiellen und immateriellen Sinne.

1. Kosten und Widersprüche einer nachhaltigen Konsumentenethik

Festzustellen ist, dass aktuell diejenigen Waren, die zertifiziert nachhaltig produziert wurden (Rolle der Biosiegel), zum großen Teil im höheren und höchsten Preissegment des Marktangebots zu finden. Für Deutschland z.B. zeigt sich hier gemäß einer

⁴ Wenn hier von „Konsumenten“ gesprochen wird, so sind implizit hauptsächlich die BürgerInnen derjenigen Nationen der Weltgesellschaft gemeint, die auf ein überdurchschnittlich hohes Wohlstandsniveau wie z.B. in westeuropäischen Industrienationen, zurückgreifen können, das sie auch zu einem kritischen Konsumdenken und Kaufkraft-Niveau befähigt und ihrer Nachfrageorientierung erst durch diese Faktoren deutlichen Einfluss auf die Angebotspalette von Unternehmen verleiht.

⁵ Zur Definition von Nachhaltigkeit siehe z.B. F. Luks „Nachhaltigkeit“ (Berlin/2002), insb S. 16f), der darauf hinweist, dass im magischen Dreieck von Sozialem, Ökologie und Ökonomie keine Zieldimension „ (...) auf Kosten einer anderen erreicht werden“ darf, was hinsichtlich einer Konsumenten- bzw. Wirtschaftsbürgerethik der Nachhaltigkeit zu den oben genannten Dilemmata der Akteure führen kann. Von Hauff und Kleine unterscheiden hier (Hauff, M. /Kleine, A. „Nachhaltige Entwicklung“ Berlin/2012ins, S.33) jedoch grundlegend zwei Positionen der schwachen und starken Nachhaltigkeit, die zu unterschiedlichen Konsequenzen führen können. Der Begriff der schwachen Nachhaltigkeit mit einer implizit vorausgesetzten anthropozentrische Ausrichtung wird hier verwendet, da er in der hier debattierten Sicht der Wachstumsoptimisten die harmonische Integration einer nachhaltigen Lebensqualität in das aktuell bestehende System des Wirtschaftens ermöglichen könnte (siehe dazu ebda. S. 36).

⁶ Zimmermann, R. „Legitimationsprobleme des Wirtschaftssystems“ S.226 in: Arndt, F. (u.a.ed.) „Ordnungen im Wandel“ Bielefeldt/2008, S. 226

⁷ Vgl. dazu Aachener Stiftung Kathy Beys (Hrsg.): „Lebensqualität“ in: Lexikon der Nachhaltigkeit. https://www.nachhaltigkeit.info/artikel/lebensqualitaet_1818.htm (Stand 10.9.2015)



Studie des Marktforschungsunternehmens Nielsen⁸, dass zwar immer mehr Konsumenten gerade im Lebensmittelbereich gesunde und fair gehandelte Waren bevorzugen, doch gebremst wird diese Nachfrage augenscheinlich durch die durchschnittliche höheren Kosten dieses Warenssegments.

Zum anderen erfordert es vom Verbraucher einen hohen zeitlichen Informationsaufwand, Identifikation und Prüfung von Warenqualität in Eigenregie kritisch zu beleuchten. Mit Bezug auf Bioprodukte im Lebensmittelbereich heißt das z.B.:

„Um eine bewusste Kaufentscheidung zu Gunsten nachhaltiger Produkte treffen zu können, bedarf es (...) umfassender und nachgewiesener Informationen über deren Nachhaltigkeitsqualität. Siegel können hier das Bewusstsein für nachhaltige Produkte fördern und eine rasche Entscheidungsfindung direkt am Point of Sale ermöglichen. Voraussetzung für die erfolgreiche Umsetzung von Siegeln sind allerdings einheitliche, leicht verständliche Informationskennzeichnungen (...)“;

welche aktuell für den Konsumenten in einem angemessenen Maße der Transparenz leider noch nicht gegeben sind.⁹

Eine ethisch-nachhaltige Handlungsorientierung des Konsums beinhaltet oftmals als Handlungsstrategie sogar eine strikte Beschränkung¹⁰ bzw. kompletten Konsumverzicht¹¹ des Verbrauchers, um den eigenen ethischen Ansprüchen gerecht zu werden. Dies beinhaltet auch einen Verzicht auf die modernen Optionen sozialer Teilhabe und Selbstinszenierung¹². Dies ist z.B. der Fall, wenn der Verbrauch bzw. Konsum eines Gutes oder auch die betreffende Aktivität mit Hilfe von Angeboten auf dem

⁸ Siehe dazu Marktforschung Nielsen Presseberichte (Hrsg.) „Studie: Nur Bio darf mehr kosten“ in http://www.bio-hamburg.de/scripts/basics/bio-hamburg/news/basics.prg?session=42f9401f55015078_468093&a_no=1342 (3.11.2015)

⁹ DLG-Studien (Deutsche Landwirtschaftsgesellschaft) „Presseerklärung für die deutsche Ernährungswirtschaft“ http://www.dlg.org/aktuelles_ernaehrung.html?detail/dlg.org/4/1/3799 (3.11.2015)

¹⁰ Ein eindrucksvolles Selbstexperiment lieferte Leo Hickmann, das er in seinem Buch „Fast nackt“ (München/2008) dokumentiert hat und auch ein Kapitel dem „ethisch korrekten Kleiderkauf“ gewidmet hat (ins. S. 295), welcher der individuellen Selbstdarstellung klare Grenzen setzt.

¹¹ Siehe dazu z.B. das Interview „Wären Sie bereit zu verzichten“ mit dem Ökonomen N. Paech von der Oldenburger Universität, der anstelle eines Begriffs von „Konsumverzicht“ von einer „Befreiung vom Überfluss“ sprechen möchte (Süddeutsche Zeitung 12.1.2014) und eine Position der „Postwachstumsökonomie“ entwickelt hat: „Wir fixieren uns auf Objekte und erhoffen uns von ihnen die Rettung. Trotz aller energiesparenden Technologien hat unser Energieverbrauch im vergangenen Jahr wieder einen Rekordwert erreicht. Was bringt ein ökologisch designtes Smartphone, wenn ich immer mehr davon kaufe?“

¹² Vgl. dazu Ullrich, W. „Haben wollen. Wie funktioniert die Konsumkultur?“ Frankfurt a.M./2014, insb. „Dinge als Biographie-Requisiten“ S.53ff. Naomi Klein hat 2000 (München) mit ihrem Buch „No logo“ einen Klassiker zu diesem Phänomen der Begehrlichkeiten der Konsumgüter der modernen „Markenwelt“ geschrieben. Sie hat mit einer Vielzahl von Daten aus ihren Recherchen große Werbekampagnen von Weltmarken wie Nike, Walt Disney als komplett widersprüchlich zur Firmenpraxis, insbesondere zur Menschenrechtsverletzenden Produktionswirklichkeit dieser Weltunternehmen entlarvt und eine Widerstandsbewegung kritischer Konsumenten in Gang gesetzt.



Markt Nachhaltigkeit nicht gewährleisten könnte und keine Alternativen angeboten werden. So stellt sich die kritische Frage, welche Rolle der Konsument in einer grenzenlos wettbewerblich dominierten „Weltgesellschaft“ in wirtschaftsethischer Verantwortung unbeschadet¹³ einnehmen kann. Er muss als Bürger doch stets zugleich einer Konsumentenethik folgen, die neben der eigenen Werthaltung, auf konkrete Interessen und Wünsche sowie klar begrenzend auf die ökonomische Rationalität seiner Lebensführung und dem Standard seiner Lebensqualität Rücksicht nimmt. Der Wirtschaftsexperte H.-W. Sinn konstatiert dazu in seinem Buch „Das Grüne Paradoxon“: „Egal, ob wir unseren Nachfahren Vermögen auf dem Boden oder im Boden hinterlassen wollen: beides bedeutet Konsumverzicht für uns heute lebenden Menschen.“¹⁴

Zu bedenken ist auch, dass der Ansatz unseres marktwirtschaftlichen Systems im Kern (homo oeconomicus) bereits das Postulat enthält,

„(...) dass die Individuen sich rational verhalten: dass jedes nach einer Maximierung seines Nutzens strebe. Ist das nicht schon ein moralischer Ansatz? Keineswegs. Zunächst einmal weil es sich um Eigennutz handelt und nicht um Pflicht; sodann, weil das, was rational ist, nicht immer vernünftig ist; schließlich und vor allem, weil rationales Verhalten noch lange nicht tugendhaft sein muss.“¹⁵

Zu beachten ist dabei zudem, dass eine kritische Konsumentenethik, die über rein kalkulatorisches Denken hinausweist, wie z.B. diejenige die an hohen ethischen Idealen wie der Nachhaltigkeit orientiert ist, grundsätzlich nicht sozial einforderbar, sondern vor allem selbstverpflichtend ist¹⁶. Differenziert man schließlich diese individualistische Perspektive auf Konsum und Bürgerschaft von der starken Überzeugungskraft und Legitimation von Kollektive wie der sog. Nicht-Regierungs-Organisationen (NGO)¹⁷, dann gilt es zu diskutieren, wie sich diese genannten Widersprüchlichkeiten für den einzelnen Bürger ohne politische Einbindung in eine NGO, im Interesse einer „Globalen Wirtschaftsbürger-Ethik“ integrieren ließen: Das praktische Handeln des Konsumenten im Dienste der nachhaltiger Lebensqualität stößt, wie erläutert, durch den Rahmen individuell äußerst begrenzter Ressourcen und kulturell spezifisch geprägter Lebenswelten der Akteure doch stets an die Grenzen ethischer Verantwort-

¹³ In diesem Sinne widmet P. Watzlawick in seiner Schrift „Die Anleitung zum Unglücklichsein“ (München/ 2010¹⁸) ein Kapitel der „Warnung vor dem Ankommen“ bei hehren Idealen: „Der Weg zum Erfolg ist (...) beschwerlich, denn erstens müsste man sich anstrengen, und zweitens kann auch die beste Anstrengung schief gehen. Statt sich nun banal auf eine ‚Politik der kleinen Schritte‘, auf ein (...) erreichbares Ziel hin festzulegen, empfiehlt es sich, das Ziel bewunderungswürdig hoch zu setzen.“ S.66

¹⁴ Sinn, H.-W. „Das grüne Paradoxon“ Berlin/2012, S.430

¹⁵ Comte-Sponville, A. „Kann Kapitalismus moralisch sein?“ Zürich/2009, S. 84

¹⁶ Siehe dazu Wilhelm, Th. „Wieviel Gewissen darf's denn sein? Ethik in Beruf und Alltag“ insb. S.183 Freiburg i.Br./2011

¹⁷ Siehe dazu Curbach, J. „Die Corporate-Social-Responsibility-Bewegung“ Wiesbaden/2008, S.42f.



lichkeit in dem global und langfristig angesetzten Maßstab der Nachhaltigkeit, welcher weit über die eigene Betroffenheit und Lebenszeit des Verbrauchers hinausreicht.

2. Zuschreibung und Übernahme von wirtschaftsethischer Verantwortung

Die im Mittelpunkt der vorliegenden Untersuchung stehende Frage nach der wirtschaftsethischen Verantwortung des Konsumenten muss deshalb vor allem auch unter der Berücksichtigung der Besonderheit des intersubjektiven Verhältnisses von „Verantwortung“ geführt werden: So ist zu unterscheiden, „(...) ob sich der Konsument diese Verantwortung selbst zuschreibt (autonome Zuschreibung) oder ob die Verantwortungszuschreibung durch andere erfolgt (heteronome Zuschreibung)“¹⁸. Geht es bei dem ethischen Postulat nachhaltigen Wirtschaftens denn nicht vielmehr um „geteilte Verantwortung“ innerhalb der Gesamtgesellschaft und um die politisch-ethische Orientierung aller BürgerInnen innerhalb ihrer jeweiligen Funktionsbereiche in Politik, Sozialem und im Wirtschaftsleben? Deutlich wird die überbordende Zumutung von Verantwortlichkeiten an die Konsumenten für die Einhaltung von sozialen Richtlinien und Umweltstandards in der Warenproduktion durch eine kritische Konsumentenethik in der folgenden Äußerung von M. Neumann von der Hochschule Wilhelmshaven in seinem Aufsatz „Wie weit trägt ethisch motivierter Konsum“¹⁹:

„Wenn es für die Unternehmen keine einschlägigen gesetzlichen Regelungen gibt, wird oft und gerne argumentiert, dass sie aufgrund der Konkurrenzsituation gar nicht anders können als sich zumindest teilweise unmoralisch zu verhalten, an die Grenzen des Erlaubten zu gehen. Die anderen Firmen – die Konkurrenten –, so das Argument, machen dies schließlich auch. Dann wird geschlussfolgert, der Kunde, der Konsument der Textilien, müsse die Unternehmen durch seine Kaufentscheidungen beeinflussen, sich richtig zu verhalten. Konsumentenethik ist das Zauberwort.“ (siehe Anm. 17)

Widerspricht dieser hohe normative Anspruch von Nachhaltigkeit und nachhaltiger Lebensführung an die BürgerInnen, welcher scheinbar hinreichend aus einer naturwissenschaftlichen Perspektive auf die ökologische Entwicklung unseres Planeten begründet werden kann, nicht sogar den freiheitlichen Grundsätzen einer liberaldemokratischen Gesellschaft, welche sich aktuell durch eine bereichernde Vielfalt von Lebensentwürfen und von verschiedensten Ansprüchen an Lebensqualität auszuzeichnen weiß? Th. Petersen klärt diese Frage eindeutig mit folgenden Worten:

¹⁸ Belz, F.-M./ Bilharz, M. „Nachhaltiger Konsum, geteilte Verantwortung und Verbraucherpolitik: Grundlagen“ S.21ff in: Belz, F.-M. (u.a.eds.) „Nachhaltiger Konsum und Verbraucherpolitik im 21. Jahrhundert“ Marburg/2007, S 37

¹⁹ Neumann, M. „Wie weit trägt ethisch motivierter Konsum“ in: „Wirtschaftliche Freiheit – Das ordnungspolitische Journal“ vom 21.6.2013 in: <http://wirtschaftlichefreiheit.de/wordpress/?p=12560> (3.11.2015)



„Was wir überhaupt für ein Umweltproblem halten, welche Veränderungen der natürlichen Umwelt uns als schädlich, unangenehm oder auch – etwa im Hinblick auf die Lebenschancen künftiger Menschen – als ungerecht erscheinen, ist selbst keine wissenschaftliche („vor allem keine naturwissenschaftlich eindeutig zu beantwortende, i.E. Schwinger) Frage, deren Beantwortung von unseren Zielen und Interessen, und auch von unseren Überzeugungen, was Recht und Unrecht ist, abhängt. Nicht wissenschaftliche Rationalität, sondern praktisches Urteilsvermögen sagt uns, wo ein Umweltproblem entsteht.“²⁰

Unter Vermeidung eines Sein-Sollens-Fehlschlusses (metaethisches Prinzip) in der wissenschaftlichen Betrachtung der oben gekennzeichneten sozialen Erwartungshaltung an die BürgerInnen im Marktgeschehen ist eine nachhaltige Konsumentenethik vor allem auf eine praxisorientierte kritische Haltung der BürgerInnen angewiesen. Sie verdankt sich einer Klugheit verdankt, die als Verantwortung in Inhalt und Umfang nicht von Vorneherein festgelegt werden kann. Sie muss auf der moralischen Selbstverpflichtung des Einzelnen aufbauen und kann dabei nur auf die Erfahrungswerte und praktische Urteilsfähigkeit²¹ der Akteure im Konkreten zurückgreifen, welche durch praktisches Handeln eigenständig erworben, nicht verordnet werden kann.

3. Konsumentenethik als Einflussgröße auf Ethos, Kultur und Spielregeln ökonomischer Kooperation

Von Interesse ist aus dieser Sicht auf das Zusammenwirken von ökonomischen Faktoren im Hinblick auf eine kritischen Werthaltung der Konsumenten, also auf Nachfrage und Angebot im marktwirtschaftlich organisierten Wirtschaftssystem ein Blick auf Ansätze moderner Wirtschaftsethik, die vornehmlich Unternehmen und deren Führungskräfte als politische Akteure in den Mittelpunkt ihrer Analysen setzen.

Politik wird unter den Bedingungen der voranschreitenden Globalisierung auf vielfältigen Wegen realisiert, so über nationale Staatsregierungen, Nicht-Regierungsorganisationen, über vereinzelte zivilgesellschaftliche Kampagnen oder auch über verantwortungsvolle Konsumenten. Doch vor allem gewinnen internationale Unternehmen, welche natürlich vorrangig im Interesse des eigenen Profits aktiv werden, immer stärker an Einfluss in der sog. „Weltgesellschaft“. Der „Global Compact“ der von den Vereinten Nationen initiiert wurde, kann als klares Zeichen der Anerkennung dieses Einflusses vornehmlich ökonomisch orientierter Akteure²² gewertet werden.

²⁰ Petersen, Th. „Phronesis, Urteilskraft und Interdisziplinarität“ in Baumgartner, St. (u.a.ed.) „Wissenschaftsphilosophie interdisziplinärer Umweltforschung“ Marburg/2005, S.25ff.

²¹ Siehe dazu, d.h. zum Begriff der Haltung, als Tugend im Sinne der Aristotelischen Ethik U. Wolf „Aristoteles' Nikomachische Ethik“ Darmstadt/2007, S.156ff.,

²² Siehe z.B. Pies, I. „Weltethos versus Weltgesellschaftsvertrag“, S.2, Wittenberg-Zentrum für Globale Ethik (Hrsg.) „Diskussionspapiere“ 03/03. http://www.wcge.org/download/DD_03-3.pdf (Stand 30.03.2015)



Das in Deutschland beheimatete „Wittenberg Zentrum für Globale Ethik“ setzt in diesem Sinne vor allem auf die Ausbildung von Führungskräften in Unternehmen. Dieser „Elite“ von Entscheidungsträgern wird dabei zugerechnet, im Betrieb der internationalen Wirtschaft an der Bildung von (Spiel-)Regeln im Sinne einer Urheberschaft mitzuarbeiten. Diese Exklusivität von Verantwortlichkeit spiegelt sich auch bei A. Suchanek im Hinblick auf die sog. „Führungseliten“ der Wirtschaft in der Artikulation folgenden zentralen Bildungsziels wieder:

„Es geht um eine Haltung, um Bindung an Werte und Prinzipien, man könnte auch den englischen Begriff des Commitments verwenden. Gemeint ist die Bereitschaft und Fähigkeit, seine Handlungsspielräume (Freiheit bzw. Macht) verantwortlich bzw. vertrauenswürdig, also kompetent, nicht-opportunistisch und rechtschaffen, zu gebrauchen.“²³

Die Spielregeln künftiger Kooperation aus dieser privilegierten Position einer selbsternannten „Elite“ heraus mit zu gestalten, soll aus dieser Perspektive für die Entwicklung einer Globalen Ethik im Raum internationalen Wirtschaftens wesentlich mehr bewirken als es je ein Appell an Gewissen und Wertorientierung im global wettbewerbsorientierten und zugleich kulturell vielfältigen Wirtschaftsraum erreichen könnte:

„Denn es sind nicht gemeinsame Werte, sondern gemeinsame Regeln, die ein friedliches und produktives Zusammenleben gerade auch dort möglich machen, wo Menschen ihren je individuellen Lebensentwurf an ganz unterschiedlichen Werten ausrichten wollen.“²⁴

Dieser Ansatz der Ordnungsethik ist auf der Ebene der Institutionen angesiedelt, während das Tübinger Weltethos-Institut unter der Leitung von Dierksmeier Handlungsmoral und einen interkulturellen Diskurs für den Aufbau einer friedlichen Weltgesellschaft in den Mittelpunkt seiner Überlegungen stellt. Sie könnte in einen kultur- bzw. religionsübergreifenden Konsens gemeinsamer Werthaltungen auch im Bereich des wirtschaftlichen Handelns münden – so die Vision:

„Kein Weltfrieden ohne gerechte Weltwirtschaftsverhältnisse. Keine gerechten Weltwirtschaftsverhältnisse ohne Weltwirtschaftsethos. Kein Weltwirtschaftsethos ohne wirtschaftsethische Grundlagenforschung“ –

²³ Suchanek, A. „Vertrauen in die Führungseliten aus Sicht der Wissenschaft“ Wittenberg – Zentrum für Globale Ethik (Hrsg.) Diskussionspapiere 2012/03, S.6. http://www.wcge.org/download/DP_2012-03_Suchanek_Vertrauen_in_die_Fuehrungseliten_aus_Sicht_der_Wissenschaft.pdf (Stand 29.03.2015)

²⁴ Pies, I s.o., S.5



demgemäß lässt sich Hans Küngs These heute fortschreiben. Und dementsprechend liegen die zentralen Aufgabenbereiche dieses wirtschaftsethisch ausgerichteten Instituts in Lehre, Forschung sowie Engagement und Dialog, in der Wirtschafts- und Globalisierungsethik und im interkulturellen Lernen²⁵.

Von Interesse für den vorliegenden Untersuchungsansatz ist quer zu diesen beiden Ansätzen für Wirtschaftsethik die Frage nach der Rolle des Wirtschaftsbürgers als Konsument und nach seinen Einflussmöglichkeiten im marktwirtschaftlichen Funktionssystem: Kann auch er bzw. sie die Spielregeln mitgestalten und in der sog. Weltgesellschaft größeren Einfluss gewinnen? Wie greifen konkrete Lebensgestaltung, wertorientierte Zielsetzungen von Lebensqualität der Bürger und BürgerInnen unserer modernen Gesellschaften mit einem globalen Weltwirtschaftsethos bzw. den Handlungsorientierungen von Führungskräften im ökonomischen Bereich ineinander? Sofern Konsumismus, meint Ullrich,

„(...) mit dem Kapitalismus verschwistert ist, gehört er (...) zu einer Mentalität, die kindisch ist: Die Sehnsucht des optionssüchtigen Kapitalisten, am Anfang zu stehen, um noch möglichst viel vor sich zu haben, könnte es verhindern, dass der Fiktionswert der Produkte jemals erheblich an Qualität gewinnt.“²⁶

Und zum anderen gilt es, und dies ist nicht zuletzt ein wichtiger Punkt der Fragestellung der Untersuchung, angesichts der hohen politisch-ethischen Qualitätsansprüchen von Nachhaltigkeit an das Wirtschaften und die Lebensführung der BürgerInnen zugleich den demokratischen Rechtsanspruch auf eine gelebte Vielfalt von Lebensstilen²⁷ in unserer liberal-rechtlich verfassten Gesellschaft zu schützen. So konstatiert z.B. der Wirtschaftsethiker P. Ulrich:

„Ideen des guten Lebens stellen (...) den motivbildenden Hintergrund moralischen Handelns dar, sind aber im Ganzen einer normativen Begründung weder zugänglich noch bedürftig, sondern müssen, soweit sie uns überhaupt zur Wahl stehen durch ihre Attraktivität für sich selbst sprechen.(...) Rechtfertigungsbedürftig ist, mit anderen Worten, nur die Sozialverträglichkeit einer subjektiv gewollten Lebensform hinsichtlich der normativen Bedingungen der Einbeziehung anderer Personen, nicht aber der Sinngehalt für den, der sie leben möchte.“²⁸

²⁵ Homepage Weltethos-Institut, An-Institut Universität Tübingen (Hrsg.), <http://www.weltethos-institut.org> (Stand 29.03.2015)

²⁶ Ullrich, W. „Haben wollen. Wie funktioniert die Konsumkultur?“ Frankfurt a.M./2014, S.204

²⁷ Vgl dazu den Ansatz von F. Ekardt „Das Prinzip Nachhaltigkeit“ München/2005 und den Hinweis von J.-P. Wils „Verantwortung“ in: ders. (Hrsg.) „Lexikon der Ethik“ Paderborn/2006, insb. S. 395

²⁸ Ullrich, P. „Integrative Wirtschaftsethik“ Bern/2001 S. 35



Der wertorientierte Anspruch nachhaltigen Wirtschaftens darf deshalb die rechtsstaatlich gewährleistete Freiheit der BürgerInnen moderner Gesellschaften nicht gefährden.

Resumee

Die BürgerInnen sind als aktuell Verbraucher und kritische Konsumenten durch die Normativität nachhaltigen Konsums noch in hohem Maße vor Paradoxien gestellt, die nur auf Kosten ihrer eigenen Lebensqualität gelöst werden könnten. Im Grunde genommen beinhaltet ein hoher Anspruch nachhaltiger Konsumentenethik eine klare Überforderung des Verbrauchers angesichts der beschränkten Handlungsoptionen der BürgerInnen, und dies selbst innerhalb der westeuropäischen Wohlstandsgesellschaften. Dies gilt um so mehr, sollten sie zudem von Seiten der Wirtschaftsethik als die Hauptakteure ökologisch und sozial verantwortungsvollen Wirtschaftens identifiziert werden. Die Zuschreibung der ethisch-moralischen Verantwortlichkeit für nachhaltiges Wirtschaften kann jeweils nur selbstverpflichtend von Seiten der sog. „WeltbürgerInnen“ erfolgen und ist inhaltlich und in ihrem Ausmaß nur mithilfe des jeweils individuell zu erwerbenden praktischen Urteilsvermögen von den Konsumenten selbst zu konkretisieren. Dies verbietet eine Einschränkung von Handlungs- bzw. Konsumoptionen aus der Perspektive einer universal gültigen Norm des sog. „guten Lebens“, da diese dem Geist und den Grundwerten der modernen liberaldemokratischen Gesellschaft widerspricht und ein freiheitlich orientiertes Zusammenleben der Menschen in hohem Maße gefährden würde. Denn, so fragt H.W. Sinn zurecht:

„Wenn wir den kommenden Generationen zu wenig hinterlassen, weil wir bezüglich unserer Nachkommen nicht altruistisch genug sind, wem sollten wir unsere Entscheidung über das richtige Maß überlassen? Dem Staat etwa?“²⁹

In diesem Sinne bleibt uns nur der appellative Verweis auf die Aufgabenstellung einer geteilten Verantwortlichkeit aller BürgerInnen: Diese muss in einem gesamtgesellschaftlichen Diskurs von Wissenschaftlern und aller Akteure des Wirtschaftslebens bestimmt und realisiert werden, indem eine kulturelle Reflexion auf die in unserer Wirtschaftsform enthaltenen normativen Implikationen für Umwelt, Sozialverträglichkeit und die weltweiten Folgen für künftigen Generationen geleistet wird³⁰. Die

²⁹ Sinn, H.W. „Das Grüne Paradoxon“ Berlin/ 2012, S. 427. Hans-Werner Sinn spricht hier von einer sog. „Nirwana- Ethik“, da sie innerhalb eines liberal-freiheitlicher Staatswesen nicht realisierbar wäre.

³⁰ Mit den Worten von P. Ulrich „Wirtschaftsbürgerkunde als Orientierung im politisch-ökonomischen Denken“ (SoWi online 2/2001):

„Wir haben also nicht die Wahl zwischen einer ‚wertfreien‘ und einer ethischen Perspektive des Wirtschaftens, sondern nur die Wahl zwischen einem reflektierten und einem nicht reflektierten Umgang mit der unausweichlichen Normativität jeder Stellungnahme zu Fragen rationalen Wirtschaftens.“ http://www.sowi-online.de:/journal/2001_2/ulrich_wirtschaftsbuergerkunde_orientierung_politisch_oekonomischen_denken.html (3.11.2015)



Autorin schließt sich damit dem Statement der Untersuchung von Th. Boysen an, der feststellt:

„Eine Sensibilisierung für die Ethik des Konsumenten soll nicht ablenken oder substitutiv zur Ethik der ‚Produzenten‘ erklärt werden, sondern Hand in Hand mit dieser gehen. Unterstützend kann eine Verantwortungsübernahme des Kunden auf die Verantwortungsübernahme des Produzenten wirken, ohne dass letzterer sich aus der Verantwortungszeichnung zurückzieht.“³¹

Der vorliegende Aufsatz will in diesem Sinne für einen gesamtgesellschaftlichen Lernprozess nachhaltigen Wirtschaftens und nachhaltig orientierter Lebensqualität einen Beitrag liefern.

Literaturverzeichnis

- Aachener Stiftung Kathy Beys (Hrsg.) „Lebensqualität“ in: Lexikon der Nachhaltigkeit“
https://www.nachhaltigkeit.info/artikel/lebensqualitaet_1818.htm (Stand 10.9.2015)
- Belz, F.-M./ Bilharz, M. „Nachhaltiger Konsum, geteilte Verantwortung und Verbraucherpolitik: Grundlagen“ S.21ff in: Belz, F.-M. (u.a.ed.s.) „Nachhaltiger Konsum und Verbraucherpolitik im 21. Jahrhundert“ Marburg/2007
- Belz, F.-M. (u.a.ed.s.) „Nachhaltiger Konsum und Verbraucherpolitik im 21. Jahrhundert“ Marburg/2007
- Boysen, Th. „‘Du bekommst, was du verdienst!’ Impulse aus Sicht einer Konsumentenethik“ S.206ff in: Zeitschrift für Wirtschafts- und Unternehmensethik 1,2/2000
- Comte-Sponville, A. „Kann Kapitalismus moralisch sein?“ Zürich/ 2009
- Curbach, J. „Die Corporate- Social-Responsibility-Bewegung“ Wiesbaden/2008
- Deutsche Landwirtschaftsgesellschaft (Hrsg.) „DLG-Studien – Presseerklärung für die deutsche Ernährungswirtschaft“
http://www.dlg.org/aktuelles_ernaehrung.html?detail/dlg.org/4/1/3799 (3.11.2015)
- Ekardt, F. „Das Prinzip Nachhaltigkeit“ München/2005
- Hickmann, L. „Fast nackt“ München/2008
- Homann, K./ Bloome-Drees, J. „Wirtschafts- und Unternehmensethik“ Göttingen/1992
- Klein, N. „No logo“ München/2000
- Luks, F. „Nachhaltigkeit“ Berlin/2002
- Marktforschung Nielsen Presseberichte (Hrsg.) „Studie: Nur Bio darf mehr kosten“ in
[http:// www.bio-hamburg.de/scripts/basics/bio-hamburg/news/basics.prg?session=42f9401f55015078_468093&a_no=1342](http://www.bio-hamburg.de/scripts/basics/bio-hamburg/news/basics.prg?session=42f9401f55015078_468093&a_no=1342) (3.11.2015)

³¹ Boysen, Th. „Du bekommst, was Du verdienst“, s.o. S.217



- Neumann, M. „Wie weit trägt ethisch motivierter Konsum“ in: Wirtschaftliche Freiheit – Das ordnungspolitische Journal“ vom 21.6.2013 in:
<http://wirtschaftlichfreiheit.de/wordpress/?p=12560> (3.11.2015)
- Opgen-Rhein, R. „Philosophische Theorien globaler Ordnung“ Marburg a.M./ 2009
- Pech, N. „Wären Sie bereit zu verzichten“ (Interview) in: Süddeutsche Zeitung 12.1.2014
- Petersen, Th. „Phronesis, Urteilskraft und Interdisziplinarität“ S.26ff in: Baumgartner, St. (u.a.eds.) „Wissenschaftsphilosophie interdisziplinärer Umweltforschung“ Marburg/2005
- Pies, I. „Weltethos versus Weltgesellschaftsvertrag“ in: Wittenberg-Zentrum für Globale Ethik (Hrsg.) „Diskussionspapiere“ 03/03. http://www.wcge.org/download/DD_03-3.pdf (Stand 30.03.2015)
- Sinn, H.-W. „Das grüne Paradoxon“ Berlin/2012
- Suchanek, A. „Vertrauen in die Führungseliten aus Sicht der Wissenschaft“ in: Wittenberg-Zentrum für Globale Ethik (Hrsg.) Diskussionspapiere 2012/03
http://www.wcge.org/download/DP_2012-03_Suchanek_Vertrauen_in_die_Fuehrungseliten_aus_Sicht_der_Wissenschaft.pdf (Stand 29.03.2015)
- Ullrich, P. „Integrative Wirtschaftsethik“ Bern/2001
- Ullrich, W. „Haben wollen. Wie funktioniert die Konsumkultur?“ Frankfurt a.M./2014
- Watzlawick, P. „Die Anleitung zum Unglücklichsein“ München/2010
- Weltethos-Institut – An-Institut Universität Tübingen (Hrsg.) „Homepage Weltethos-Institut“, <http://www.weltethos-institut.org> (Stand 29.03.2015)
- Wilhelm, Th. „Wieviel Gewissen darf's denn sein? Ethik in Beruf und Alltag“ Freiburg i.Br./2011
- Wils, J.-P. „Verantwortung“ S. 395, in: ders. (Hrsg.) „Lexikon der Ethik“ Paderborn/2006
- Wolf, U. „Aristoteles' Nikomachische Ethik“ Darmstadt/2007
- Zimmermann, R. „Legitimationsprobleme des Wirtschaftssystems“ S.223ff in: Arndt, F. (u.a. eds.) „Ordnungen im Wandel“ Bielefeldt/2008





Kurzbiographien der Beiträgerinnen und Beiträger

Simone Bastian

Abitur 1984, Studium der Psychologie an der Universität Bamberg (Diplom 1992), anschließend Aufbaustudium Journalismus und Öffentlichkeitsarbeit; freie Mitarbeit bei Zeitungen seit 1988; 1994 Volontariat beim Coburger Tageblatt, seit 1996 dort als Redakteurin tätig.

Sabine Braunersreuther

Sabine Braunersreuther ist Diplom-Sozialpädagogin und arbeitet seit 1984 in angestellten wie selbstständigen Arbeitsverhältnissen im Bereich der Menschenführung im gesamtgesellschaftlichen und arbeitsmarktpolitischen Kontext. Von 2006 bis 2015 arbeitete sie als Geschäftsführerin und Projektkoordinatorin des Vereins 50plus in Oberfranken e.V., der im Rahmen des Bundesprogramms „Perspektive 50plus“ mit der Reintegration älterer Langzeitarbeitsloser in den regionalen Arbeitsmarkt beauftragt ist. Nach Fortbildung zum Arbeitsbewältigungscoach und NLP-Master ist sie zusätzlich freiberuflich tätig als Unternehmensberaterin und Führungskräftecoach.

Prof. Dr. Eckardt Buchholz-Schuster

- Jahrgang 1967
- 1988-1992: Studium der Rechtswissenschaften (Schwerpunktbereich Rechtsphilosophie) sowie wirtschaftswissenschaftlicher Grundlagen an der Universität Bayreuth
- 1992: Referendarexamen in Bayreuth, Doktorand bei Prof. Dr. Rainer Schröder, Bayreuth, später Berlin
- 1993-1995: Referendariat, Stationen mit forensischer Tätigkeit u.a. Zivilsenat OLG Bamberg, Konzernrechtsabteilung Deutsche Lufthansa AG, Köln
- 1995: Assessorexamen in München
- 1995-1997: Promotionsstipendiat des Landes Berlin
- 1997: Promotion zum Dr. iur. an der Juristischen Fakultät der Humboldt-Universität zu Berlin
- 1997-2003: beratende und rechtsgestaltende Tätigkeiten als Rechts- und Syndikusanwalt in Köln und Bonn (Gen Re, Zurich)
- 2001-2003: juristischer Lehrbeauftragter an der FH Köln



- seit 03/2003: Professor für das Lehr- und Forschungsgebiet „Rechtliche Grundlagen und Rahmenbedingungen der Sozialen Arbeit“ an der Hochschule Coburg

Prof. Dipl. Ing. Barbara Fuchs

Geboren 1964 in Lindau/B. Nach humanistischem Abitur zunächst Arbeit als Schreinerpraktikantin, Schneiderlehrling und Schneidergesellin. Danach Studium der freien Malerei und der Innenarchitektur an der Akademie der Bildenden Künste in München. Im Anschluss selbständig tätig als freie Innenarchitektin und Malerin mit Arbeitsschwerpunkten im Kirchen- Krankenhaus- und Wohnungsbau. Promotionsstipendiatin des Cusanuswerks und Stipendiatin der Villa Massimo, Rom, in der Casa Baldi. Seit 2009 Professorin an der Hochschule Coburg in der Fakultät Design, Studiengang Innenarchitektur für das Fachgebiet ‚Raumkonzeptionelle Gestaltung‘.

Prof. Dr. Peter Herz

Geb. 1948 in Bad Ems. Studium der Geschichte, Latein und Archäologie 1968-1975 in Mainz und Oxford. Promotion Mainz 1975. Staatsexamen 1976. Referendariat 1977/78. 1978-79: Reisestipendiat des Deutschen Archäologischen Instituts. Hochschulassistent Mainz 1980. Habilitation Mainz 1985. Professur 1986. Vertretungen in Darmstadt, Basel und Heidelberg. 1990: Institute for Advanced Study Princeton. 1994-2014: Lehrstuhl für Alte Geschichte Regensburg. Forschung: Antike Sozial- und Wirtschaftsgeschichte. Antike Religionen (Herrscherkult).

Prof. Dr. Henning Hopf

Henning Hopf studierte ab 1960 an der Universität Göttingen als Stipendiat der Studienstiftung des Deutschen Volkes Chemie. Ging dann nach seinem Vordiplom (1963) an die University of Wisconsin in Madison, wo er nach seinem Masterexamen (1965) in Organischer Chemie promovierte (1967). Nach seiner Rückkehr nach Deutschland habilitierte er sich im Jahre 1972 an der Universität Karlsruhe (heute: KIT) und folgte 1975 einem Ruf an die Universität in Würzburg. Von dort wurde er 1979 an die Technische Universität Braunschweig berufen, wo er den Großteil seiner aktiven Berufstätigkeit verblieb. Sein Hauptarbeitsgebiet ist die Kohlenwasserstoffchemie, wobei ungesättigte Verbindungen im Vordergrund des Interesses stehen (Aromaten, Polyolefine, Retinoide, Alkine, Allene u.v.a.m.) Sein wissenschaftliches Œuvre – über 600 Originalpublikationen, Übersichtsartikel, Patente sowie mehrere



Bücher – wurde durch zahlreiche nationale und internationale Preise gewürdigt. Er war Präsident der Gesellschaft Deutscher Chemiker, deren Ehrenmitglied er ist. Er war Gastprofessor an zahlreichen Universitäten (Bordeaux, Bar Ilan (Israel), Stanford, Melbourne, Canberra u.a.). H. Hopf ist verheiratet und hat drei erwachsene Töchter.

Dr. Gerhard Knothe

- 1983 Diplom, Chemie, Universität Bremen.
- 1988 Dr. rer. nat., Chemie, Universität Bremen.
- 1988-1989 Postdoc, University of Kentucky, Lexington, KY, USA.
- Seit 1989 Research Chemist / Lead Scientist, National Center for Agricultural Utilization Research, U.S. Department of Agriculture, Peoria, IL, USA.

Prof. Mark N. Phillips

- Architect
- Professor for experimental Space // Interior Architecture
- Coburg University of Applied Sciences and Arts, School of Design
- Teaching:
 - since 2012: Professor for Interior Architecture and Design
@ Coburg University of Applied Sciences and Arts
 - 2011-2012: Visiting Professor for Interior Architecture at HfT Stuttgart
 - 2003-2005: University Stuttgart, International Affairs: Summer University, Architecture, in English
 - 2004: University Stuttgart, international ERASMUS Programme: Architecture in English
- Architecture and Interior Design:
 - 2015 - today: Interior Design Director @ ORANGE BLU building solutions, Stuttgart
 - 2012-2014: Own architecture office: www.mark-phillips.de
 - 2005-2012: Owner of mori:projects Architecture & Interior Design: moriprojects.mark-phillips.de
 - 1998-2005: Different offices, e.g.: www.msz.de
- 1998: Diploma in Architecture at University Kaiserslautern, Germany;
- 1991-1998: Studies in Architecture at University Kaiserslautern, Glasgow Strathclyde University, La Sapienza
- Rome and at Georgia Institute of Technology, Atlanta, Georgia



Prof. Dr. Ralf Reißing

- 1991-1996 Studium Informatik, Universität Stuttgart
Schwerpunkte Software-Entwicklung und Programmiersprachen
- 1996-2002 Promotion Informatik, Universität Stuttgart
Schwerpunkt Software Engineering, insbesondere Entwurfsqualität
- 2002-2010 Entwicklungsingenieur, Daimler AG
Automotive Software Engineering mit den Schwerpunkten Test, Requirements Engineering und funktionale Sicherheit
- seit 2010 Professor, Hochschule Coburg
Professur Automobilinformatik, Embedded Systems und Grundlagenfächer der Informatik
- seit 2010 Ressortleiter Software und funktionale Sicherheit am Technologietransferzentrum Automotive der Hochschule Coburg (TAC)

Sandra Scalici, B.A.

- Born 1987 in Stuttgart, Germany
- since 2013: University of Applied Sciences and Arts, Coburg, Germany // Master of Arts, Interior architecture & architectural design // Master focus experimental brand appearance
- since 2010: Eighteen months Internship at Mercedes-Benz, Brand Communication department, Stuttgart, Germany // Interior design, Focus public & commercial space
- 2010: University of Applied Sciences, Stuttgart, Germany // Bachelor of Arts, Interior design // Thesis in cooperation with Mercedes-Benz
- 2009: Internship at msm architectural office, Esslingen, Germany
Internship at building and furniture carpenter Schaaf, Stuttgart, Germany
- 2005: Apprenticeship as a graphic designer // Academy for Communication, Stuttgart, Germany

Prof. Dr. Elke Schwinger

Geb. 1960 in Nürnberg. Seit 2012 an der HS Coburg Professorin für Philosophie, Wissenschaftstheorie und Ethik im BMBF-Projekt „Coburger Weg“. Studium der Politikwissenschaft, Philosophie, Soziologie (M.A. phil.) in Marburg, Erlangen und München. M.A. phil. Politikwissenschaft und Promotion Philosophie an der LMU München. Habilitation mit Lehrbefugnis der Politischen Theorie und Philosophie (2003) mit dem Thema „Der ‚Geist des Kapitalismus‘ und die Zukunft der Arbeitsgesell-



schaft“ an der LMU München. Zusätzlich zu langjähriger akademischer Lehrerfahrung an Universität und Hochschule Qualifikationen und Praxiserfahrungen im Bereich der Demokratiepädagogik und profunde Ausbildung in Wirtschafts-Mediation (IMS München). Assistenzzeit an der Bundeswehruniversität München (C1). Lehr-Forschungsschwerpunkte: Gerechtigkeitstheorie, Rechtsphilosophie, Menschenrechtsdiskurse und aktuelle Problemstellungen Angewandter Ethik.

